This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

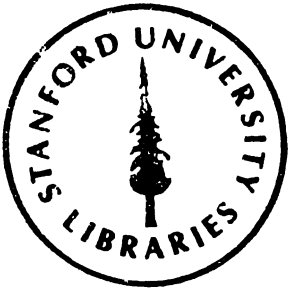
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

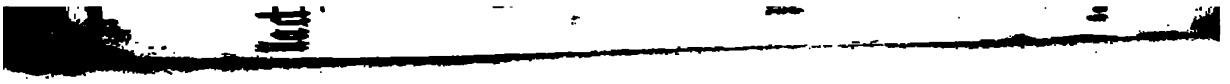
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

Ludw. Aug. Frankl.

Nach Jerusalem!

Zweiter Theil.

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1858.

Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jerusalem	11
Der österreichische Consul	15
Der Chacham Baschi	19
Besuchende	22
Rapport der Juden	28
Beim Pascha	31
Die Zionssynagoge	36
Zwischenfälle	39
Die jüdischen Gemeinden	43
Sepharedim	44
Aschkenasim	47
Peruschim	48
Chassidim Wolhinier	49
Chassidim Oesterreicher	49
Chassidim Chabat	50
Warschauer	50
Anshe Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zustände	54
Die Karaiten	63
Mission	67
Entscheidende Versammlung	78
Zwei Besuche	84

Epiſoden . . . . . .
Pamphlete . . . . . .
Auf den Oelberg . . . . . .
Beſchuldigungen . . . . . .
Das Wochenfeſt . . . . . .
Ein Haus . . . . . .
Handwerker und Arbeitſchulen . . . . . .
Jüdiſche Hospitale . . . . . .
Vor dem Jaffathore . . . . . .
Auf Zion . . . . . .
Eine Hochzeit . . . . . .
Doppelehen . . . . . .
Ein Leichenbegängniß . . . . . .
Aufnahme in die Schule . . . . . .
Der Bazar . . . . . .
Ismr . . . . . .
Um die Stadtmauern . . . . . .
Eröffnungs-Feierlichkeit . . . . . .
Woher kann Hülfe kommen? . . . . . .
Ein- und Auswanderung . . . . . .
Vereinigung der Gemeinden . . . . . .
Freie Wahl des Vorſtandes . . . . . .
Frühe Heirat . . . . . .
Acker- und Gartenbau . . . . . .
Geldverwendung . . . . . .
Schlußbetrachtung . . . . . .
König David's Grab . . . . . .
Jüdiſche Legenden von König David's Grab . . . . .
Der Dolch . . . . . .
Die fromme Wäſcherin . . . . . .
Arabiſche Legenden . . . . . .
Die Reue . . . . . .
Panzerhemde . . . . . .
Das Sterben . . . . . .
Der Leichenzug . . . . . .

Seite

Nabi Samwil 202
Elias 207
Bethanien 210
Gethsemane 212
Die Grabkirche 218
Das österreichische Hospiz 224
Das Kreuzkloster 226
Das griechische Kloster 228
Das armenische Kloster 230
Das abissinische Kloster 231
Diakonissinnen 233
Harem 235
Antike Steinbrüche 244
Auf dem Blutacker 248
Der Tempel 254
Der letzte Hohepriester 265
Jerusalemitanische Legenden 268
Das Feuer in der Bundeslade 268
Regen 270
Drei Kabbalisten 272
Die Hand 274
Eine Familienmegilah 276
Der leblose Lebendige 279
Rabbi Kolonimos 281
Aberglaube 284
Abschied 288
Fort 296
An Jerusalem 298
Arabische Gastfreundschaft 302
Schluß der Tragödie 308
Nach Khaifa 311
Auf dem Carmel 317
St. Jean d'Acre 325
Akme 329
Safed 336

Seite

Zum galiläischen Meere 343
Tiberia 347
Die Bäder 354
Sabbatraft 358
Ein Blatt aus der Chronik 363
Nach Nazaret 373
Im Kloster 378
Der Tabor 383
Betrachtung 388
Fra Joachimo 392
Die Ebene Jesreel 398
Ein Nachtlager 403
Sebaste 407
Nablus 412
Bei den Samaritanern 416
Auf dem Garizim 423
Der Ebal 427
Jakobs Brunnen und Josefs Grab 430
Legenden von Jussuf 434
Dschel Dschule 438
Jericho 443
Zum Jordan 454
Das todte Meer 458
Betlehem 464
Hebron 468
Die Doppelhöhle Machpelah 474
Purim taka 475
Der Zehnte 476
Gotteserkenntniß 481
Auferstehung der Todten 482
Rachels Grab 485
Abschied vom Leser 489
Anhang . . . . . 491—516

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Geſtade von Paläſtina. — Betende Chriſten und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Chriſt. — Die jüdiſche Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchſe und Philiſter.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht ſchlafen; mich beherrſchten Gedanken und Sorgen, Fantaſien und Gefühle. Nebel der See ſtiegen ſie empor, legten ſich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Geſtaltung, um als Wolken hoch aufzuſchweben, in Licht und Schatten zu ſpielen und wieder in ſich zurück zu ſinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und ſchaute hinaus in die rauſchende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geſchichte heilige Land! Du wirſt es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeiſterter Menſchen Häuptern die Flammen Gottes ſchlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politiſche Weisheit predigten, und die ſchönſten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden ſind.

Wonach ſich Millionen Menſchen ſehnen, dir iſt es durch ein günſtiges Geſchick gegönnt, und nicht *ſchauen* blos ſollſt du Kanaan und ſeine heilige Königsſtadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferſtehen, nicht der Tempel Jehovas mit ſeinem blutigen Opferdienſte, nicht ſein

funkelndes Orakel, die Urim und die Thumim, nicht der aus Zederngebälk gezimmerte Palast der Könige.

Das verlorene Erbe ist nur geistig wieder zu gewinnen.

Die Aufgabe Israels scheint auf diesem Boden erfüllt, und was als Fluch bezeichnet wird, es ist sein Segen: zerstreut zu sein auf der Erde, ein ganzes apostolisches Volk. Wie der schönen Patriarchenmutter Liebe zu ihrem Sohne, nachdem er gestorben war, zur Liebe für das ganze Volk wurde; so ist die ursprünglich an ein kleines Land gebannte Mission Israels zur allgemeinen auf der Erde geworden. Die Berge und die Thäler der Erde, auf und nieder und über die Meere hinaus, in Schaaren und in Gruppen, einzeln und gedrang, zieht der semitische Stamm mit seiner bleichen Denkerstirne und trägt ein besiegter Sieger das gerettete Banner seiner Ehre und seines Geistes vom Aufgang bis zum Niedergang. Und so mächtig ist selbst der Widerglanz dieser Lehre noch, daß viele Völker der Erde von ihm erleuchtet werden, Monde von der Sonne Licht!

Aber ist es nicht ein kühnes Vermessen, das dich selbst treibt? Mit wie geringem geistigen Werkzeug ausgerüstet gehst du an das Werk! „Wer bin ich?“ um auf diesen Ruinen einzelne Steine zusammen zu tragen, sie zu meißeln und den Bau eines Hauses zu versuchen, in welchem Lehre und Licht, die glänzenden Waffen geschmiedet werden sollen, die allein die Welt erobern, und die das verlorene Erbe der Väter — geistig wieder gewinnen sollen.“

Die mächtigen Eindrücke meiner Reise bisher, die gewaltigen, immer wechselnden Szenen, die fremden Gestalten und Erscheinungen ließen die Furcht: wird auch das mir anvertraute Werk gelingen? nicht aufkommen in mir. Jetzt wußte ich die Gestade, auf welchen ich eine ernste heilige Aufgabe zu lösen ging, nur noch von der Nacht den Blicken entzogen, aber nahe vor mir. Der ganze, tiefe Ernst einer heiligen Pflicht einer großen Verantwortlichkeit trat mir wie ein Riesenschatten entgegen und mich ergriff ein banges Zagen.

„Wer bin ich!“

Im Osten fingen weiße Streifen zu schimmern an, silberne Fransen am schwarzen mit Sternen besäeten Sargtuche der Nacht. Die Sterne erloschen einzeln, die weißen Streifen röteten sich und wurden immer breiter. Ein lang gestrecktes, welliges Gestade hob sich dunkel vom lichten Horizonte ab und ein purpurnes Funkeln ging über die Wellen der See.

Noch wenige Momente und es lag im vollen Sonnenglanze vor mir — Palästina!

Auf dem Verdecke wurde es lebendig, die Pilger aus dem Abendlande eilten zuerst hinauf und eine kleine christliche Gemeinde hob ein feierliches frommes Morgenlied zu singen an.

Der Schönfärber Benzion aus Přemisl, den wir bereits von der Fahrt nach Rhodus und Cypern kennen, stand demüthig betend, die Tephillen um Stirne und Arm gewunden und sprach weinend den Spruch, wenn Juden das gelobte Land erblicken:
„Wehe mir, deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden."

Wir fuhren noch einige Stunden die Küste entlang, bis uns eine Anhöhe hinauf die uralte phönizische Stadt Joppe — was Anhöhe bedeutet — das heutige Jaffa, erschien. Aus grauweißem Stein gebaut, flache Dächer, hoch gekuppelte Moscheen, schlanke Minarete, grüne Gärten, da und dort eine Palme, oder das Banner einer europäischen Macht im Morgenwinde flatternd, so stellte sich uns die im Sonnenlichte funkelnde Stadt dar, mächtig, fremdartig, schön!

An diese Anhöhe war die plastisch schöne Gestalt der äthiopischen Königstochter Andromeda geschmiedet, um einem Seeungeheuer preisgegeben zu werden, bis sie der vom Siege über die Medusa auf dem Flügelrosse heimkehrende Perseus erblickte, befreite und unsterblich zu lieben begann. Er tödtete das Ungeheuer und wusch in einer Quelle nahe beim Meere von Joppe seine Hände vom Blute rein. Die Quelle fließt seitdem, wie der sich rot färbende Andonisfluß auf dem Libanon, rot. Die schöne bildende

Sage der Hellenen wußte eine natürliche Erscheinung, daß der Quell von der rings verbreiteten roten Sanderde zuweilen rote Farbe annimmt, auch hier poetisch zu verklären.

Die Anker wurden außerhalb des seit Urzeiten gefährlichen Hafens weit draußen geworfen. Aus ihm heraus, auf phönizischem, mit Götzendienern gefülltem Schiffe suchte der Prophet Jona dem Gebote des Herrn, nach Niniweh zu gehen, zu entkommen, bis ihn der Haifisch verschlang und als zähe unverdauliche Atzung wieder ausspie.

Flügelroß und Haifisch! Der plastisch schön empfindende Hellene und der die edle Plastik verachtende Jude!

Wir waren bald von Barken umschwärmt und nicht mehr wir selbst; vielmehr willenlos gemachte Menschen, Waaren, welche die Barkenführer ans Land zu bringen hatten. Jeder von ihnen suchte einen Reisenden mit seinem Gepäcke unter heftigem Schreien und Zanken zu entern. Einige Barken wurden von völlig nackten, kräftig edlen Jünglingsgestalten geführt und retteten die durch die unförmliche Haifisch-Erinnerung verdorbene Fantasie.

Ein Jude aus Kaschau, Herr Platner, der das Uhrmacher-Handwerk betreibt und eine gute, reinliche Herberge hält, war von Freunden angewiesen, mich zu empfangen und holte mich am Borde ab. Ich begab mich mit ihm und drei Deutschen, die ich auf dem Schiffe kennen lernte, zu ihm. Um im Hafen beim Zollamte ans Land zu kommen, muß man sich, unter dem lärmenden Tumulte all Derer, die sich des Fremden bemächtigen wollen, von zwei Männern empor ziehen lassen, was nicht ohne Gefahr ins Wasser zu fallen möglich ist. Zu einer hölzernen Treppe, die bequem oder doch wenigstens sicher empor führte, hat es die türkische Lokalbehörde noch nicht gebracht. Es wäre dies zwar nicht kostspielig, aber ordentlich, und Ordnung ist nicht die Sache eines auch in den kleinsten Dingen anarchischen Staates.

Vier Piaster: 20 Kreuzer genügten, um vier voraus gesandte große Kisten uneröffnet und somit ununtersucht vom Zollamte

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Muſſa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terraſſe der Herberge hingeſtreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit ſeinen ſtarken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa ſeit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der ſephardiſchen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Raguſa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Chriſten, Herrn David — früher Peter — Klaſen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzuſtellen. Herr Klaſen iſt der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pfr. angekauften Beſitze Sir Moſes Monteſiores und beſchäftigt zwanzig jüdiſche Arbeiter. Die Gärten ſind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienſte zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klaſen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdiſches Mädchen aus Jeruſalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klaſen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schweſter, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jeruſalem einen Herr P. K., der ſpäter Proteſtant wurde, während ſie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommiſſionär, um jüdiſchen Pilgern behülflich zu werden und fühlt ſich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu ſein. Es leben jetzt 65 jüdiſche Familien — darunter nur drei aſchkenaſiſche — etwa 400 Seelen hier; ſie beſitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen ſich auf 4500 Pfr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde iſt arm und bezieht nirgend her Almoſen. Ihre Mitglieder ſind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

Hände Arbeit und als Lastträger, Schiffer, Boten u. dgl. Handwerker sind wenige unter ihnen: 4 Schuster, 3 Schneider, 1 Silberarbeiter, 1 Uhrmacher. Nur vier Gemeindemitglieder besitzen Häuser. Herr Lewi schilderte mir im Ganzen die Lage der Gemeinde als eine sehr traurige und meinte, wenn sie nur einen Lehrer bezahlen könnten, um ihre Kinder auch in andern Gegenständen als im Talmud, namentlich aber in der Landessprache unterrichten lassen zu können; wodurch sie erwerbfähiger würden. „Wie glücklich," schloß er, „sind unsere Brüder in Jerusalem; ihnen wendet sich alle Theilnahme zu. Bewohnen denn nicht auch wir das Land Israels?"

Um 3 Uhr Nachmittags war vor unserem Hause lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren; ein Lärmen und Schreien und Zanken der Araber, als sollte jeden Augenblick ein Kampf mit Messern beginnen. Es war aber nur ein sich verständigen, ein besprechen in der landesüblichen temperamentvollen Weise. Endlich waren neun Pferde gesattelt — es hatten sich uns ein Engländer und ein Spanier angeschlossen — fünf Maulthiere mit unserem Gepäcke beladen. Um 4 Uhr stiegen wir zu Pferde, die Kawasse des österreichischen und preußischen Consulates ritten voran, wir folgten und drei Männer, die Besitzer der Thiere, liefen barfuß bald vor, bald hinter uns, wie eben ein Reiter, oder ein Thier ihrer bedurfte. Ein kleiner Esel lief mit und diente bald dem Einen, bald dem Andern mit seinem Rücken und sprengte ganz stattlich zuweilen der ganzen Karawane voran.

Wir ritten enge steinigte Straßen hinab, den Bazar durchschreitend, zum Stadtthor hinaus und gelangten bald durch lebhaft bewegte Gruppen voll fantastischer Gestalten, durch Kameelzüge und Heerden zu einem prächtigen in sarazenischem Stile erbauten weiß marmornen Brunnen. Straßen, die durch haushohe undurchdringliche Kaktuswände gebildet sind, nahmen uns auf. Hinter den grünen, mit hochroten großen Blüten geschmückten Wänden standen Orangen und Zitronenbäume, fast brechend unter der Last der

güngoldenen und rötlichen Früchte. Aus ihnen heraus ragten einzelne Palmen. Zipreſſen, Feigen-, Oel-, und Granatbäume und Weinranken ließen die Pflanzungen zur Rechten und Linken nicht wie Gärten, vielmehr wie Waldungen erſcheinen. Zwiſchen durch wirbelten unſere Pferde den rötlichen Sand als Staub auf, vom Himmel brannte unerträgliche Glut und eine ſchmale Wüſte durchſchreitend hatten wir zur linken und rechten Seite paradiſiſche waſſer-, duft- und glanzreiche Oaſen.

Eine leicht gewellte ſanft anſteigende Ebene nahm uns auf. Da und dort weißgelbes, für die Ernte reifes Getreide — es war der 27. Mai — einzelne Oelbäume, verfallene Häuſer, drei, vier Hügeln angebaute unanſehnliche Dörfer. Wir befanden uns in der meilenweiten Ebene von Saron. Vor uns, noch in blauer Ferne, im halben Kreiſe, das in mäßig hohen, runden Kuppen ſich erhebende Gebirge von Juda. „Der Schmuck Sarons“ — „Die Roſe im Thal“ — hatte abgeblüht, ich konnte nur die dornigen Sträucher ſehen. Ein hinjagender Fuchs, das einzige Thier, das wir erblickten, erinnerte an jenen humoriſtiſchen Streich Samſons, wie er „dreihundert Füchſe fing und Brände nahm und je einen Schwanz zum anderen kehrete und einen Brand je zwiſchen zween Schwänze that, ſie mit Feuer anzündete und unter das Korn der Philiſter ließ.“

Ein moderner Held hätte jetzt vielmehr die Aufgabe, die Philiſter zwiſchen die Füchſe zu jagen und ihnen ihre klugen Behauſungen über den Köpfen anzuzünden; was uns ein treffliches Mittel ſchiene, Füchſe und Philiſter zu gleicher Zeit los zu werden.

Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jerusalem	11
Der österreichische Consul	15
Der Chacham Baschi	19
Besuchende	22
Aegerot der Juden	28
Beim Pascha	31
Die Zionssynagoge	36
Zwischenfälle	39
Die jüdischen Gemeinden	43
Sepharedim	44
Aschkenasim	47
Peruschim	48
Chassidim Wolhinier	49
Chassidim Oesterreicher	49
Chassidim Chabat	50
Warschauer	50
Anshe Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zustände	54
Die Karaiten	63
Mission	67
Entscheidende Versammlung	78
Zwei Besuche	84

Im Hofraume war wieder lebendiges Treiben und Drängen. Eine brennende Fackel beleuchtete unſere Pferde, die geſattelt, die Maulthiere, die beladen wurden; all das wieder unter heftigem, übrigens völlig unbedenklichem Schreien und Zanken unſerer Führer und Begleiter. Ueber den bewegten Gruppen ragte eine ruhig hohe Palme und bewegte kaum im Nachthauche ihre Blätter. Um halb vier Uhr des Morgens war die Karawane zum Aufbruche bereit. Wir ritten durch enge ungepflaſterte Straßen, die Häuſer waren wieder ſtumm geworden, über ihnen da und dort eine Palme, eine Zipreſſe im Mondlicht glänzend. Alles in unſicheren Umriſſen ſchweigend, bald im Lichte, bald im Schatten zitternd.. Die Sterne, die größer als im Abendlande erſchienen, flackerten, was hier keinen Regen verkündet und in den Lüften fing ein Lerchenjubel zu ſchmettern an. Der Himmel war leicht wolkig und zeigte uns die Pracht des Sonnenaufganges nicht; es wehte ein friſcher Hauch und ſelbſt bei voller Tageshelle blieb es nur angenehm warm. Wir hatten bis Jeruſalem von keiner Hitze zu leiden.

Jerusalem.

Der Weg. — Adler und Eidechsen. — Ein Schech. — Kiriat Jearim. — Anblick der h. Stadt. — Ein Ueberfall. — Krie schneiden.

Das Land, das den Anblick einer von der Sonne verbrannten Hutweide gewährte, fing nun immer mehr an hügelig zu werden. Die Straße, wenn ein seit Urzeiten nicht gebauter Weg so genannt werden kann, wurde steinigt und den Pferden beschwerlich.

Nach drei Stunden waren wir in den Bergen. Auf den ersten Anhöhen zur Linken lag das Dorf Kubak. Wir ritten, zur Rechten und Linken hohe Felsen, durch enge steinigte schmal zusammengedrückte Thäler. An die halsbrecherischen Ritte auf dem Libanon gewöhnt, erschien mir dieser von Pilgern verrufene Weg völlig ungefährlich und meine Gefährten konnten nicht begreifen, wie ich, zuweilen mein Pferd heiter in Galopp setzte und über den felsigen Weg schmetternd hinsprengte. Ebenso erschien mir, der ich bereits Wüstenland gesehen hatte, die Landschaft nicht so kahl und nackt. Ueberall ragten einzelne, bald in Gruppen bald einzeln, uralte Oliven- und Johannesbrotbäume empor und Felsenritze und Spalte durch, drängte sich grünendes Gesträuch. Am Anfang des Wadi Aly begrüßten wir das Dorf Latrun.

Wir waren bereits an zwei Quellen vorüber gekommen und hatten an einer dritten Rast. Wir lagerten unter uralten Bäumen. Ein Adler flog von einer Felsenkuppe hoch auf und über die zum grünen umliegenden Felsblöcke blitzte aufgeschreckt zuweilen eine Eidechse an uns vorüber, zwei Spannen lang.

Während wir lagerten ritt ein schön bewaffneter Schech, mit fünf Begleitern durch Felsen hervor und an uns vorüber. Die malerisch gekleideten Reiter wurden von kleinen, schlanken feurigen Pferden getragen. Ich grüßte den Schech, worauf er auffallend ehrerbietig

Zum galiläiſchen Meere . . . . . .
Tiberia . . . . . .
Die Bäder . . . . . .
Sabbatraſt . . . . . .
Ein Blatt aus der Chronik . . . . . .
Nach Nazaret . . . . . .
Im Kloſter . . . . . .
Der Tabor . . . . . .
Betrachtung . . . . . .
Fra Joachimo . . . . . .
Die Ebene Jesreel . . . . . .
Ein Nachtlager . . . . . .
Sebaſte . . . . . .
Nablus . . . . . .
Bei den Samaritanern . . . . . .
Auf dem Garizim . . . . . .
Der Ebal . . . . . .
Jakobs Brunnen und Joſefs Grab . . . . . .
Legenden von Juſſuf . . . . . .
Dſchel Dſchule . . . . . .
Jericho . . . . . .
Zum Jordan . . . . . .
Das todte Meer . . . . . .
Betlehem . . . . . .
Hebron . . . . . .
Die Doppelhöhle Machpelah . . . . . .
Purim taka . . . . . .
Der Zehnte . . . . . .
Gotteserkenntniß . . . . . .
Auferſtehung der Todten . . . . . .
Rachels Grab . . . . . .
Abſchied vom Leſer . . . . . .
Anhang 491–

verhüllte ihr Angesicht, als wir näher kamen. Der Alte sprach den arabischen Gruß: „Maruh haba.“

Mussa war einige hundert Schritte vorangesprengt und die Rechte ausstreckend rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kods!“ so heißt Jerusalem arabisch.

Ich setzte mein Pferd in raschen Gang und sah vor mir — Jerusalem.

Der Himmel war grau gewölkt und die Stadt selbst mit ihren Kuppeln und Minareten, Häusern und Ruinen, umgeben von einer hohen phantastisch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie selbst schien mir ein altergrauer Pilgrim, der hierher kam und hinsank um zu sterben und vom Schmerz versteint worden ist, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getödtet hatte.

Dies also ist die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies ist die Tempelstadt des weisen, des Menschen und Geister beherrschenden Salomo. Von hier leuchtete eine Centralsonne der Geister: der Glaube an nur einen, ungetheilten Gott der Welt, über die ganze Erde hin und machte diese kleine Stadt zur Weltstadt, zu der man wenn man sie erreichen will, nach den Worten der Schrift: „hinaufziehen“ muß. Sie zog die Geister hinauf, wie die Sonne die Milliarden Thautropfen, in denen sie sich in allen Farbenbrechungen spiegelt.

Ich hielt den Zügel meines Pferdes stramm, damit es sich nicht bewege und mich nicht störe. An meinem innern Auge gingen die Thaten und Gestalten alter Jahrhunderte vorüber. In mir sprach es: Gräber auf Gräbern in Gräbern! Ich war tief gerührt und mich im Sattel vor der Stadt Jehovas beugend, fielen Thränen in die Mähnen meines Pferdes. Ich hörte meine Reisegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden gestiegen waren, um die Stadt zu Fuße pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht gestört zu werden, dem Pferde die Sporen und ritt allein die Höhe hinab.

Reb Jizchak, der sich uns vor Ramleh gesellt hatte und den wir von den Klostergeistlichen abgewiesen sahen, war schon früher

Endlich aus Wölbungen hervor erblickte ich zur Rechten ein überkuppeltes, halbverfallenes Bad und eine Straße, die an ſeiner Seite mäßig aufwärts führt, von welcher mein Begleiter berichtete, daß ſie die Via doloroſa ſei. Zur Linken ſtehen verfallende Häuſer und dem Voranſchreitenden ſchaut das phantaſtiſch überzinkte, hochgewölbte Damaskusthor entgegen. Hart an demſelben führt ein ſchmaler Staubweg einen Schuttberg empor, zu deſſen Linken ſich die ſchöne ſarazeniſch gebaute Stadtmauer hinaufzieht, während man rechts jenſeit der Leidensſtraße thurmhohe Zipreſſen und zwei Palmenbäume aufragen ſieht, die auf dem Berge Moria wurzeln und ihre Schatten über den Opfer heiligen Raum des Tempelplatzes werfen.

Vor mir auf einem kleinen Plateau, von dem zierliche Steinſtufen hinauf geleiten, ſtand, den Schuttberg krönend, das öſterreichiſche Conſulatsgebäude. Zu beiden Seiten der Treppe ein jung angelegter Garten, in welchem unter Blumen aller Art, Granatbäume ihre blutroten Blüten wiegten. An der verſchloſſenen Pforte angelangt, drehte ich ihr den Rücken und ſah zu meinen Füßen tief und einen entgegengeſetzten Berg empor, die kuppelreiche, im Sonnenglanze grauweiß funkelnde Stadt.

Ein Zug an der Schelle der Pforte und ſie wurde von einem bewaffneten Diener aufgethan. Auf einem terraſſirten Hofraume ſpielten hinter einem hölzernen Gitter zwei Gazellen; über einer Ziſterne glänzte der kaiſerliche öſterreichiſche Adler. Eine hölzerne, von Blumen eingefaßte Treppe führte mich in einen mit türkiſch bunten Teppichen belegten Salon, wo mich, da der Conſul momentan nicht anweſend war, ſeine liebenswürdige Gattin empfing, an ihrer Hand ein dreijähriges Mädchen, das mich aus großen märchenhaften ſchwarzen Augen anſchaute und arabiſch grüßte.

In einiger Entfernung ſtand maleriſch gekleidet eine Bethlehemitin, die Aja der kleinen Emilia.

Ich kannte die Gräfin Pizzamano von Wien her, wo ſie in geiſtiggeſelligen Kreiſen durch anmuthende Schönheit und liebenswürdigen Geiſt ſonnenhaft wirkte.

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Paläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abgewandte heitere ruhige Weise bewundern lernte, mit dem er die wichtigsten Geschäfte wie spielend, ohne jede leidenschaftliche Regung, mit ruhigem Ernst abthut. Eine Eigenschaft, die dem Orientalen gegenüber von bester Wirkung ist.

Wir schieden in herzlicher Weise, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenossen kein Aergerniß zu geben, jede Einladung zu Tische ablehnen mußte.

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Muſſa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terraſſe der Herberge hingeſtreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit ſeinen ſtarken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa ſeit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der ſephardiſchen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Raguſa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Chriſten, Herrn David — früher Peter — Klaſen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzuſtellen. Herr Klaſen iſt der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pfſtr. angekauften Beſitze Sir Moſes Monteſiores und beſchäftigt zwanzig jüdiſche Arbeiter. Die Gärten ſind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienſte zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klaſen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdiſches Mädchen aus Jeruſalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klaſen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schweſter, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jeruſalem einen Herr P. K., der ſpäter Proteſtant wurde, während ſie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommiſſionär, um jüdiſchen Pilgern behülflich zu werden und fühlt ſich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu ſein. Es leben jetzt 65 jüdiſche Familien — darunter nur drei aſchkenaſiſche — etwa 400 Seelen hier; ſie beſitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen ſich auf 4500 Pfſtr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde iſt arm und bezieht nirgend her Almoſen. Ihre Mitglieder ſind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wäreſt.

„Wenn Opfernde nach Jeruſalem kamen, ging ihnen der Hoheprieſter immer entgegen. Und Du bringſt ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Biſt Du nicht ſoweit gereiſet?“

Eine Sehnſucht meines Lebens iſt erfüllt, Jeruſalem zu ſehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebſt dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Paſſafeier betend ſchließen: „Leſchono habo be Jeruſchalaim“.

„Du haſt Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moſes, unſerem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern ſehen. Du haſt es betreten. Wir aber, die wir hier geboren ſind, warten ſehnſuchtsvoll traurig auf den Meſchiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Bruſt und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientaliſcher Tracht, um dem Herrn des Hauſes durch ihre Gegenwart den Gaſt ehren zu helfen, ſich verſammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tſchibuk und Kaffe und auf ſilberner Taſſe eingemachte ſüße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speiſe oder Trank genießt, übliche Gebet geſprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Bruſt und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baſchi hatte unterdeſſen, ſelbſt aus einem Tſchibuk rauchend, die Briefe aufmerkſam geleſen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Dieſe Briefe freuen mich; ſie ſind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, iſt empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menſchen. Du kennſt mich nicht und darum ſchienen ſie mir nötig.

„Du biſt ein trefflicher Mann, hätte man ſonſt gerade Dich gewählt? Wir ſind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebaſſer“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne dieſen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht ist Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es ist alles gut; ich habe schon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterstützen, werde ich thun.“

Dein Ansehen ist alt und ehrwürdig aber Dein Geist ist jung.

„Das ist die Gnade Gottes.“

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu sein, Dein Name ist bekannt, wie im Morgen- so im Abendlande.

„Musik klingt weit.“

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterstützen. Ich kann es um so mehr, als“ — anspielend auf die anwesenden Rabbiner, „das Geschlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgestorben ist.“

Ich schied, nicht ohne die Hand, wie schon beim Kommen, an die Mesusa der Thürpfoste und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jerusalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baschi, umgeben von seinem ehrwürdigen Besdin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt seiner Diener, feierlich den Besuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, sogenannte spanische, mit Silber beschlagene Stöcke trugen, während die deutschen Juden es für Sünde halten, sich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor seiner Ankunft hatte der Chacham Baschi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlschmeckend sei“ süße Kuchen gesendet.

Beſuchende.

Vorſteher der Chaſſidim. — Oeſterreichiſches Geld an Ruſſen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdiſcher Dichter. — Ein Mann aus Kremſier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdiſche Wohlthäter. — Ein Tiſchlermeiſter.

Bald nach dieſem Beſuche begrüßten mich die Vorſteher der Gemeinde „Chaſſidim“, an ihrer Spitze Herr Niſſim Back aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräiſche Buchdruckerei in Jeruſalem, die ihm Sir Monteſiore einrichtete, beſitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darſtellung, wie es in Jeruſalem an Lehranſtalten fehle, und wie ſie den Gedanken an die Gründung einer ſolchen ſegnen, ihre Dienſte aufs freundlichſte an. Sie eröffneten mir dann ihr ſchmerzliches Anliegen, wie ſie ſeit Jahren ohne ergiebigen Erfolg Geld ſammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der ſie den Grund bereits angekauft. Als ich ſie auf den Curator in Wien verwies, deſſen einzige Obliegenheit es ſei, Almoſen für das heilige Land einzuſenden, lehnten ſie denſelben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oeſterreich geſammelte Geld, mit Ausſchließung der gebornen Oeſterreicher, einzig und allein den nur Schutz befohlenen Ruſſen der Gemeinde „Peruſchim“ zuwende. Der öſterreichiſche Conſul beſtättigte mir die Thatſache. Die Herren ſendeten mir ſpäter einen begeiſternden von dem Conſul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenoſſen zu, mit der ſchriftlichen Bitte: im Abendlande denſelben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf ſind dieſen Blättern angehängt; möge der Letztere vom ſegenreichſten Erfolge begleitet ſein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Beſuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerſt einen flüchtigen, doch charakteriſtiſchen Schattenriß von Perſonen und Zuſtänden in Jeruſalem boten.

Ich ſaß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie ſie alle in Jeruſalem ſind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenſter einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdiſchen Begräbnißplatz im Thale Joſafat. Ein mit ſchöner Bernſteinſpitze verſehener Tſchibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühſtück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Perſien gefüllt, und wirbelte blaue ſüßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauſes, eine verheiratete ſpaniſche Jüdin Chanula, mit einem ſtill anmutigen Geſichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüſte völlig frei, während die ganze Geſtalt keuſch verhüllt war, brachte das Frühſtück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der ſich die Divane befinden. Vor dieſer Erhöhung legte Chanula nach orientaliſcher Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen ſich nähernd, grüßte ſie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie ſtellte das Frühmahl auf den Tiſch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüſſige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erſte der mich beſuchte, ein Genoſſe der Unſterblichen, ein Epigone der Profeten-Sängerſchulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenſchlägers, ein — Dichter ſei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich ausſehender Mann, deſſen Augen rot umrändert, asketiſch glanzlos ſchienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem schmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes schlängelten sich „Peies“ die polnisch historischen, unausgekämmten langen Haarbüschel. Der seidene Talar, die sogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längst verloschenen Glanz vermuten, und die vor der Estrade abgelegten Pantoffel schienen allen Gräberstaub des Thales Josafat seit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt gestreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem stummen Handreichen, ohne alle Einleitung also an:

„Hier ist alles Staub. Nach der Zerstörung blüht es, überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter schmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruschalaim untergangen ist. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menschen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe schon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelst und die Lichter Deines Liedes leuchten lässest.

„Die Schatten, die Schatten! sage. Aber ich staune, daß man in der trefenen Stadt Wien von einem jüdischen, armen Sänger in Jeruschalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Hast Du Deine Gedichte gesammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich schenke wenn ein Lied fertig ist, es meinen Freunden und so fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruschalaim zu Grunde gegangen ist.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beschert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer ist groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jerusalem, wo er seit dem Einvierteljahrhundert lebt; er ist Schriftführer der Gemeinde „Peruschim“ mit einem Gehalte von 1000 Piastern d. i. 100 fl. C.-Mze. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das diesen Blättern angefügt ist. Seine Schwester ist an einen Oesterreicher, Moses Baumgartner aus Kremsier in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräsentant des genannten österreichischen Kronlandes in der heiligen Stadt ist. Er trat eben auch, bleich und kränklich aussehend, mit seinem schönen, hellblonden, schwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm sein Verwandter Herr E. B. aus Wien nichts sagen lasse? Dies schien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterstützung schicke. — Er lebt seit zwei Jahren arm in Jerusalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir später noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anschauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unstättem Blicke und erschreckend semitischer Hast trat jetzt ein, und kündigte sich mir als Zeitungskorrespondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. ist aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gebürtig. Um seinen feinen Geschmack, oder seine Frömmigkeit zu beurkunden, steckte er sich in eine polnische Schubeze und ließ sich lange Schläfen-Haarbüschel wachsen. Nach talmudischen Studien hörte er medizinische Vorlesungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er sich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Palästina Simpatien und Unterstützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paschas Gewaltherrschaft Ordnung und Gesetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und so war für einen gesicherten Zustand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum," meinte mein Gast, „soll der Jude im Schweiße seines Angesichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltsam und straflos auf Kameelen einheimst, was er nicht gesäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner sind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: sie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, ſtatt Almoſen zu ſchicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da ſie nur fromm und nicht arbeitſam ſein wollen, ein jetzt müheloſ zufliegendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde ſträubten ſie ſich, als von Sir Moſes Monteſiore eine Suppen-Anſtalt gegründet werden ſollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und eſſen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen eklen Stuben können Sie die „Chedorim" der verkommenſten Gemeinden in Galizien und unwiſſende Lehrer finden. Und für dieſen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum ſorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum ſchießen die Wohlhabenden nicht Geld zuſammen? In Jeruſchalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruſchalaim! Schreit das nicht zu Gott?"

Ich freute mich ſolche Geſinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranſtalt daſelbſt zu begründen. „Warum" fragte ich meinen Gaſt, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht ſelbſt?"

Ich bin zu haſtig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder ſein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almoſen, ſtatt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?"

Wenn ſie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren ſind und Geld ſchicken, ſoll ich der Narr ſein und es nicht nehmen? Jeruſchalaim iſt leider eine Oremiklot, die Zufluchtsſtätte allen Pöbels und das Schreien der Armen iſt ein ohnmächtig fruchtloſes, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet, bei der nächſten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und ſo bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und ſich mit ihnen beſprochen. Den Armen, ſtatt ſie zu hören, haben ſie Geld

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Paläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abg wandte heitere ruhige Weiſe bewundern lernte, mit dem er di wichtigſten Geſchäfte wie ſpielend, ohne jede leidenſchaftliche Re gung, mit ruhigem Ernſt abthut. Eine Eigenſchaft, die der Orientalen gegenüber von beſter Wirkung iſt.

Wir ſchieden in herzlicher Weiſe, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenoſſen kein Aergerni zu geben, jede Einladung zu Tiſche ablehnen mußte.

Der Chacham Baſchi.

Patriarchaliſche Erſcheinung. — Sehnſucht nach Meſchiach. — Muſik klingt weit. — Gegenbeſuch. — Stöcke am Sabbat. — Süße Kuchen.

Ich verfügte mich hierauf zum Oberrabbiner Herrn Chajim Riſſim Abulafia von Jeruſalem.

Vor Jahren ſtellte die türkiſche Regierung, die den Chacham Baſchi als einen von ihr beſtättigten Würdenträger ehrt, eine doppelte Ehrenwache vor das Haus, die vor einem Dezennium der Koſten wegen dankbar abgelehnt wurde. Ich ſtieg eine ſchmale ſteinerne Treppe empor, trat über eine offene Terraſſe, wo zwei Frauen raſch ihr Antlitz verhüllten und wurde in einen geräumigen Saal geführt, der nach orientaliſcher Sitte ringsum mit niedrigen Divanen umgeben war. Auf einem derſelben ſaß der mehr als achtzigjährige Greis. Das Haupt, von einem blaugrauen Turban umwunden, ließ die Haare nicht ſehen, ein langer weißer Bart fiel auf einen weißwollenen weiten Talar. Er ließ ſich von zwei Dienern emporheben, um mich zu begrüßen. Eine ehrwürdige patriarchaliſche Geſtalt. Er legte die rechte Hand an Bruſt und Stirne und winkte mich neben ſich zum Sitzen.

„Verzeihe“ begann er in ſpaniſcher Sprache, „daß wir Dir nicht vor das Thor der Stadt entgegen gezogen ſind.“

Es wäre beſchämend für mich geweſen, wenn Du, der ehr-

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wäreſt.

„Wenn Opfernde nach Jeruſalem kamen, ging ihnen der Hoheprieſter immer entgegen. Und Du bringſt ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Biſt Du nicht ſoweit gereiſet?“

Eine Sehnſucht meines Lebens iſt erfüllt, Jeruſalem zu ſehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebſt dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Paſſafeier betend ſchließen: „Leſchono habo be Jeruſchalaim“.

„Du haſt Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moſes, unſerem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern ſehen. Du haſt es betreten. Wir aber, die wir hier geboren ſind, warten ſehnſuchtsvoll traurig auf den Meſchiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Bruſt und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientaliſcher Tracht, um dem Herrn des Hauſes durch ihre Gegenwart den Gaſt ehren zu helfen, ſich verſammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tſchibuk und Kaffe und auf ſilberner Taſſe eingemachte ſüße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speiſe oder Trank genießt, übliche Gebet geſprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Bruſt und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baſchi hatte unterdeſſen, ſelbſt aus einem Tſchibuk rauchend, die Briefe aufmerkſam geleſen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Dieſe Briefe freuen mich; ſie ſind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, iſt empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menſchen. Du kennſt mich nicht und darum ſchienen ſie mir nötig.

„Du biſt ein trefflicher Mann, hätte man ſonſt gerade Dich gewählt? Wir ſind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebaſſer“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne dieſen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht iſt Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es iſt alles gut; ich habe ſchon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterſtützen, werde ich thun.“

Dein Anſehen iſt alt und ehrwürdig aber Dein Geiſt iſt jung.

„Das iſt die Gnade Gottes.“

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu ſein, Dein Name iſt bekannt, wie im Morgen- ſo im Abendlande.

„Muſik klingt weit.“

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterſtützen. Ich kann es um ſo mehr, als“ — anſpielend auf die anweſenden Rabbiner, „das Geſchlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgeſtorben iſt.“

Ich ſchied, nicht ohne die Hand, wie ſchon beim Kommen, an die Meſuſa der Thürpfoſte und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jeruſalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baſchi, umgeben von ſeinem ehrwürdigen Besdin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt ſeiner Diener, feierlich den Beſuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, ſogenannte ſpaniſche, mit Silber beſchlagene Stöcke trugen, während die deutſchen Juden es für Sünde halten, ſich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor ſeiner Ankunft hatte der Chacham Baſchi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlſchmeckend ſei“ ſüße Kuchen geſendet.

Beſuchende.

Vorſteher der Chaſſidim. — Oeſterreichiſches Geld an Ruſſen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdiſcher Dichter. — Ein Mann aus Kremſier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdiſche Wohlthäter. — Ein Tiſchlermeiſter.

Bald nach dieſem Beſuche begrüßten mich die Vorſteher der Gemeinde „Chaſſidim“, an ihrer Spitze Herr Niſſim Back aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräiſche Buchdruckerei in Jeruſalem, die ihm Sir Monteſiore einrichtete, beſitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darſtellung, wie es in Jeruſalem an Lehranſtalten fehle, und wie ſie den Gedanken an die Gründung einer ſolchen ſegnen, ihre Dienſte aufs freundlichſte an. Sie eröffneten mir dann ihr ſchmerzliches Anliegen, wie ſie ſeit Jahren ohne ergiebigen Erfolg Geld ſammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der ſie den Grund bereits angekauft. Als ich ſie auf den Curator in Wien verwies, deſſen einzige Obliegenheit es ſei, Almoſen für das heilige Land einzuſenden, lehnten ſie denſelben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oeſterreich geſammelte Geld, mit Ausſchließung der gebornen Oeſterreicher, einzig und allein den nur Schutz befohlenen Ruſſen der Gemeinde „Peruſchim“ zuwende. Der öſterreichiſche Conſul beſtättigte mir die Thatſache. Die Herren ſendeten mir ſpäter einen begeiſternden von dem Conſul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenoſſen zu, mit der ſchriftlichen Bitte: im Abendlande denſelben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf ſind dieſen Blättern angehängt; möge der Letztere vom ſegenreichſten Erfolge begleitet ſein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Beſuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerſt einen flüchtigen, doch charakteriſtiſchen Schattenriß von Perſonen und Zuſtänden in Jeruſalem boten.

Ich ſaß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie ſie alle in Jeruſalem ſind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenſter einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdiſchen Begräbnißplatz im Thale Joſafat. Ein mit ſchöner Bernſteinſpitze verſehener Tſchibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühſtück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Perſien gefüllt, und wirbelte blaue ſüßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauſes, eine verheiratete ſpaniſche Jüdin Chanula, mit einem ſtill anmutigen Geſichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüſte völlig frei, während die ganze Geſtalt keuſch verhüllt war, brachte das Frühſtück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der ſich die Divane befinden. Vor dieſer Erhöhung legte Chanula nach orientaliſcher Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen ſich nähernd, grüßte ſie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie ſtellte das Frühmahl auf den Tiſch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüſſige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erſte der mich beſuchte, ein Genoſſe der Unſterblichen, ein Epigone der Proſeten-Sängerſchulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenſchlägers, ein — Dichter ſei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich ausſehender Mann, deſſen Augen rot umrändert, asketiſch glanzlos ſchienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem ſchmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes ſchlängelten ſich „Peies“ die polniſch hiſtoriſchen, unausgekämmten langen Haarbüſchel. Der ſeidene Talar, die ſogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längſt verloſchenen Glanz vermuten, und die vor der Eſtrade abgelegten Pantoffel ſchienen allen Gräberſtaub des Thales Joſafat ſeit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt geſtreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem ſtummen Handreichen, ohne alle Einleitung alſo an:

„Hier iſt alles Staub. Nach der Zerſtörung blüht es überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter ſchmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruſchalaim untergangen iſt. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menſchen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe ſchon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelſt und die Lichter Deines Liedes leuchten läſſeſt.

„Die Schatten, die Schatten! ſage. Aber ich ſtaune, daß man in der treſenen Stadt Wien von einem jüdiſchen, armen Sänger in Jeruſchalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Haſt Du Deine Gedichte geſammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich ſchenke wenn ein Lied fertig iſt, es meinen Freunden und ſo fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruſchalaim zu Grunde gegangen iſt.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beſchert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer iſt groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jeruſalem, wo er ſeit dem Einvierteljahrhundert lebt; er iſt Schriftführer der Gemeinde „Peruſchim“ mit einem Gehalte von 1000 Piaſtern d. i. 100 fl. C.-Mze. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das diesen Blättern angefügt ist. Seine Schwester ist an einen Oesterreicher, Moses Baumgartner aus Kremsier in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräsentant des genannten österreichischen Kronlandes in der heiligen Stadt ist. Er trat eben auch, bleich und kränklich aussehend, mit seinem schönen, hellblonden, schwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm sein Verwandter Herr E. B. aus Wien nichts sagen lasse? Dies schien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterstützung schicke. — Er lebt seit zwei Jahren arm in Jerusalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir später noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anschauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unstättem Blicke und erschreckend semitischer Hast trat jetzt ein, und kündigte sich mir als Zeitungskorrespondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. ist aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gebürtig. Um seinen feinen Geschmack, oder seine Frömmigkeit zu beurkunden, steckte er sich in eine polnische Schubeze und ließ sich lange Schläfen-Haarbüschel wachsen. Nach talmudischen Studien hörte er medizinische Vorlesungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er sich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Palästina Simpatien und Unterstützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paschas Gewaltherrschaft Ordnung und Gesetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und so war für einen gesicherten Zustand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum," meinte mein Gast, „soll der Jude im Schweiße seines Angesichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltsam und straflos auf Kameelen einheimst, was er nicht gesäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner sind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: sie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, ſtatt Almoſen zu ſchicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da ſie nur fromm und nicht arbeitſam ſein wollen, ein jetzt mühelos zufliegendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde ſträubten ſie ſich, als von Sir Moſes Monteſiore eine Suppen-Anſtalt gegründet werden ſollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und eſſen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen ekeln Stuben können Sie die „Chedorim“ der verkommenſten Gemeinden in Galizien und unwiſſende Lehrer finden. Und für dieſen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum ſorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum ſchießen die Wohlhabenden nicht Geld zuſammen? In Jeruſchalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruſchalaim! Schreit das nicht zu Gott?“

Ich freute mich ſolche Geſinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranſtalt daſelbſt zu begründen. „Warum“ fragte ich meinen Gaſt, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht ſelbſt?“

Ich bin zu haſtig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder ſein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almoſen, ſtatt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?“

Wenn ſie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren ſind und Geld ſchicken, ſoll ich der Narr ſein und es nicht nehmen? Jeruſchalaim iſt leider eine Oremiklot, die Zufluchtsſtätte allen Pöbels und das Schreien der Armen iſt ein ohnmächtig fruchtloſes, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet, bei der nächſten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und ſo bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und ſich mit ihnen beſprochen. Den Armen, ſtatt ſie zu hören, haben ſie Geld

hingeworfen, wie Brotbiſſen den Hunden — die Rede des Mannes wurde immer heftiger — der Eine iſt wie ein Abortus, und der Andere wie ein Hund von hier abgegangen.

Mir empörte ſich das Herz und ich rief ihm zornig entgegen: „Jetzt ſagen Sie mir aber, wie Sie mich nennen werden, wenn ich dieſe Stadt verlaſſen habe, wenn Sie Männer die ſo geiſtig, ſo edel, ſo aufopfernd, ſo großmütig ſind, von Ihnen mit ſolchen Reden angeſpieen zu werden?“

Wir ſind die Armen! Armut empört das Herz und Empörung iſt rückſichtslos und undankbar Und doch iſt hier — er rief es zähneknirſchend — und doch iſt hier Jeruſchalaim! Jeruſchalaim! hier iſt Zion! hier iſt Gott!

Ich hörte ſpäter, daß dieſer Mann in Jeruſalem, ſelbſt unter den Frommen für exaltirt gehalten werde; übrigens iſt er der Schwiegerſohn des reichſten Oeſterreichers in Jeruſalem, des Herrn Zadok Levi aus Galizien, der in der heiligen Stadt drei Häuſer beſitzt und ſcherzweiſe der jeruſalemitaniſche Rothſchild genannt wird. Wir werden unſerem Gaſte noch in ſeltſamem Widerſpruche mit ſich ſelbſt begegnen.

Er ſchied mit der Bitte: Alle zu hören und Niemandem zu glauben, auch ihm nicht.

Einen friedlicheren Eindruck machte ein vierter Beſuch. Es kam ein Tiſchler Reb Jechiel aus Mogolnitz bei Warſchau, der die zierlichſt gearbeiteten Sachen aus Olivenholz vor mir zum Kaufe ausbreitete: Stöcke, Lineale, Büchſen, Becher, Briefbeſchwerer u. d. gl. Auf allen dieſen Gegenſtänden war in ſchöner hebräiſcher Quadratſchrift die Jahreszahl und Jeruſalem zu leſen.

Ich fragte ihn, warum er nicht auch mit lateiniſchen Lettern, als den allgemeinſten auf die Gegenſtände ſchreibe, worauf er mir erklärte, daß die Engländer, welche zumeiſt die Käufer ſind, ausdrücklich die hebräiſche Bezeichnung vorziehen.

Ich kam mit dieſem gewerbefleißigen Manne ſpäter noch in Beziehung.

Klageort der Juden.

Witterung. — Salomonische Ueberreste. — Wehklage. — Ein Derwisch Jehovas. — Mokem kodesch. — Fanatische Ansprache.

Die Glut des Tages milderte sich. Mein Thermometer zeigte während eines vierzigtägigen Aufenthaltes von Ende Mai bis Anfang Juli zwischen 22 bis 32 Grad R. Zuweilen erhob sich der „Wind von Arabien" der Südostwind. Jenseit des todten Meeres gegen das arabische Gebirge zeigte sich dann die Luft dunkelglühend, die Sonne brach nicht hellleuchtend durch, und es tauchte wie Rauch empor. Die Hitze war dann unerträglich. Nach 1 Uhr Mittags erhebt sich ein kühlender Nordhauch. Während des oben angedeuteten Zeitraumes sah ich nicht eine Wolke am weißlich blauen Himmel und bemerkte nur geringen Thau.

Ich ging mit einem Begleiter zu der noch emporragenden Mauer des Tempelplatzes nach dem Klageorte der Juden, wo sie namentlich am Freitag zum Abendgebet und zum Wehklagen über das untergegangene Heiligthum sich versammeln.

Die Juden sind im Besitze eines großherrlichen Fermans, der ihnen den Zutritt gegen eine sehr kleine Abgabe für alle Zeiten gestattet. Der Weg führte durch mehrere Straßen, bis wir in ein enges krummes Gäßchen einbiegend, an die Mauer gelangten. Diese ist 158 Fuß lang, 60 Fuß hoch und besteht aus 23 Steinschichten, deren unteren 9 Lagen aus Quadern, mitunter von 20 bis 30 Fuß Länge bei einer Dicke von 5 Fuß bestehen. Alle diese Blöcke sind gerändert, und zwar so, daß, nach-

dem die ganze Oberfläche flach rauh gemeißelt, am Umfange derſelben eine einen Zoll tiefe Kante geſchliffen iſt. Dieſe ſo bearbeiteten Steine laſſen über einander gethan Fugenlinien zwiſchen ſich und geben der Mauer das Anſehen einer getäfelten Wand, die in den höheren Lagen kleinere Steine eines ſpäteren Baues zeigt. Einzelne hervorragende Quadern führten die moderne Forſchung zur Ueberzeugung, daß ſie die Ueberreſte eines Bogens von jener Brücke ſind, die vom Tempel zum Berge Zion führte. Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Mauer in ihren Fundamenten und den über der Erde befindlichen untern Lagen ein echtes altjüdiſches Denkmal aus der Salomoniſchen Zeit nach dem Ausdrucke des Joſephus Flavius „unbeweglich für alle Zeit“ iſt. Dieſer kiklopiſche Bau macht den gediegenen Eindruck, daß er nicht eher, als die Veſten der Erde ſelbſt untergehen könne.

Schon ehe wir vor die Mauer traten, hörten wir ein heulendes Singen, heftige Schreie, herzerſchütterndes Wehklagen, wie im Chore, aus dem die Worte emporweinten. „Wie lange noch o Gott?“

Es waren mehrere hundert Juden in türkiſcher und polniſcher Tracht verſammelt, die mit dem Antlitz gegen die Mauer gewendet ſich neigend und beugend das Abendgebet verrichteten. Der Vorbeter, ein junger wüſtleidenſchaftlich und krankhaft ausſehender Mann in polniſchem Talare betete vor. Es waren die Worte des bekannten Minchagebetes aber in einer Weiſe, gedehnt, zerriſſen, aufſchreiend und wieder in ſich verſinkend, daß der durchtönende Geſang mehr ein raſendes Freiwerden gefeſſelter Naturlaute, das Stürzen eines tobenden Waſſerfalles in einen finſtern Abgrund ſchien. Weit abgeſondert von den Männern ſtanden an hundert Frauen, alle in langen weißen Gewändern, welche faltig die ganze Geſtalt und das Haupt bedeckten. Weiße Tauben, die vom Fluge müde ſich auf Ruinen niederließen. Wenn gemeinſame Gebetſtellen zu ſprechen waren, ſo fielen ſie mit in die tobenden Männerchöre ein, breiteten die Arme hoch empor, ſo daß dieſe in den weiten Gewändern Flügel ſchienen, die ſich in den offenen Himmel erheben wollen, und dann ſchlugen ſie die Stirne an die Quadern der

Tempelmauer. Zuweilen, wenn der Vorbeter ermüdet war und ſtill weinend ſein Haupt an die Mauer lehnte, da war es eine Minute lang todtenſtill.

Der Zufall ſtellte mich neben ihn und ich konnte die Wahrheit ſeines erſchütterten Gemüthes bemerken; er ſah mich flüchtig an und ohne ſich im Gebete zu ſtören ſagte er mir: „Mokem kodeſch“ d. h. heiliger Ort und deutete auf meine Fußbekleidung.

Mein Begleiter hatte vergeſſen, mich aufmerkſam zu machen, daß ich die Schuhe ablegen müſſe. Ich that es denn und wurde in die Wirbel des in Schmerz und Klage tobenden Gottesdienſtes hineingeriſſen.

Nach dem Gebete entfernte ich mich mit der Menge; da trat der heulende Derwiſch Jehovas der Vorbeter Reb . . . . . ein Ruſſe, aus der Gemeinde Peruſchim an mich heran und ſprach mit heiſerer Stimme:

„Du biſt gekommen, um Neuerungen zu beginnen, ſeitdem die Zerſtörung Jeruſchalaims iſt, darf hier nichts aufgebaut werden.“

Ihr ſammelt doch Geld durch alle Welt um hier Synagogen zu bauen.

„Wir wollen keine Schkoles“ — ſcolas — erwiederte er, ohne auf eine Bemerkung Rückſicht zu nehmen. „Die Thora iſt genug.“

Du verwirfſt alſo den Talmud?

„Hier muß Alles beim Alten bleiben, bis Meſchiach kommt, und wir warten weinend und klagend auf ihn.“

Eine ſchweigende Menge begleitete uns und hörte dem Geſpräche zu, dem ich mit den Worten einen Abſchluß gab: „Ich bin nicht gekommen, um die heilige Thora zu verletzen, wenn es Gott gefällig iſt, werde ich, auch wenn es Deine Meinung nicht iſt, das Werk glücklich begründen. Du aber biſt nur Einer, ich will Alle hören.“

Du wirſt Alle hören, ſchon Morgen!

Mit einer grüßenden Handbewegung entfernte ich mich, den Mann und die Menge hinter mir laſſend.

Beim Paſcha.

Aermlichkeit der Wohnung. — Kiamil Paſcha. — Kaffe und Tſchibuk. — Geſelliger Anſtand. — Brief des Freiherrn von Bruck. — Blick auf den Tempelplatz. — Erzherzog Ferdinand Max. — Jagdgeräte. — Bedenkliche Situation des Paſchas.

Ich begab mich um die Mittagsſtunde zum Conſul, um von ihm dem Paſcha von Jeruſalem vorgeſtellt zu werden. Dieſer war bereits in Kenntniß geſetzt, daß ich ihm ein Schreiben Sr. Exzellenz des Freiherrn von Bruck zu übergeben hatte. Uns voran ſchritten zwei Kawaſſe, bewaffnete mohammedaniſche Diener. Jeder führte einen hohen Stab, deſſen oberes Ende mit einem großen ſilbernen Knopfe nach Art unſerer Portierſtöcke geziert war. Sie ſetzten die Stöcke klirrend auf die Steine vor ſich hin und die Hand in einen kleinen Halbkreis nach Rechts ſchwingend erhoben ſie dieſelben, um ſie wieder vor ſich hinzuſetzen. Alle Conſule im Oriente bedienen ſich ſolcher Liktoren.

Wiewohl ſchon in anderen Städten des Orients vielfach enttäuſcht, wenn ich Pracht und Ueppigkeit erwartet hatte; war meine Verwunderung doch groß, als wir im Hauſe des Paſcha, das auf dem Tempelplatze ſteht, anlangten. Wir ſtiegen zwei Steintreppen hinab, in einen unregelmäßigen, ſchmutzigen Hofraum, wo Soldaten, Gefangene und Sklaven, exotiſch bunte, phantaſtiſche Gruppen bildeten. Von hier führte uns eine Treppe empor; wir traten in einen großen Saal. Die Gerichtsſtube eines europäiſchen Landſtädtchens iſt anſehnlicher, ſie zeigt doch auf einem Tiſche ein

Cruzifix und die Bibel, etwa das Bild eines Potentaten an der Wand. Hier sahen wir kahle, weißgetünchte Wände, denen entlang sich Divane mit schmutzigem Kotton bekleidet, hinzogen. Sonst war kein Einrichtungsstück zu sehen. Dieß der Audienzsaal eines Pascha. Se. Exzellenz kam uns freundlich entgegen, und führte uns in eine Ecke des Saales, die einen Erker bildet. Er lud den Consul neben sich zur Linken den Ehrenplatz der Türken, auf einem Divan zum Sitzen ein. Mir und dem Dragoman, einem jungen blonden Griechen, waren Sesseln ihm gegenüber angewiesen, während er selbst gekreuzter Beine sichs bequem machte.

Der Pascha war in Segeltuch gekleidet, nur die Weste von blaugrauer Seide und gestickt, der Hals von einem schwarzseidenen Tuche umgeben. Ein roter Fes deckte sein orientalisch schön geschnittenes Haupt. Ein schwarzer, weiß durchschimmerter Vollbart umgab einen sanften, freundlich lächelnden Mund; die Augen hatten einen blaugrauen Glanz.

Tschibuke mit kostbaren Bernsteinspitzen, deren Zwischenringe mit Edelsteinen besetzt waren und schwarzer ungezuckerter Kaffe in kleinen Porcellantäßchen, die in silbernen Bechern saßen, wurden uns mit ehrerbietiger Begrüßung von barfußen, sonst anständig gekleideten Sklaven gereicht.

Es wäre gegen den feinen Anstand, belehrte mich der Consul, früher von Geschäften zu reden, ehevor man Kaffe und Tschibuk genommen hat. Nachdem beides geschehen war, überreichte ich dem Pascha den Brief des österreichischen Finanzministers, den er an Herz, Stirne und Mund legte, und dem Dolmetsch übergab. Dieser sich verneigend, erbrach ihn und weil er ihn in türkischer Sprache geschrieben fand, stellte er ihn dem Pascha wieder zurück. Er nahm den Brief und las mit einem sich immer mehr in seinem Antlitze spiegelnden Wohlgefallen, er war sichtlich sehr geschmeichelt und ließ mir durch den Dolmetsch sagen: „Ich bin bereit alle Deine Wünsche und Befehle zu erfüllen."

Meiner hatte sich unterdessen eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Mir zur Rechten war ein hohes Erkerfenster, welches

den Einblick auf Räume gewährte, die mit Kuppeln, Bogen, Säulen, Nischen, Trümmern, Hallen und riesigen Zypressen bedeckt waren. Es war die Plattform des Berges Moria und der ewig heilige Platz, wo der Tempel Jehovas stand. Mich ergriff eine derartige Aufregung und Wehmut, daß ich dem Gespräche nur scheinbar Aufmerksamkeit schenkte. Der Consul, der dies bemerkte, fragte mich, was mir fehle? Ich sagte ihm die Ursache und ließ den Pascha fragen ob er gestattete, daß ich eine Weile hinabsähe.

„Sieh nur hinab, so lange Du Freude daran hast", war seine Antwort: „und wenn Du hinabgehen willst, so werden meine Bewaffneten Dich geleiten."

Ich stand von meinem Sitze auf, und schaute hinab auf die wunderbare Szene.

Momente gibt es, wo in der Seele Vergangenheit und Zukunft zusammenschmelzen, wo sie alles in der Zeit oder im Raume hintereinander sich Begebende gleich gegenwärtig sieht und wie im Traumwachen nur der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Fantasie folgt. Die Seele schwebt in einem Meere von Empfindungen, in welchem große Gedanken aufgelöst, aber noch nicht zu klaren Kristallen angeschlossen sind. Wir fühlen uns von einer wehmütigen Freudigkeit, wie von einem Fliegen im Traume ergriffen und doch auch von einem Bangen. So schwebte mit Einemmale, was durch Menschenalter und Jahrtausende getrennt ist, an mir vorüber: ich sah einen Vater sich rüsten, den Sohn als Opfer zu schlachten, ich sah die Feuersäule durch die Wüste wandeln und den donnernden Berg brennen, ich hörte an dem Tempel Jehovas zimmern und den königlichen Sänger die Gottbegeisterte Harfe rühren. Zahlloses Volk wimmelte auf dem Tempelplatze und der hohe Priester im weißen Gewande brachte das Versöhnungsopfer dar. Ich sah Abfall und Verrat an Gott und schmachvolle Könige empörten sich und verzehrende Lohe schlug in Jehovas Zederngebälke! der Zorn des Herrn drohte und vernichtete furchtbar und er hat noch nicht abgelassen, Finsternisse und Drangsale auf sein erwähltes Volk zu wälzen.

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten und all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Consul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Pascha ist unverheiratet, er besitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von fast allen orientalischen Dichtern besungenen Leidenschaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades seine Geliebte.

Er ist wohlwollend, allem Fanatismus fern und besonders Oesterreich zugethan, seitdem das Großkreuz eines seiner Orden die Brust des Pascha deckt. Er befand sich aber wegen des Aufstandes in Naplus, der im April 1856 so unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beschuldigt war, 300,000 Pstr. bei dieser Angelegenheit — empfangen zu haben. Der österreichische und der französische Consul suchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Pascha, so nimmt er auch Geschenke an, und wir wissen nicht, ob er uns eben so wohlwollend und fast christenfreundlich wie dieser sein wird."

Die Zionssynagoge.

Vier Synagogen. — Die heilige Lade. — Ehrenbezeigungen. — Verkaufte Thora. — Das Gebet der Frauen. — Ein Bräutigam. — Blumen und Früchte.

Um sechs Uhr Morgens am ersten Sabbat, den ich in Jerusalem erlebte, besuchte ich die Zionssynagoge, welche einer Ueberlieferung zu Folge zur Zeit der Zerstörung Jerusalems das „Midrasch" Lehrhaus des Rabbi Jochannan ben Sakai war. Dieser Umstand war für mich von einem besonders beziehungsreichen Interesse. Die Synagoge ist ein Eigenthum der sepharedischen Gemeinde und besteht aus vier Synagogen, die zusammengebaut ein ziemlich umfangreiches Gebäude darstellen. Eine steinerne Treppe in die erste Synagoge hinabsteigend, gelangt man durch sie in die anderen drei.

Das alte Gebäude befand sich in einem sehr baufälligen Zustande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbesserung, bis es unter Ibrahim Pascha neu aufgeführt wurde. Man fand bei dieser Gelegenheit eine Steintafel die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrscheinlich war es auf dem Grunde der früheren Synagoge nur wieder hergestellt. Die Hallen sind hoch, luftig und hell, die Einrichtung ist prunklos, aber anständig.

Mir wurde der Ehrenplatz auf dem Almemer angewiesen; wie ich überhaupt mit allen synagogalen Ehren ausgezeichnet, und in jeder der vier Synagogen zu irgend einer frommen Funktion

während des einen Gottesdienstes eingeholt wurde. Die Thorarollen in der Lade werden, ich sah es so in allen Synagogen des Orientes — in einem hölzernen runden Gehäuse, das mit Silber oder Kupfer beschlagen, oder künstlich ausgelegt ist, verwahrt. Wenn man die meist gemalte Thüre der heiligen Lade aufgemacht hat, ist ein seidener mit Inschriften in Gold oder Silber versehener Vorhang wegzuschieben; dann erblickt man die Thorarolle, aus der heute vorgelesen werden soll, in dem offenen Gehäuse, das man nicht ohne eine kleine Anstrengung heraufhebt, und durch die Synagoge trägt. Der Diener zeigt fortgesetzt voranschreitend mit der silbernen Jad die Stelle an der die heutige Lesung beginnt. Die über die Thora herausragenden Rollen sind mit „Czchajim", Lebensbäumen, die meist in Silber getriebene Granatäpfel darstellen, geschmückt.

Als ich ein solches Paar für den neuen Tempel in Wien kaufen wollte, wurde mir dieß nur darum gestattet, weil ich selbst eine Thorarolle in die heilge Stadt gebracht hatte. Das Ausführen einer Thorarolle, oder eines heiligen Gerätes ist nicht erlaubt. Großes Aufsehen erregte daher der Verkauf einer Thora durch den Rabbi C. an die Prinzessin von Holland. Um den Sturm gegen den Mann zu beschwören, richtete der Consul ein Schreiben an den Oberstthofmeister der Dame, um die Thora zurückzuerhalten, welches jedoch ohne Erfolg blieb.

Bei der „Hagbaha", dem Emporheben und Vorzeigen der Thora, erheben sich, wie auch bei uns alle von ihren Sitzen; die Frauen aber, die hinter vergitterten hölzernen Gallerien sitzen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick: sie breiten ihre Arme gegen die Thora wiederholt aus und werfen ihr mit inbrünstiger Andacht, die Hände an die Lippen führend, Küsse zu. Es ist dies der fast einzige thätige Antheil — da nur sehr wenige lesen können — den die sepharedischen Frauen an dem Gottesdienste nehmen.

Während des Vortrages der Thora hatte eine eigenthümliche Zeremonie statt. Unter einem Baldachine saß mitten in der Synagoge ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der vor acht Tagen Ehemann, und heute von seinen zwei „Unterführern" die neben ihm

ſaßen, zur Thora begleitet wurde. Nach dem Vorleſen des Abſchnittes hörte er andächtig noch die für ihn beſonders geleſene Stelle an: „Und Abraham war alt“ bis „du ſollſt nehmen ein Weib für meinen Sohn.“ Der Synagogendiener beſprengte unterdeß alle Andächtigen mit Roſenwaſſer, über das der Vorbeter einen Segenſpruch ſang.

Eine ſchöne Sitte iſt es, daß die Söhne, wenn ihr Vater zur Thora gerufen wird, aufſtehen und ſtehend die Vorleſung anhören; eben ſo erhebt ſich die ganze Gemeinde, wenn ein Rabbiner emportritt. Mir wiederfuhr dieſelbe Ehre.

Beim Austritt aus der Synagoge reicht der Diener jedem Andächtigen einen Blumenſtrauß, oder eine Frucht hin, deren Duft unter Segenſprüchen eingeathmet wird.

Zwischenfälle.

Unterbrochene Thoravorlesung. — Der Chacham Baschi terrorisirt. — Erbetene Versammlung. — Absage. — Ein Bannstral.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden und wurde von allen höflich, von einigen mit einem gewissen Rückhalt empfangen. In drei kleinen Synagogen wurde heute, wie ich später erfuhr, das Vorlesen der Thora unterbrochen, und Beratung gepflogen, wie man dem herannahenden Unheil einer Lehranstalt begegnen könne? Manche Bemerkung in meinem „Kol mebasser" das ich allen Rabbinern zugeschickt hatte wurde mit Absicht, oder wirklich mißverstanden, und so suchten sie die Stimmung gegen die zu begründende Anstalt durch meine „Verkündende Stimme" noch zu verstärken.

Als ich gegen Abend den Chacham Baschi besuchte, erzählte er mir, es sei eine Anzahl Personen bei ihm gewesen, um ihn zu schelten. Als er ihnen ihre frechen Aeußerungen verbot und seine Würde entgegenhielt, äußerten sie: „Wenn die Thora in Gefahr ist, gilt das Ansehen des Rabbiners nichts." Sie drohten, ihn mit dem Banne zu belegen, den er Kraft seines hohen Amtes auf sie zurückzuschleudern entschlossen sei. „Wir Sepharedim", schloß er seine Mittheilung, „halten Deine Anstalt für gut und dem Religionsgesetze nicht entgegen. Ein Mann aus Wien hat gegen die Anstalt den Aschkenasim geschrieben, und dabei Dinge vorgebracht

von der Familie der Stifterin. Er hat auch gegen Dich Soldaten geworben, ehe Du gekommen bist. Du aber wirst nicht zu Schanden werden und von Deinen Feinden wird es heißen: „Jemachschemom."

Ich wünsche nur eine Versammlung der Rabbiner, um ihnen den Gegenstand vorzutragen und ihre Meinungen zu hören; ich werde gerne ihrer Belehrung mich fügen, wolle in Gnaden sie in die „Auda" den Versammlungsort der Gemeinde für morgen einladen.

„Lade Du sie ein, die Versammlung kann ohne mich stattfinden, da Du meiner Zustimmung der Gemeinde doch sicher bist."

Mir schien in dieser Antwort ein sich Zurückziehenwollen zu liegen, und ich erwiederte, wie gerade deswegen seine Anwesenheit nötig sei, indem er durch das Ansehen seiner hohen Person, wie durch das Aussprechen seiner gut heißenden Meinung auf die Anderen wirken werde. Er erlaubte mir hierauf in seinem Namen die Rabbiner für den morgigen Tag in seinen Divan zu laden.

Ich wohnte dem Abendgebete in der Privatsynagoge des Rabbi Josef Schwarz bei, desselben, der durch sein Werk „Palästina" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen hat und richtete eine hebräische Einladung an die Rabbiner, von welcher der Synagogendiener mehrere Abschriften an die einzelnen Personen besorgte.

Am folgenden Tage kam vom Chacham Baschi eine schriftliche Absage, die Chachamim seien vom Lernen während der heutigen Nachtwache müde, sie schlafen, die Versammlung könnte auch besser morgen oder übermorgen abgehalten werden.

Ich glaubte in dieser Absage wieder ein sich Zurückziehen bemerken zu müssen, und verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi. Wieder waren Männer bei ihm gewesen, die großes Bedenken geäußert hätten. Der Vater der Stifterin habe in Wien einen Gottes-

dienst mit Musik im neuen Tempel eingeführt, der Gatte, die Kinder der Stifterin seien zum christlichen Glauben übergetreten. All dieß habe ein Mann aus Wien hieher berichtet. Es könnte noch ein größeres Zerwürfniß unter den Sepharedim und Aschkenasim, das zu seinem tiefen Schmerze bestehe — entstehen, auch er würde in Europa verläumdet werden. Die Aschkenasim wollen eine Schrift aufsetzen und ihre Bedenken gegen die Anstalt in derselben niederlegen. Ich möchte nicht drängen; mit der Zeit gehe Alles. Die Versammlung werde er auf morgen oder übermorgen selbst einberufen.

Nach einigen Stunden sandte mir der Chacham Baschi eine Schrift an den k.k. österreichischen Consul in welcher er meldete, daß er den österreichischen Unterthan U . . der ihn, das religiöse Oberhaupt von Jerusalem freventlich geschmäht habe, mit dem Banne belegen wolle.

Um diese Meldung zu begreifen, ist es nötig zu erklären, daß der Bann in Jerusalem für den Mann auf dem er liegt, von sehr bedenklichen Folgen begleitet ist. Kein Jude darf dem mit dem Banne Belasteten Lebensmittel verkaufen und keiner, wenn er Kaufmann ist, ihm Waaren abkaufen. Jede Gemeinschaft wird abgebrochen; er kann die Synagoge nicht besuchen, Weib und Kinder entfernen sich von ihm, seine bloße Berührung macht unrein. Weil nun zuweilen wegen geringfügiger Ursachen der Bann ausgesprochen und der Bannbelegte auch der politischen Rechte beraubt wurde, so behielten sichs die Consuln vor, daß wenn der Bann einen ihren Regierungen unterthänigen Mann träfe, ihnen die Meldung hiervon gemacht werden müsse, um die Zustimmung zu geben.

Ich verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi, um ihn zu bitten, das zu thun, was ihm seines Amtes scheine; doch möchte er die weltliche Macht nicht aufrufen, um religiöse Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ sich beruhigen und ich hatte zu meiner

persönlichen Befriedigung den gezückten Blitzstral von dem Haupte meines Feindes abgelenkt.

Am folgenden Tage, den 2. Juni wurde ich, was ich wenigstens nicht so bald, wenn überhaupt noch erwartet hatte, durch ein Rundschreiben des Chacham Baschi zu der erbetenen Versammlung um 12 Uhr Mittags eingeladen. Er selbst, umgeben von seinen Chachamim, erwies mir vor denselben noch einmal die Ehre seines Besuches und versicherte mich seiner besten Gesinnungen, für mich und mein Vorhaben.

Die jüdiſchen Gemeinden.

Sepharedim. — Aſchkenaſim. — Peruſchim. — Chaſſidim Wolhinier. — Chaſſidim Oeſterreicher. — Chaſſidim Chabat. — Warſchauer. — Anſche Hod.

Um einen klaren Einblick in die religiöſen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Juden in Jeruſalem zu gewähren, und zu zeigen, wie ſie ſich zu der mir geſtellten Aufgabe verhielten, erſcheint es vor Allem nötig, die in den voran gehenden Blättern wiederholt gebrauchten Namen: Sepharedim, Aſchkenaſim, Peruſchim, Chaſſidim näher zu erklären, die Gemeindegliederung wenigſtens im Umriß zu zeichnen, ſtatiſtiſche und geſellſchaftliche Zuſtände zu ſchildern.

Die Geſammtzahl der Juden in der heiligen Stadt iſt nach amtlicher Erhebung 5,700 Seelen; ſie ſtellt ſomit den dritten Theil der Geſammtbevölkerung dar, welche 18,000 Seelen umfaßt, und überragt die chriſtliche um das Doppelte. Jeruſalem zählt 3000 Chriſten, darunter 1000 Lateiner und 2000 Griechen und Armenier. Von den Juden ſind 1700 öſterreichiſche Unterthanen und in Schutz Genommene, während Oeſterreich nur 100 chriſtliche Unterthanen, alle Secten zuſammengenommen, in der heiligen Stadt zählt. Der Titel: Sr. apoſtoliſchen Majeſtät „König von Jeruſalem“ iſt denn in dieſer Rückſicht eben ſo gerechtfertigt, wie in jeder andern hiſtoriſch-diplomatariſchen.

Die Juden unterſcheiden ſich in ſepharediſche und aſchkenaſiſche.

Sepharedim.

Die ſpaniſch-portugieſiſchen Juden, Sepharedim, werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Iſabelle II. von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sepharedim in Jeruſalem ſtammen wieder aus den türkiſchen Provinzen, aus Egypten, Tunis, Tripolis, Marokko, Algier, Indien, Perſien u. ſ. w. und bedienen ſich des ſpaniſchen Idioms.

Sie bilden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jüdiſchen Bevölkerung, 4000 Seelen und die Großgemeinde von Jeruſalem.

An ihrer Spitze ſteht der von den „Chachamim" d. i. Rabbinern gewählte Chacham Baſchi, den die türkiſche Regierung beſtättigt. Dieſer entſcheidet mit ſeiner „Besdin" in allen religiöſen Dingen. Für weltliche meiſt ökonomiſche Angelegenheiten wählen wieder die Chachamim — die Gemeindemitglieder haben durchaus keine Stimme — drei „Pakidim" Vorſteher; unter dieſen ſtehen drei andere. Alle Pakidim werden in Rechnungsſachen wieder von drei „Maſchkichim" kontrollirt; dieſe wählt der Chacham Baſchi aus ſeinem Rabbinerkollegium. Es iſt ſomit eine Art von Gemeindevertretung hergeſtellt, die aber der Gemeinde ſelbſt keinerlei Rechenſchaft zu geben ſchuldig und von ihr nicht gewählt iſt. So kommt es, daß die meiſten „Balebatim" Familienhäupter mit dem Gebahren der Chachamim, deren an 100 ſind und ſich nur mit dem Erlernen des Talmuds ohne fortbildende Forſchung beſchäftigen, unzufrieden ſind. Vorzüglich ſind es aber die Arbeiter und die „Moghrebim", Juden aus Tunis, Marokko und Algier, welche mit der ökonomiſchen Verwaltung und mit der Vertheilung der Gelder durch die Chachamim nicht einverſtanden ſind, und ſich in neuerer Zeit von der Großgemeinde loszutrennen ſtreben, um die aus ihrer Heimat fließenden Almoſen gerechter unter ſich zu vertheilen. Es droht hier daſſelbe Unheil, welches wie wir ſehen werden, unter die Aſchkenaſim durch Zerſplitterung in viele Gemeinden herein gebrochen iſt.

Die Gemeinde beſitzt die vier in dieſen Blättern bereits ge-

schilderten Synagogen, sechs Häuser, von denen eins in Jaffa, und mehrere unbebaute Plätze.

Fromme Stiftungen „Jeschibot" bestehen 36, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, und deren Zinsen jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren und beten.

Mancher Chacham hat deren mehrere, die meisten keine. Die Jeschiba „Perera" ist mit 16,386 Piastern fundirt, die geringsten nur mit 1000 Piastern.

Ein eigentliches Gemeindevermögen besteht nicht; eine Steuer wird nicht erhoben. Neue Ansiedler müssen sich einkaufen und zwar mit so viel Kapital, als sie in einem Jahre Einkünfte haben. Wenn sie sterben, nimmt die Gemeinde den Nachlaß ohne Rücksicht auf Erben im Auslande, was aber jedesmal durch freiwilliges Uebereinkommen festgestellt wird.

Den Pakidim liegt die Pflicht ob, bei jedem Sterbenden zu erscheinen; sie siegeln den Nachlaß, bringen ihn in die „Auda", den Versammlungsort der Gemeinde, wo er zu Gunsten der Gemeinde an dem Meistbietenden gegeben wird. Die Wittwen, die zahlreich einwandern und ohne Erben sind, nehmen Chachamim als solche an, um nach ihrem Tode Jemanden zu haben, der „Kadisch" das Gebet zum Gedächtnisse an die Todten für sie sagt, und eine Kerze am wiederkehrenden Todestage für sie anzündet. Bei ihrer Einwanderung müssen sie sich ebenfalls mit der Gemeinde abfinden.

Die Gemeinde sendet ferner Boten, um Almosen zu sammeln, mit Ausnahme von Rußland und Polen, in alle Welt, zumeist nach Afrika.

Zu diesen von außen zufließenden Einkünften kommen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen, jährlich an 20,000 Piaster zu und andere 20,000 Piaster durch ihr Privilegium der Fleischausschrotung.

Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die Zinsen der Schuld zu zahlen, die seit Menschenaltern auf der Gemeinde la-

stet und immer größer anwächst, zumal noch viele direkte Auslagen hinzukommen.

Die Gemeinde schuldet:

Ein direktes Kapital, das zurückgezahlt werden muß	12,000	Dukaten.
Zinsen für Kapitale, die ihr von Einwanderern geschenkt wurden, und so lange diese leben, bezogen werden	8,000	„
Die Zinsen von Legaten für die „Jeschibot“	10,000	„
Eine Gesammtschuld also von . . .	30,000	Dukaten.

Direkte Auslagen hat die Gemeinde:

An das Dorf Siluan auf der Höhe des Josafatthales für Ueberwachung, vielmehr für Nichtbeschädigung des Begräbnißplatzes .	10,000	Piaster.
Geschenke an vornehme Türken, vorzüglich für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand	30,000	„
An die Bewohner von Bethlehem für den Zutritt zum Grabmale Rachels . . .	5,000	„
Für die Talmud Thoraschule	20,000	„
Gehalt des Chacham Baschi	5,000	„
Gehalt des Kanzlers und der Diener . .	5,000	„
Unterstützung an Arme, Witwen und Waisen	30,000	„
	105,000	Piaster.

Die Gemeinde nimmt ein nach dem Maßstabe des vorigen Jahres:

Von Todten, Grabsteinen, Heiraten, Waareneinfuhr, Weinabgabe, Fleischertragniß . . .	500,000	Piaster.
Spenden von Amsterdam	80,000	„
„ aus der Türkei und Sammlungen in verschiedenen Ländern variren; doch ergiebt sich in guten Jahren		
„ eine Gesammteinnahme von	1,000,000	Piaster.

Die Kopfsteuer wurde während des orientalischen Krieges nicht bezahlt; man war aber einer neuen Steuerausschreibung gewärtig, hoffte jedoch, durch den Hat Humajum wenigstens die Geschenke an die Efendis einziehen zu können. Ein beklagenswerthes Ersparniß für die Gemeinde von 20,000 Piastern ergibt sich seit mehreren Jahren dadurch, daß sie die Talmud Thora aufgelöst, und um die laufenden Zinsen zu zahlen, das Stiftungshaus an die Familie Rothschild zur Einführung des Spitals um 96,000 Piaster verkauft hat.

Was thaten aber die Chachamim und Vorsteher mit dem Kapitale? Haben sie es zum Theil verwendet, um rückständige Zinsen zu bezahlen und zum Theile als Gründungskapital für den Fortbestand der Lehranstalt zurückgelegt? Keines von Beiden. Sie theilten das Geld, nach echt türkischer Landesanschauung einfach unter sich und sonst Wohlhabende auf den Grund hin, daß es ihre Voreltern gewesen sind, die das Geld zum Ankaufe des Hauses zusammen gethan haben.

So unglaublich eine solche Thatsache klingt, wird sie noch durch eine zweite überboten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde bei meiner Ankunft einer Lehranstalt ermangelte, welche die kleinste und ärmste Gemeinde Europa's nicht zu besitzen sich schämen würde.

Aschkenasim.

Die Aschkenasim stammen nur in geringer Anzahl aus Deutschland, d. i. aus Aschkenes und Holland; die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren. Sie rechtfertigen insofern allesammt die Bezeichnung: Deutsche, als sie deren Sprache verstehen, und wenn auch in einem wunderlichen Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen. Wohl auch verleiht ihnen ihre Uneinigkeit den Anspruch auf deutschen Charakter; denn seit etwa 30 Jahren haben sie sich von den sepharedischen Glaubensgenossen, mit denen sie bis dahin eine Gemeinde bildeten, getrennt, und sich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Die Zahl der Aschkenasim in der heiligen Stadt ist 1700. Wir werden sie nach ihren Gemeinden hier aufführen.

Peruſchim.

„Periſch“ d. h. abgeſondert; ſondern ſich die Mitglieder dieſer Gemeinde, 850 an Zahl, von den übrigen Glaubensgenoſſen ſtolz ab; ſie werden auch Phariſäer genannt.

Fanatiſch, bigot, intolerant, ſtreitſüchtig und in Wahrheit nicht religiös, iſt ihnen der Schein und die Beobachtung der Zeremonialgeſetze Alles, die Moral wenig, die Sitte nichts. Und ſo liefern ſie, wie wir ſpäter nachweiſen werden, das bei Weitem größte Kontingent zu den von der Miſſionsgeſellſchaft zum Chriſtenthume hinüber Bezahlten.

Sie nennen ſich Schüler des Rabbi Elja Gaon, der vor einem halben Jahrhunderte in Wilna lebte. Ihr Hauptſitz war früher in Zaſet, erſt ſeit dem Erdbeben im Jahre 1837, flüchteten ſie ſich, wenige zurücklaſſend, nach Jeruſalem.

Sie haben kein geiſtliches Oberhaupt. An ihrer Spitze als Vorſteher ſteht Rabbi Schaje Bordaki aus Minſk in Rußland. Alle ſind in Rußland geboren, und als dieſer Staat ſie vor mehreren Jahren zur Rückkehr aufforderte, und ſie nicht dem Rufe folgen wollten, gab er ſie preis. Sie begaben ſich theils unter engliſchen, in der größeren Zahl aber unter öſterreichiſchen Schutz. Der Sitz ihrer Verwaltung iſt in Wilna, woher ſie jährlich bei 15,000 Rubel, das ſind 300,000 Piaſter, zu denen von anderen Ländern noch bei 80,000 kommen; zuſammen 380,000 Piaſter als Unterſtützung erhalten.

Da ſie von Oeſterreich nur in Schutz genommen, keineswegs ſeine Unterthanen ſind, ſo muß es, wie mir der k. k. Conſul beſtättigte, auffallen, daß von Wien her mit Umgehung der wirklichen öſterreichiſchen Unterthanen, der Gemeinde Peruſchim Almoſengeld zugewendet wird, welches von Oeſterreichern ihren öſterreichiſchen Glaubensgenoſſen in guter Meinung zugedacht iſt. Nur der ehrwürdige Rabbiner in Wien und in Eiſenſtadt ſendet Geld an die öſterrreichiſche Gemeinde durch das k. k. Conſulat.

Die Peruſchim ſtehen mit Ungarn durch den Rabbiner in Preßburg, mit Deutſchland durch den Rabbiner in Altona, mit

Preußen durch den Rabbiner in Königsberg, mit Bayern durch den Rabbiner in Würzburg, mit Holland durch ein Handlungshaus Leeren in Amsterdam in Verbindung.

Chassidim Wolhinier.

Die Mitglieder dieser Gemeinde stammen aus Wolhinien, aus der Moldau, aus Bessarabien; sie sind in Zafet und Tiberias ansässig und erst seit 12 bis 16 Jahren auch in Jerusalem als Gemeinde angesiedelt.

Der Sitz ihrer Verwaltung, welche diese Gemeinden der drei heiligen Städte leitet, ist in Berditschew und Sardagura, in der Bukowina, wo auch der Sitz ihres geistlichen Oberhauptes. Als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Rissim Back. Sie sind ihrer religiösen Anschauung nach den Peruschim verwandt, nur hängen sie dem sepharedischen Ritus an, während die Letzteren dem aschkenasischen huldigen. Weniger fanatisch als die Peruschim, leben sie in größerer Sittenreinheit. Das Studium des Talmud ist nicht Hauptsache, ihnen steht ein ideales Denken höher, das sie zum Kabalismus führt.

Sie erhalten jährlich 5000 Rubel, 100,000 Piaster, aus ihrer Heimat, 50,000 aus anderen Ländern; zusammen 150,000 Piaster.

Chassidim Oesterreicher.

Diese stammen aus Galizien und Krakau und haben sich wegen Geldstreitigkeiten vor sechs Jahren von dem Chassidim Wolhinier, mit denen sie der Gesinnung nach so ziemlich übereinstimmen, losgelöst. Sie bilden seitdem eine eigene Gemeinde, die nur 150 Seelen zählt. Ihrer eine kleine Anzahl lebt auch in Zafet und in Tiberias; der Sitz ihrer Verwaltung ist Lemberg, als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Rabbi Mosche Schmelke Horwitz.

Sie erhalten aus Galizien 7000 fl., 80,000 Piaster, aus anderen Ländern an 6000; zusammen 86,000 Piaster.

Chaſſidim Chabat.

Wenn man die Mittellaute des Wortes Chbt, wie es mit Weglaſſung der Selbſtlaute geſchrieben wird, — Chochme (Weisheit), Bine (Vernunft), Deie (Erkenntniß) — neben einander ſtellt, C, B, D, geben ſie das Wort „Chabat". Dieſe Gemeinde iſt eigentlich in Chebron ſeßhaft, wo ihre Mitglieder die einzigen Aſchkenaſim ſind. In Jeruſalem beſteht nur ein Filiale von 40 bis 50 Seelen, unter einem Lokalvorſteher Herrn Salamon Epſtein. Der Vorſteher der Geſammtheit iſt Rabbi Schimon Menaſche, der zu Chebron wohnt. Der Sitz des geiſtlichen Oberhauptes der Chabat, das zugleich die Verwaltung leitet, iſt Libawiz in Rußland. Die Anſchauungen und Sitten der Chabat neigen zu den Peruſchim.

Haupt- und Filialgemeinde beziehen aus Rußland 2000 Rubel, 40,000 Piaſter, aus anderen Ländern 5000; zuſammen 45,000 Piaſter.

Warſchauer.

Dieſe Gemeinde iſt aus Peruſchim und Chaſſidim zuſammengeſetzt, deren einige den aſchkenaſiſchen, andere den ſepharediſchen Ritus beobachten; der Seelenzahl nach ſind ſie 150. Auch ſie haben ſich wegen Geldſtreitigkeiten erſt vor 8 Jahren als eigene Gemeinde konſtituirt. Sie ſtehen theils unter engliſchem, theils preußiſchem und öſterreichiſchem Schutze. Ihre Vorſteher ſind Rabbi Juda Elia Deiches und Herr Mordachai Maier Robinſon.

Sie erhalten aus Polen 4,500 Rubel, 90,000 Piaſter, aus anderen Ländern 5000; zuſammen 95,000 Piaſter.

Anſche Hod.

Die Anfangsbuchſtaben dieſes Namens A und H bedeuten abgekürzt: Aſchkenes: Deutſchland und Hod: Holland, alſo Männer, die aus dieſen beiden Ländern hierher kamen. Ihrer ſind nur 60 an der Zahl und bilden erſt ſeit etwa 6—7 Jahren eine eigene Gemeinde. Ihre deutſche Abkunft iſt kaum bemerkbar; ſie tragen orientaliſche, oder polniſche Tracht, lange Schläfenhaare;

die Peruſchim, mit denen ſie ſich verſchwägern, ſind ihnen Vorbild. Als Vorſteher fungiren Rabbi Joſef Schwarz und Herr Juda Leb Goldſchmied.

Sie beziehen aus Amſterdam 60,000, aus anderen Ländern 2000; zuſammen 62,000 Piaſter.

Die Geſammtſumme der jährlich nach Jeruſalem fließenden Almoſen kann, da Privatſendungen nicht immer bekannt werden, ohne Uebertreibung auf achtmalhundertachtzehntauſend Piaſter angenommen werden.

Ein geiſtliches Oberhaupt haben die Aſchkenaſim in Jeruſalem nicht; doch beſteht in der Gemeinde der Peruſchim und Warſchauer ein „Besdin“. Die Vorſteher werden nicht von ihren Gemeinden, ſondern von Europa her gewählt. Die Verſammlungen derſelben finden ohne Zuziehung von Vertrauensmännern ſtatt.

---

niſche häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im beſten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine faſt heitere Betrachtung, wie große politiſche Zuſtände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der ruſſiſche Staat dem türkiſchen ein Ende bereiten wollte, ſo ſuchen namentlich ſeine jüdiſchen Söhne in Jeruſalem die Herrſchaft der türkiſchen Juden langſam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß ſeine ehemaligen Unterthanen ſeine unbeſoldeten Hilfstruppen im Oriente ſind.

Wir haben geſehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sepharedim belaſtet ſind, Ausgaben ſelbſt für Dinge, die den Aſchkenaſim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß dieſe keinen Beitrag leiſten, ſuchen ſie, rührig, ſchreihſelig, intriguirend, wie ſie ſind, die mehr trägen und geiſtig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sepharedim mit denen ſie die Gemeindeausgaben decken, iſt der Leichenacker, indem ſie die Gräber und die Grabſteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige geweſen ſei, und ſo mag es wohl aus dieſem Grunde gekommen ſein, daß die Peruſchim ſeit 2½ Jahren einen beſonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beiſpiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleiſchausſchrotung, ein Monopol der Sepharedim, ſuchten die Peruſchim ihnen zu entziehen, und da begab ſich ein ganz beſonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken laſſen, weil die chriſtlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, ſo

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synogoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aſchkenaſim gerieten ſpäter durch Peſt und Bedrückung der Mohammedaner in ſolche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreiſe ihres Vorſtehers Rabbi Moſcheh Hakohen durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlaſt der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigſten Gläubiger die Synagoge, gaben ſie den Flammen preis und vertrieben die Aſchkenaſim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten ſich allmälig mit Schutt, daß ſie kaum aus demſelben hervorragten. Erſt im Jahre 1812 als die Peſt in Zefat ausbrach, wagten ſich an 20 Aſchkenaſim verkleidet wieder nach Jeruſalem.

Ein vier Jahre ſpäter in Konſtantinopel erwirkter Ferman ſtellte ſie ſchuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anſpruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aſchkenaſim erheben durften. Zugleich wurde ihnen geſtattet, ein Lehrhaus, ein Midraſch mit einer Betſtube einzurichten. Ein ſpäterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aſchkenaſim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Dieſe Synagoge befand ſich während meiner Anweſenheit im Umbaue durch die Peruſchim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieſer Synagoge 100,000 Piaſter. Bis jetzt ſind 400,000 verausgabt, welche die Peruſchim aus ihrem Reſervefond theilweiſe vorgeſtreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaſter in Anſpruch nehmen. Freiherrn von Rothſchild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundſtein, wir hoffen eines ſchönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

Allgemeine Zustände.

Chedorim. — Unwissenheit. — Wie sich Sepharedim und Aschkenasim charakterisiren. — Ihre Tracht. — Politisches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleischausschrotung. — Peruschim wenden sich nach Mekka. — Fleischbank. — Krida. — Sehnsucht nach Egypten. — Chasaka. — Chaluka und Kadima. — Versteigerung der Sendbotenschaft. — Einbruch-Diebstahl am Versöhnungstage. — Neßach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internunzius. — Aasschinder und Almosen.

Neben der Hauptsynagoge der Aschkenasim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraschim und Jeschibot, mit denen meist Betstuben verbunden sind, wo von Erwachsenen Talmud studirt wird, und religiös theologische Disputationen statt finden.

Eine höhere Lehranstalt für die Jugend haben die Aschkenasim niemals besessen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr lassen sie ihre Kinder in kleinen dumpfen und schmutzigen Stuben in den kulturhistorischen „Chedorim" bei armen Rabbinern geistig und körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an diese Mistbeete für herauswuchernde Unwissenheit, an diese finstern Höhlen der Ungesundheit und des Elends.

Wenn ein talmudisches Wissen unter den Aschkenasim in Jerusalem besteht — das meiste traut man den Peruschim zu — so wurde dasselbe nicht in der heiligen Stadt erworben, sondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie studiren keine Bibel und lernen diese nur aus dem Talmud, an den sie ohne grammatikalische Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber ist hier nur eine mechanische Gedächtnißsache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forscher! Ich erzählte einem als sehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reisen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tausend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erstaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Palästina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menschen nur Barbaren schienen. Ein Vorsteher lernte, schon in alten Tagen, erst seinen Namen hebräisch unterschreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu bestättigen hatte.

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für freigeisterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aschkenasim den Ruf der Frommheit, der Gelehrsamkeit und der spitzfindigsten Ränkesucht einräumen. Sie besuchen gegenseitig nicht ihr Besdin und nur die Aermsten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben so wenig sind die Aschkenasim unter sich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmste bezeichnen will, so sagt er: „Du bist ein Porisch!“ d. h. einer von den Peruschim. Hingegen ruft der Porisch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?“ d. h. einen von den Chassidim.

Der Sepharedi in der malerisch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anstand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung seines Angesichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beispiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit seinem mohammedanischen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aschkenasim, namentlich die Russen und Polen sind hastig, unruhig in jeder Bewegung, grimassirend, spitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erscheinung ist durch die bekannte pol-

niſche häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im beſten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine faſt heitere Betrachtung, wie große politiſche Zuſtände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der ruſſiſche Staat dem türkiſchen ein Ende bereiten wollte, ſo ſuchen namentlich ſeine jüdiſchen Söhne in Jeruſalem die Herrſchaft der türkiſchen Juden langſam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß ſeine ehemaligen Unterthanen ſeine unbeſoldeten Hilfstruppen im Oriente ſind.

Wir haben geſehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sepharedim belaſtet ſind, Ausgaben ſelbſt für Dinge, die den Aſchkenaſim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß dieſe keinen Beitrag leiſten, ſuchen ſie, rührig, ſchreihſelig, intriguirend, wie ſie ſind, die mehr trägen und geiſtig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sepharedim mit denen ſie die Gemeindeausgaben decken, iſt der Leichenacker, indem ſie die Gräber und die Grabſteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige geweſen ſei, und ſo mag es wohl aus dieſem Grunde gekommen ſein, daß die Peruſchim ſeit 2½ Jahren einen beſonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beiſpiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleiſchausſchrotung, ein Monopol der Sepharedim, ſuchten die Peruſchim ihnen zu entziehen, und da begab ſich ein ganz beſonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken laſſen, weil die chriſtlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, ſo

trat auch hier der Mohammedaner zwiſchen die ſtreitenden jüdiſchen Sekten und entſchied zu Gunſten ſeiner orientaliſchen Mitbürger.

Das kam ſo:

Die Mohammedaner nehmen in der jüdiſchen Fleiſchbank das dem Juden zum Genuſſe nicht geſtattete Hintertheil der Thiere ab. Der Kadi muß jedoch dem Schlächter das Zeugniß ausſtellen, daß er und ſeine Voreltern rechtmäßige, ſtreng gläubige Juden geweſen ſind, und direkt von Israel abſtammen. Der Schlächter muß vor dem Schlachten, außer der hebräiſchen Gebetformel, während er das Thier mit dem Kopfe nach Mekka wendet, eine mohammedaniſch-arabiſche, das „Biſſem Alah agbar“ ſprechen. Kein Mohammedaner würde ſonſt das Fleiſch eſſen. Als die Peruſchim, auf das Monopol der Sepharedim eiferſüchtig, eine Fleiſchbank eröffneten, verweigerte der Kadi ihrem Schlächter jenes Zeugniß. Der Mohammedaner hält die Aſchkenaſim nicht für echte Juden. Dennoch fingen die Peruſchim an Fleiſch auszuſchroten; ihr Schlächter wendete den Kopf des Thieres nach Mekka und betete das mohammedaniſche Gebet. Die Mehrzahl der Mohammedaner nahm Anſtand das Fleiſch zu kaufen, denn jenes Zeugniß, wußten ſie, war nicht ausgeſtellt worden. Da erhob plötzlich der fromme Schech Aſſib Lärm, daß die Aſchkenaſim dem Schafe, bevor ſie es ſchlachten, am Halſe die Haare ausrupfen, und das Thier quälen. Kein Mohammedaner, der auch vom Thiere glaubt, daß es im Paradieſe aufgenommen wird, holte mehr Fleiſch und die Bank Bordaki und Komp. mußte mit einem Verluſte von 40,000 Piaſtern — von Europa her geſendete Almoſen — aufgegeben werden.

Noch jetzt müſſen in Jeruſalem von den für Juden geſchlachteten Thieren dem Prieſter die rechte Schulter, ein Theil des Kopfes ohne Zunge und der Magen gegeben werden, während von Wein, Oel und Raki die „Truma“ d. i. die Hebe, weil die Prieſter nicht mehr als ganz rein angeſehen ſind, begraben werden.

Mit dieſer Thatſache hängt der Rath zuſammen, den mir der k. k. Internunzius in Konſtantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorſteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermſten vorgeſtellt werden.“

Dämoniſch humoriſtiſch iſt die Satire, die ſich ein deutſcher Arzt über den Müſſiggang und das Almoſennehmen eines chaſſidiſchen Vorſtehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jeruſalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorſteher beim Namen und fragte ihn: „Willſt Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorſteher ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſagte er ihm: „So ſchinde dieſes Aas ab, denn im Talmud heißt es: Beſſer ſich vom Schinden des Aaſes ernähren als Almoſen nehmen.“

Alter, daher eine mit vielen Kindern geſegnete Familie einen bedeutenden Betrag erhält, und als „Kadima“, nach dem Range und Anſehen der Perſon. Die Anſche Hod die nur nach der erſteren Weiſe Unterſtützung erhalten, ſind am beſten, faſt reichlich verſorgt; ſie ſind die einzige Gemeinde die keinen Armen zählt.

Doch nicht alles Geld, das fromm und wohlthätig geſpendet wird, fließt, mit Ausnahme deſſen das von Lemberg kommt, nach Jeruſalem. Verwaltungskoſten, Zerſplitterung, der Mangel jeder Kontrolle, das Wechſeln der Geldpreiſe machen, daß nicht alles Geld an die wahrhaft Dürftigen gelangt. Wir werden auf dieſen Gegenſtand noch zurückkommen.

Die Armut der Einzelnen iſt eine oft Entſetzen und Erbarmen erregende; während die Vorſteher die ebenfalls als Arme einwanderten, ihre Frauen in Seide kleiden, mit Schmuck von Gold und Edelſteinen behängen. Einer von ihnen verheiratete ſeine Tochter, die am Hochzeitstage ein Kleid für 1000 Piaſter und einen koſtbaren Schmuck trug, während das Feſtmahl, zu dem alle Honoratioren Jeruſalems geladen waren, 1500 Piaſter koſtete.

Ehe der aufopfernde thätige Herr Albert Cohn das zweite Mal nach Jeruſalem kam, wurde durch mündliche Kurrende den Frauen der Rabbiner verboten, während ſeiner Anweſenheit ihren Schmuck zu tragen. Wir ſind weit entfernt, wiewohl man es von den Armen behaupten hört, und zwar mit dem charakteriſtiſchen Ausdrucke: ſie „freſſen“ bei den gewiß ſehr ehrenhaften Vorſtehern an ein verbrecheriſches Vorenthalten der Gelder zu glauben. Es ſcheint nur, daß ſie in menſchlich verzeihlicher Selbſtüberſchätzung ihren Rang zu hoch anſehen, und darnach, nur etwas zu hoch und groß die „Kadima“ für ſich in Abzug bringen.

Mit welcher Ehrfurcht begrüßen wir ihn, wenn ein Scheliach, ein Sendbote aus Paläſtina in unſere Stube tritt, um Almoſen für die armen Glaubensgenoſſen in Jeruſalem zu ſammeln! Haftet nicht noch der Staub der heiligen Erde an ſeinem Kleide? Sein Auge

weilt und weint über den Trümmern des Tempels und dann ſich losreißend aus dem Kreiſe ſeiner Familie, zieht er fort und gibt ſich den Stürmen des Meeres und den Gefahren einer langen Landreiſe preis. Er erzählt uns von den Schmachtenden und Hungernden in Jeruſalem, die für uns weinen und beten.

Wie aber, wenn dieſes Sendbotengehen ein ganz einfaches Geſchäft iſt, das dem Manne ſelbſt den größten Theil deſſen zuwendet, was von uns gläubigen Gemütes allen den Schmachtenden und Hungernden in Jeruſalem zugedacht iſt?

Die Sendbotenſchaft wird in der heiligen Stadt an den Meiſtbietenden gegeben; gewöhnlich um einem ſonſt achtbaren Chacham oder Rabbiner zu Vermögen zu verhelfen. Er muß jedoch eine beſtimmte Summe dafür an die Gemeinde bezahlen. Der Mehrbietende erhält das Recht. Er iſt nicht verpflichtet, ſeine Reiſe ſogleich anzutreten, er kann dies nach Monaten, ja nach Jahren thun, wenn er nur die Zinſen des Erſteigerungspreiſes, der nicht unbedeutend zu ſein pflegt, an die Gemeinde bezahlt. Es gibt Einige, die ſeit 5 und 8 Jahren die Zinſen zahlen. Zurückgekehrt erhält der Sendbote den dritten Theil des Ertrages ſeiner Reiſe, aber nicht ſein Einlagskapital; es iſt alſo menſchlich verzeihlich, daß er dieſes ſelbſt abzieht und nur den Reſt der Gemeinde überbringt, die ihm ſein Drittheil auszahlt.

Vor einigen Jahren wurde am Verſöhnungstage im Bazar bei einem jüdiſchen Goldſchmiede eingebrochen und Gold geſtohlen. Nach einem Jahre kam an Tag, daß der Sohn des Vorſtehers einer der ſtrenggläubigſten Gemeinden ſich aus der Synagoge im weißen Bußhemde entfernt und nach vollbrachtem Einbruch-Diebſtahl wieder zurückkehrte und zerknirſcht mit ſeiner Gemeinde beim Beten des Sündenbekenntniſſes an die Bruſt geſchlagen habe. Aus Achtung vor dem Vater wurde das Verbrechen nicht anhängig gemacht, und von den Juden ſelbſt ausgeglichen.

Wenn dieſe gerade an dem heiligſten Tage des Judenthumes verübte That das Entſetzen wachruft und von der Eziehungsweiſe des Vaters ein trauriges Zeugniß ablegt, ſo wollen wir doch dem Vater das Verbrechen des Sohnes nicht anrechnen. Eines aber, wenn ſich auch die Feder dagegen ſträubt, eines müſſen wir niederſchreiben, weil es einen Einblick in die Verderbtheit der Sitten bei aller ſtrengen religiöſen Obſervanz thun läßt: derſelbe Mann, der Einbrecher, der Dieb, der Heuchler, der Gottesläſterer ging bald darauf als Sendbote nach Europa, um Geld für die Armen zu ſammeln. Natürlich mit einem Schreiben des Bes-din an alle Gläubigen, wie dieſer fromme, ehrenvolle, gelehrte Rabbi vor vielen anserwählt worden ſei u. ſ. w.

Doch nein! Nicht: und ſo weiter.

Ein mehr humoriſtiſches Vergehen eines Sendboten nach Amerika war es, daß er in Smyrna von Chriſten zubereiteten Wein kaufte und als koſchern aus Chebron, aus der Umgebung des Erbbegräbniſſes der Patriarchen, den Gläubigen verkaufte. Zur Ehre der Jeruſalemitaner ſei aber bemerkt, daß dieſer Rabbi aus — Jaffa war.

Um einen ferneren Einblick in die Verhältniſſe zu gewähren, möge folgende mehr heitere Thatſache hier Platz finden. Sir Moſes Monteſiore brachte in mehreren Fäſſern harte Thaler mit, und hielt es guten Herzens, wie er iſt, für ſeine Pflicht, jedem Armen einen Thaler perſönlich zu reichen. Viele Stunden währte die Arbeit und der Anblick einer traurigen Armut. Der Zufall fügte es, daß der edle Spender, ſich ſelbſt vergeſſend, auch das ausgegeben hatte, deſſen er zu ſeiner Weiterreiſe bedurfte. Er mußte Geld borgen. Es fand ſich bald ein Mann, der mit vielen Freuden und — Intereſſen bereit war, und die nicht unbedeutende Summe in blankem Golde überbrachte. Dieſer aber war ein Mann, der Tags zuvor unter den Dürftigen der dürftigſt Ausſehende einen Silberthaler aus der Hand des paläſtinenſiſchen Wohlthäters empfangen hatte.

Mit dieſer Thatſache hängt der Rath zuſammen, den mir der k. k. Internunzius in Konſtantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorſteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermſten vorgeſtellt werden.“

Dämoniſch humoriſtiſch iſt die Satire, die ſich ein deutſcher Arzt über den Müſſiggang und das Almoſennehmen eines chaſſidiſchen Vorſtehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jeruſalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorſteher beim Namen und fragte ihn: „Willſt Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorſteher ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſagte er ihm: „So ſchinde dieſes Aas ab, denn im Talmud heißt es: Beſſer ſich vom Schinden des Aaſes ernähren als Almoſen nehmen.“

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synogoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aſchkenaſim geriethen ſpäter durch Peſt und Bedrückung der Mohammedaner in ſolche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreiſe ihres Vorſtehers Rabbi Moſcheh Hakohen durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlaſt der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigſten Gläubiger die Synagoge, gaben ſie den Flammen preis und vertrieben die Aſchkenaſim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten ſich allmälig mit Schutt, daß ſie kaum aus demſelben hervorragten. Erſt im Jahre 1812 als die Peſt in Zefat ausbrach, wagten ſich an 20 Aſchkenaſim verkleidet wieder nach Jeruſalem.

Ein vier Jahre ſpäter in Konſtantinopel erwirkter Ferman ſtellte ſie ſchuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anſpruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aſchkenaſim erheben durften. Zugleich wurde ihnen geſtattet, ein Lehrhaus, ein Midraſch mit einer Betſtube einzurichten. Ein ſpäterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aſchkenaſim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Dieſe Synagoge befand ſich während meiner Anweſenheit im Umbaue durch die Peruſchim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieſer Synagoge 100,000 Piaſter. Bis jetzt ſind 400,000 verausgabt, welche die Peruſchim aus ihrem Reſervefond theilweiſe vorgeſtreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaſter in Anſpruch nehmen. Freiherrn von Rothſchild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundſtein, wir hoffen eines ſchönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

kleinen Mädchen Blumen in den aufgelösten, mit goldenen Flittern gezierten Haaren.

Der Hausherr erzählte mir, auf mein Ersuchen um einige geschichtliche Nachrichten über die karaitische Gemeinde in Jerusalem Folgendes:

„Wir sind die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels. Vor zweihundertsiebenzig Jahren waren zweihundert Karaiten in der heiligen Stadt, die wegen ausbrechender Pest auswanderten; so daß zwanzig Jahre kein Karaite in Jerusalem zu finden war. Seit hundertundfünfzig Jahren sind wir wieder hier angesiedelt, unser ältester Grabstein ist nur hundertundzehn Jahre alt; doch mögen viele in der Erde eingesunken liegen. Jetzt sind wir nur zweiunddreißig Seelen, darunter vier Familienhäupter. Es ist schmerzlich, daß Deine Landsleute, die Aschkenasim uns verachten, die Sepharedim besuchen uns doch zuweilen und wir sie; doch nehmen wir uns nur aus unserer Gemeinde Frauen und begraben unsere Todten nicht zu den ihren. Wir sind auf Fleiß und Arbeit angewiesen, denn die Unterstützung unserer Brüder aus der Krim ist nur sehr unbedeutend. Durch die Theurung der letzten Jahre aber sind die sonst Reichen arm und die Armen brodlos geworden. Bücher, nach denen Du fragst, haben wir keine, uns ist das eine genug, das die Weisheit der ganzen Welt einschließt: Ich werde Dir unsere Thora zeigen."

Er lud uns hierauf ein, die Synagoge zu besuchen. Wir stiegen die Treppe, die wir heraufgekommen waren, und dann noch eine zweite herab, die uns zu einem kleinen unterirdischen Raume führte, der durch eine viereckig ausgeschnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Ein kleiner Glaslüster mit vier brennenden Oellampen mischte sich mit der Tageshelle, ohne der kleinen, mit schönen Teppichen belegten Synagoge den Reiz des magischen Dunkels zu benehmen.

Gegen Osten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade ist eine silberne Platte angebracht die mit großer Goldschrift das jüdische Glaubensbekenntniß jedem Eintretenden entgegenhält: „Höre

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!“ Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Inizialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Makutsche“ geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!“

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

Mit den Karaiten in Jeruſalem hat es ein eigenthümliches, geheimnißvolles Bewandtniß:

Als die Juden in Jeruſalem im Jahre 1762 ſehr gedrückt lebten und die türkiſche Regierung ihnen eine unerſchwingliche Steuer auferlegte, ordnete der Chacham Baſchi eine Verſammlung in der Synagoge der Karaiten an, weil ſie heimlich abgehalten werden mußte, und die Synagoge, wie wir geſehen haben, ſich unterirdiſch verborgen befindet. Als der Chacham Baſchi die Treppe hinabſtieg, fühlte er ſich plötzlich ſchwach, und er ſtrauchelte. Das fiel Allen auf, ſie waren überzeugt, daß da böſe Mächte ihr Spiel treiben. Sie gruben raſch die Stufen der Treppe ab und fanden die Schriften des Maimonides, welche die Karaiten, um ſie mit Füßen zu treten unter der Treppe vergraben hatten. Der Chacham Baſchi verurtheilte ſie wegen dieſes Frevels zur Zahlung der Steuer und fluchte ihnen, daß ſie niemals ein Minjam, d. i. die zum Gebete nötigen zehn Männer in ihrer Gemeinde haben ſollten.

Rabbi Joſef Schwarz erzählte mir ebenfalls von dieſer Sage und erwähnte eines merkwürdigen Zufalls, den er ſelbſt erlebt hat: Vor etwa zwanzig Jahren wanderten mehrere karaitiſche Familien aus der Krim nach Jeruſalem ein. Es herrſchte große Freude darüber in der kleinen Gemeinde, denn nun ſollten ſie zahlreich genug ſein, um einen Gottesdienſt als Gemeinde feiern zu können. Die Freude verwandelte ſich aber in Entſetzen. Die Einwanderer ergriff vor der Stadt die Peſt und vom Thore bis zum Hauſe der Karaiten ſanken die Männer todt hin, die Andern ſtarben ſpäter im Hauſe ſelbſt und ſo haben ſie wieder keine Minjan.

Miſſion.

Conſul Finn. — Literariſche Geſellſchaft. — Non olet. — Das Muſeum. — Die Bibliothek. — Die Miſſionskirche. — Hebräiſche Gebetbücher. — Eine Jüdin mohammedaniſch. — Religion eine Waare. — Unſittliche Mittel zur Bekehrung. — Materielle Wohlthaten. — Gleichgültigkeit der Juden. — Chriſten, die Juden geworden ſind.

Ein Geſchäftsbeſuch des engliſchen Conſuls, Herrn J. Finn, bei meinem ſtets um mich freundlich beſorgten Gaſtfreunde, verſchaffte mir die Bekanntſchaft dieſes in vielfacher Beziehung intereſſanten Mannes.

Er ſpricht und ſchreibt vortrefflich hebräiſch und iſt dadurch um ſo geeigneter, die Zwecke der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft in Jeruſalem zu fördern. Er gründete im Jahre 1849 eine „Jeruſalemitaniſche literariſche Geſellſchaft“ welche meiſt archäologiſche Zwecke in Bezug auf das heilige Land verfolgt. Ihr Programm und die von ihrem Präſidenten, Herrn Finn, im Jahre 1851 gehaltene Eröffnungsrede mit dem hebräiſchen Motto: „Z'bi hi l'kol haarazoth!“ Paläſtina iſt der Ruhm aller Länder, iſt in Beirut gedruckt. Der Umſtand, daß nur Proteſtanten Mitglieder dieſer Geſellſchaft werden können, gab Stoff zu unſerem erſten Geſpräche.

„Wenn Karl Ritter, oder Humboldt zufällig Mohammedaner, oder Juden, oder auch Katholiken wären, die Geſellſchaft würde ihnen den Eintritt wehren?“

Gewiß!

„Dann wünſche ich der Geſellſchaft den ironiſchen Zufall, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Robinſons, z. B. der ſich die größten wiſſenſchaftlichen Verdienſte um das heilige Land erworben hat, zufällig ein Jude wäre und mehr leiſtete, als alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Geſellſchaft, und dem es ein Stolz wäre, dieſer Geſellſchaft nicht anzugehören.“

Sie ſprechen wie ein gebildeter Europäer; hier aber nimmt Alles eine religiöſe Färbung an; die Geiſtlichen würden die Aufnahme nicht dulden. Wäre die Geſellſchaft in Ramleh, oder ſonſt einer Stadt Paläſtina's, die Aufnahme wäre möglich, in Jeruſalem iſt ſie es nicht, weil hier Alles religiös iſt.

„Die Wiſſenſchaft aber iſt eine Kosmopolitin.“

Es gibt keine Wiſſenſchaft ohne Religion.

„Nimmt die Geſellſchaft von einem Nichtprotestanten auch keine Unterſtützungen an?“

Das thut ſie.

„Sie nimmt alſo von einem Jeden nur Pfunde (engliſche), aber keine geiſtig ſchwerer wiegenden Talente an. Sie macht es, wie jener Imperator, der als man ihm die auf Kloaken geſetzte Steuer brachte, und ſich ein Hofſchranze darüber ein Lächeln erlaubte, das Geld an die Naſe brachte und ſagte: „Non olet!“

Wir ſchieden in heiterer Weiſe; der Conſul mit freundlicher Einladung, ihn und das Muſeum der Geſellſchaft zu beſuchen. Herr Finn ſandte mir noch am ſelben Tage das Programm der Geſellſchaft, das ich mit den von mir herausgegebenen „Inſchriften des Judenfreithofes in Wien“ mit meinem bibliſchen Gedichte „Rahel“ den hebräiſchen Elegien: „Nach der Zerſtörung“ und einigen hebräiſchen Landkarten Paläſtina's erwiederte. Alle dieſe Gegenſtände wurden in der Bibliothek der Geſellſchaft dankbarſt aufgenommen.

Ich beſuchte bald darauf das ſchön und geräumig erbaute k. Großbritanniſche Conſulatsgebäude, in deſſen weitläufigem Kreiſe ſich auch die anglikaniſche Kirche befindet. Von der geiſtvollen

Frau des Consuls, der abwesend war, freundlich empfangen, bot sie mir von den gerösteten Weitzenkörnern, die sie eben ihren schönen Knaben vertheilte, mit den Worten an: „der gerösteten Frucht wird schon in der heiligen Schrift Erwähnung gethan.“ Sie lud mich für den nächsten Tag zum Thee; leider durfte ich es nicht wagen, der Einladung zu folgen, es hätte mich dieß unter den Juden verketzert. Wie ich mich denn auch hüten mußte, wenn ich den preußischen Diakonissinnen, an deren eine ich Grüße von Wien her zu bestellen hatte, begegnete, sie anzusprechen. Sie begleiteten ihre jungen Elevinnen, unter denen auch Judenmädchen waren, auf Spaziergängen.

Die Bibliothek der literarischen Gesellschaft ist eine bereits ansehnliche und enthält kostbare und gelehrte Werke der vorzüglichsten europäischen und asiatischen Sprachen. Das Museum ist erst im Werden. Eines der interessantesten Stücke ist eine in Basrelief sitzende Greisengestalt, die Rechte wie zu einem Befehle emporhebend, der Kopf hat den Ausdruck und die Bildung eines polnischen Rabbiner, über sie hält ein Sklave einen Sonnenschirm. Robinson erklärte dieses Geschenk Layards für einen Sanherib. Lampen, Spangen, Lanzenspitzen u. dgl. die auf dem Libanon gefunden wurden, Säulenreste, Kapitäle, Schnörkel, Muscheln, Mineralien u. dgl. liegen noch bunt durcheinander. Am meisten zog mich ein mehrere Zentner schwerer Steinklumpen an, der sich bei näherer Besichtigung als ein Aggregat von Hunterttausenden kleinster Purpurschnecken-Muscheln ergab, und von Sidon hierher gesendet worden ist. Herr Finn versprach mir, auf mein Ersuchen ein ähnliches Konglomerat für das k. k. Museum in Wien nachzusenden.

Im Bibliothekſaale empfing mich der Sekretair der Missionsgesellschaft, der treffliche Photographien aller heidnisch, biblisch und kirchlich heiligen Monumente und Trümmerreste verfertigt, deren eine schöne Auswahl ich mir aneignen durfte.

Er konnte sein Befremden darüber nicht unausgesprochen lassen, daß die Juden Jerusalems sich so sehr gegen eine Lehranstalt sträuben, die von einer Jüdin gestiftet, von jüdischen Lehrern in streng altgläubiger Weise geleitet, von frommen Rabbinen

überwacht werden ſollte, während doch manche ſelbſt von den chaſſidiſchen Gemeinden ihre Kinder in die Miſſionsſchule ſchicken, um ſie da Unterricht in Elementargegenſtänden und in Sprachen genießen zu laſſen. Kranke Juden, ehe das Rothſchildſche Hospital gegründet war, begaben und begeben ſich noch in das engliſche Krankenhaus und kein Rabbiner rügt es, wenn ſie da die gemeinſchaftlichen Speiſen genießen.

Er führte mich in die Kirche, einen ſchon von Außen her ſich einfach ſchön darſtellenden gothiſchen Bau.

Die Kirche ſtrebt mit drei Spitzbogen empor, zwiſchen denen braunes Holzgebälke iſt. Auf dem Hochaltare kein Kreuz, ſtatt deſſen zwei ſchwarze Marmortafeln auf denen die zehn Gebote mit — hebräiſcher Goldſchrift eingegraben ſind. Auf den einfachen dunklen Holzbänken, die an aufſtrebenden Eichenſtäben bunte Glaskugeln — zur Beleuchtung beim Abendgottesdienſte tragen — lag ein zufällig liegengebliebenes Gebetbuch in — hebräiſcher Sprache. Es enthält die üblichen, althergebrachten jüdiſchen Gebete mit kleinen Weglaſſungen, wohl auch Einſchaltungen, die ſich auf den chriſtlichen Glauben beziehen. So wird die Anſchauung und Phantaſie des neuen Chriſten nicht nur geſchont, ſondern ihnen vielmehr gehuldigt, und der Neugetaufte ſo zum andern Glauben allmälig herüber gewöhnt.

Dieſe Kirche füllt ſich, wenn ſich alle in Jeruſalem wohnenden bekehrten Juden in ihr verſammeln, mit einer ſtattlich zahlreichen Gemeinde! Welche jüdiſche Gemeinde der Erde und wenn ſie ſelbſt zu den großen zählt, hat wie die in Jeruſalem das Schauſpiel aufzuweiſen, daß ſich hundertundeinunddreißig getaufte Juden in einer Kirche verſammeln?

Die Aſchkenaſim halten die Sepharedim für minder ſtrenggläubig, und ſo iſt die Thatſache um ſo auffallender, daß die ruſſiſchen Juden allein, über die Hälfte: 71 Seelen, in den Miſſionshandel geliefert haben; während ſich die übrigen 60 faſt auf alle Länder vertheilen.

Der Uebertritt zum Mohammedanismus ist ein sehr seltener Fall; die Gattin eines österreichisch jüdischen Unterthans verliebte sich in einen Türken, und von diesem vor den Pascha geführt, erklärte sie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher sehr unglückliche Gatte wendete sich an den Consul mit der Bitte den Uebertritt seiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler statt; es war nämlich, als sie ihre Absicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Pascha aussprach, kein Dragoman gegenwärtig und somit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die schöne Polin lernte unterdessen von ihrem geliebten Türken im Koran lesen — wurde wieder und diesmal nach strenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher sie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hause des Türken kehrte sie reuig in das Haus ihres jüdischen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen österreichische Unterthanen auf den Koran schwuren. Der Consul erklärte, daß er gegen den Religionswechsel, wenn er aus Ueberzeugung geschieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein österreichischer Unterthan zu sein. Diese Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erscheinung wirkt, so viele, meist zum Protestantismus überläuferische Juden in der ihnen heiligsten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Missionsbemühungen als bedeutend herauszustellen scheint; so mindern sie sich gar sehr, wenn man sie vom sittlich-religiösen Standpunkte aus und die Persönlichkeiten betrachtet, die sich — von den Hirten einhürden lassen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forschen, welche von der Mission angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

Daß es aber ein goldenes Netz sei, mit welchem der heilige Menschenfischfang getrieben wird, darüber waltet, wenigstens in Jerusalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann diese Auskunft erhalten.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß einem jüdischen Schriftgelehrten von der englischen Bibelgesellschaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als sich taufen zu lassen angeboten wurde. Beide Personen, zwischen denen der Handel stattfinden sollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konstantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung ist; eben so schmachvoll erscheint der Antrag.

Die Lateiner unterstützen ebenfalls diejenigen, die katholisch werden, jedoch erst, wenn sie übergetreten sind. Die Protestanten geben Handgeld und demoralisiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder streng anlassen, ewiedern diese nicht selten trotzig, drohend: „Ich gehe zur Mission."

Eines Tages, als ich mit meinem Gastfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaster zu schenken, die er der Mission schulde; ich rette ihn so, mit seinem Weibe und sechs Kindern vor der Taufe. Dieser Mann stahl 25000 Piaster und als die Juden sich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Mission und eben kein Glaubenskoloß, ging dieser edle Rhodiser unter die Protestanten. Dieß eine Beispiel mag beweisen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen stehen, welche die Mission nach der unvertilgbaren Ansicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern" macht. Es ist bekannt, daß manche Juden eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu lassen. Es kommt wohl auch vor, daß solche Religions-Reisenden sich wie sie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen lassen; wahrscheinlich um sich für die Wiedertaufe in Jerusalem vorzubereiten.

Charakteristisch für den jüdisch-polnischen Witz, wie für die Mission ist es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute Ge-

ſchäft, das ſich noch gehalten hat, wenn man ſich taufen ließ, wer hats verdorben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jeruſalem befindet ſich ein Mann aus Rußland, welcher der griechiſch unirten Kirche angehörte, ſich beſchneiden ließ, und ſchließlich von der Miſſion zum Proteſtantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Miſſion mit Stolz hingewieſen hatte. Siehe da wieder einige Peruſchim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeikef Sapir, der über den Fall Jeruſchalaims ſo ſchöne Elegien dichtet, ſiehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chedorim, ſiehe Herrn Penſe, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Auſtralien Geld für ſeine armen Glaubensgenoſſen im heiligen Lande ſammelt.

Die Religion, nicht die moſaiſche allein — iſt eine Waare in Jeruſalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer ſind nicht würdig, daß ſie, wie einſt ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freieſten Volke der Erde, welches das erſte die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelenſklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur chriſtliche Spekulationen angelegt werden; ſo empört ſich das Herz der Moral, lehnt ſich der Geiſt der Cultur, der Gedanke des Erlöſers der Chriſten ſelbſt dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Miſſion verfolgt, abſieht — man kann aber von dem Unſittlichen und Schlechten nicht abſehen — ſo iſt die Wirkſamkeit derſelben eine materiell wohlthätige und im allgemeinſten Sinne Kultur fördernde.

Die Miſſion hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Nähſchule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinſtitut zählte 6 Zöglinge: polniſche Knaben, die das Tiſchler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anſtalt beſchäftigt an 100 Menſchen.

Mit dieſer Thatſache hängt der Rath zuſammen, den mir der k. k. Internunzius in Konſtantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorſteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermſten vorgeſtellt werden.“

Dämoniſch humoriſtiſch iſt die Satire, die ſich ein deutſcher Arzt über den Müſſiggang und das Almoſennehmen eines chaſſidiſchen Vorſtehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jeruſalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorſteher beim Namen und fragte ihn: „Willſt Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorſteher ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſagte er ihm: „So ſchinde dieſes Aas ab, denn im Talmud heißt es: Beſſer ſich vom Schinden des Aaſes ernähren als Almoſen nehmen.“

Die Karaiten.

Geſchichte der Gemeinde. — Die Synagoge. — Maimonides getreten. — Fluch. — Kein Minjan.

Mein Gaſtfreund, dem ich von meinem Beſuche der Karaiten in Konſtantinopel erzählt und den Wunſch geäußert hatte, auch in Jeruſalem deren Gemeinde zu beſuchen, lud mich eines Sabbat ein mit ihm in ihr Haus, wo ſie alle beiſammen wohnen, zu gehen.

Um es dem nicht kundigen Leſer in Kürze zu ſagen, ſind die Karaiten, auch Karäer oder Jeruſalemiten genannt, Juden, welche nur den Text der Bibel als Geſetz heilig halten, daher ſie Karäer, d. h. Textler, im Gegenſatze zu den Mekebalim d. h. Tradizions-Gläubige heißen. Die Letzteren nehmen an, daß Gott Moſen mündliche Erklärungen der Lehre ertheilt haben ſoll, welche ſich als eine im Talmud niedergeſchriebene Ueberlieferung erhalten haben.

Wir traten in ein ſehr reingehaltenes Haus, in deſſen Hofraum den Mauern kleine marmorne Tafeln eingefügt ſind, die mit hebräiſcher Goldſchrift berichten, daß dieſer oder jener karäiſche Pilger die heilige Stadt beſucht habe. Eine mit kleinen Marmorſäulchen gezierte Treppe hoch, wurden wir in einer mit bunten Teppichen belegten Stube vom Vorſteher, der von ſeiner Frau und ſeinen Kindern umgeben, in einem Buche las, freundlich empfangen. Die Frau trug ſchönen Goldſchmuck um ihren Fes, die

Falle ebenfalls verständigen, damit sie zusehen, ob sie den Knaben nicht dem Judenthume erhalten könnten? Das lateinische Kloster sendete unverweilt zwei Priester; von den Rabbinen und Vorständen der Peruschim erschien Niemand.

Die Familie des Getauften, wenn sie auch anfangs bestürzt ist, beruhigt sich bald und schneidet durchaus mit ihm die Familienbande nicht durch; er besucht sie, er speist mit ihr und wird nach wie vor mit „Reb" und seinem jüdischen Namen angesprochen. Die Familie weiß, daß in den allermeisten Fällen die innere Ueberzeugung dieselbe geblieben ist, und ich hörte es aussprechen: „Er wird schon zurück kommen, wenn er sich geholfen haben wird." Dann herrscht große Freude.

Da dieses Kapitel den vom Judenthume Abgekehrten gewidmet ist, wollen wir auch ein Wort von denjenigen sagen, welche dem Christenthume abtrünnig werden, und zur Väterkirche zurückkehren. Wenn sie durch die notwendige Bluttaufe und das Wegwerfen vieler bürgerlicher und sozialer Vortheile mehr aus Ueberzeugung zu handeln scheinen, als diejenigen, die durch Taufwasser weltliche Vortheile zu gewinnen wissen; so theile ich ganz die einmal von Hammer-Purgstall gegen mich ausgesprochene Gesinnung: „Ich verachte jeden Renegaten, den religiösen wie den politischen."

Der Uebertritt zum Judenthume kommt auch in Jerusalem nur selten vor. Den Rabbinen ist es eine vom Talmud gebotene Pflicht, demjenigen, der sich zum Judenthume bekehren will, den Schritt zu erschweren und ihn zurückzuhalten. Proselitenmacherei ist, seitdem aus den gewaltsam bekehrten Idumenäern der verhaßte König Herodes hervorgegangen ist, den Juden von Rabbi Schamai nicht gestattet.

Ich lernte in Jerusalem nur zwei vom Christenthume abgefallene Juden kennen; während mir eine ansehnliche Anzahl geborner Juden genannt worden ist, die sich taufen ließen, und wieder zum Judenthume zurückgekehrt sind.

Herr Warder Greſſon iſt ein in Philadelphia in Amerika 1799 geborner Chriſt, der von ſeinen Renten lebend, im Jahre 1848 nach Jeruſalem gekommen iſt, und ſich beſchneiden ließ; ſein Name iſt jetzt Iſroël Boas.

Herr Peter Rumpf iſt im Jahre 1814 in Leuin in Niederpreußen geboren. Er lernte Nägel ſchmieden und arbeitete im Jahre 1833 beim Nagelſchmied-Fabrikanten Moſes Roſenbaum in Zell bei Würzburg, den er auf früherer Wanderſchaft kennen gelernt hatte. Durch ihn wurde er mit dem Judenthume bekannt und von demſelben angezogen. Nichtsdeſtoweniger gehörte er in den Jahren 1842 bis 1846 dem Basler Miſſionsvereine an. In Engelhardtszell, wir wiſſen nicht wie, gelangte er, weil er für die Miſſion in Oeſterreich wirken ſollte, in den Beſitz eines öſterreichiſchen Paſſes und als Oeſterreicher geltend, arbeitete er, im Jahre 1845 in Wien bei dem Nagelſchmiedmeiſter Krum in der Vorſtadt Neulerchenfeld; ſpäter in Preßburg, Peſth, Temeswar. Auf ſeinen Wanderungen durch aller Herren Länder gelangte er auch nach Amſterdam; hier ließ er ſich im Jahre 1848 beſchneiden und ging hierauf nach Hamburg, wo er aus uns unbekannten Gründen nicht geduldet wurde. Er ſchiffte ſich im Jahre 1849 nach Amerika ein, wo er die Bekanntſchaft des in dieſen Blättern wiederholt genannten Rabbi Joſef Schwarz machte, und durch deſſen begeiſterte Schilderungen des gelobten Landes angezogen, im Jahre 1856 nach Jeruſalem kam. Etwa um ſein Handwerk zu betreiben und ſich, rüſtig und jung wie er iſt, ſein Brot zu erwerben? Wozu auch eine ſolche Kraftverſchwendung in dem heißen Klima! Er nimmt Chaluka und lernt hebräiſch beten, das, wie er mir ſagte, „ſchwerlich mehr in ſeinen harten Schädel zu nageln ſein wird.“

Entſcheidende Verſammlung.

Der Sprecher der Aſchkenaſim. — Pädagogiſche Weisheit. — Nicht der Stachel nicht der Honig. — Abſtimmung. — Sieg der Sepharedim. — Erſtaunen der Aſchkenaſim. — Ihr Verhalten. — Beſuch des Rabbi Bordaki.

Der für meine Miſſion wichtigſte Tag, war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdiſchen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umſtand, daß ſeit der feindlichen Sonderung der religiöſen Parteien ſich zum erſten Male alle Vorſteher im Divan des Chacham Baſchi vereinigten. Unerhört aber in den jüdiſchen Verſammlungen Jeruſalems war, daß über Berathung und Beſchlüſſe Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baſchi nahm als Präſident der Verſammlung in der Ecke des Divans ſeinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten ſich die Chachamin und Vorſteher der ſepharediſchen, dann die Rabbinen und Vorſteher der aſchkemaſiſchen Gemeinden. *

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorſteher der Sepharedim: Chajim Niſſim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Safin, Chajim Piſanti, Majer Panigel, David Carlo, Jakob Löwi, Moſche Mejuchas, Juda Papa, Bechor Cohen, Elia Mugdar, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorſteher der Gemeinde Peruſchim: Jeſchaje Bordaki, Sundel Salant.

Vorſteher der Gemeinde Aſchkenaſim „Chaſſidim:“ Niſſim Back, Mordechai Aaron.

Mit anwesend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Rothschild'schen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Montefiorischen Dispensatory Herr Fränkel, die ich um europäische Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greisen, den Frömsten und Gelehrtesten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich selbst Platz genommen. Die Versammlung übte auf mich, den Laien, eine imposante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu stimmen und die Zivilisation mit Verachtung von sich zu weisen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor seinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trotzend auf silbernen Schalen ein goldenes Gastgeschenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geschichte geheiligte Szene auf der die Versammlung statt fand, das Vertrauen auf den verständigen Sinn der Väter, daß sie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweisen werden, erhoben und trösteten mich, und in solchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketisch aussehender schlanker, nicht mehr junger Mann, in polnischer Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüscheln, die schwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob sich und nahm das Wort. Er sprach im Namen aller Aschkenasim, die sich während der ganzen Versammlung schweigend verhielten.

Herr Bordaki sprach hebräisch und unterschied den doppelten Zweck meiner Mission, die wissenschaftlich moralische Bildung der

---

Vorsteher der österreichischen Gemeinde: Moses Schmelka Horwitz, Mosche Jossel.

Vorsteher der Warschauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Mordechai Meier Rabinson.

Vorsteher der Gemeinde Chabat: Salomon Erstein.

Vorsteher der Deutsch-holländischen Gemeinde: Joseph Schwarz, Mose Sachs.

Kinder, und deren materielle Unterstützung. „Wir bedürfen keiner Schule. Wir Peruschim und alle andern Kongregazionen der Aschkenasim haben hinreichend viele Chedorim, wo unsere Kinder Unterricht erhalten. Die im „Kol mebasser" angedeutete Unterrichtsmethode, den Kindern Begriffe und Lehren spielend beizubringen, sie ohne Anstrengung zu unterweisen, sie religiöse Lieder singen, und zur Stärkung ihres Körpers gymnastische Uebungen machen, vielleicht gar tanzen zu lassen, ist völlig falsch. Kindern muß man nicht den Unterricht leicht, vielmehr schwer machen, sonst erscheint ihnen die Lehre nicht wichtig genug. Unsere Kinder bedürfen keiner physischen Kräftigung, keiner Erholungszeit im Freien; sind sie gesund."

„Hältst du Schulen" nahm ich das Wort „in denen außer Talmud Bibel gelehrt wird, für schädlich? Ist Elementarunterricht in der hebräischen Sprache, Beibringung von religiösen Begriffen, Gebete, Reinsprechen der eigenen und der Landessprache der Religion zuwider?"

„Schulen" entgegnete Herr Bordaki und wie es schien mit voller Beistimmung derjenigen, deren Sprecher er war, „Schulen in denen außer Talmud irgend ein Gegenstand gelehrt wird, sind, wenn auch nicht geradezu gegen die Vorschriften der Religion, aber gewöhnlich die Veranlassung zu späterem Abfall von der Religion, wie wir dieß in vielen Beispielen in Europa sehen. Nicht meine orientalischen Brüder hier, aber Du kennst Mosche dessc, (Moses Mendelsohn aus Dessau) und Dein „Kol mebasser" ist in seinem Geiste geschrieben. Alles das, was Du in der Schule gelehrt wissen willst, ist nicht nur nicht nötig, vielmehr in jeder Beziehung schädlich, vorzüglich aber in religiöser. Mein eigener Sohn und viele, ja alle Kinder der Gemeinden lernen ohne alle vorbereitende Kenntnisse gleich Talmud. Ich stimme daher gegen die Anstalt, die Du beabsichtigst. Was aber die materielle Unterstützung der Kinder mit Speise und Kleidung anbelangt, so wollen wir sie annehmen, dabei ersparst Du noch die Ausgaben für Hausmiete, für Lehrer und Verwaltungskosten, welcher Betrag unserer Chedorim zugewandt werden könnte."

Ein aſchkenaſiſcher Rabbi warf die Bemerkung hin: „Ich will den Stachel und auch den Honig nicht!“

Ich nahm das Wort:

„Der Zweck der von einer edlen Frau begründeten Stiftung iſt beſtimmt ausgeſprochen, und von der k. k. öſterreichiſchen Regierung empfohlen. Ich habe weder die Macht, noch die Abſicht von demſelben abzugehen. Es liegt nicht im frommen Sinne der Stifterin Etwas einführen zu wollen, was irgend wie die Gewiſſen beſchweren könnte. Ich bringe als ihr „Scheliach aus Chuze leorez“ als ihr Bote außer dem Lande Israels her, in guter Meinung und redlichen Herzens, eine Wohlthat den Gemeinden der heiligen Stadt. Wenn ihr ſie annehmen wollet, ſo iſt die Angelegenheit abgethan, und ich bitte nunmehr den ehrwürdigen Präſidenten der Verſammlung, die Stimme jedes Einzelnen zu hören, und zu zählen.“

Der Chacham Baſchi forderte die Abſtimmung der Aſchkenaſim, welche folgendes Reſultat ergab:

Von ihren 9 Vorſtehern ſtimmte nur Herr Joſef Schwarz und Herr Riſſim Back für, 6 gegen die Anſtalt. Herr Moſes Sachs der fanatiſche Eiferer für Unterricht, der Ankläger des Obſkurantismus der Rabbinen, als welchen wir ihn bereits kennen gelernt haben, entfernte ſich vor der Abſtimmung.

Der Chacham Baſchi gab hierauf ſeine Stimme mit dem Bemerken ab: „Nachdem die zu gründende Anſtalt in keiner Weiſe den heiligen Geſetzen unſerer Religion entgegen, vielmehr geeignet iſt, dieſelben noch feſter und ehrwürdiger zu machen; ſo ſtimme ich, Kraft meines Amtes und meiner prieſterlichen Würde, ich Chajim Riſſim Abulafia, Oberrabbiner der heiligen Stadt Jeruſchalaim, für die Gründung der Anſtalt.“

Einhellig mit ihm ſtimmte das Besdin und die Vorſteher, Namens der Großgemeinde von Jeruſalem, 15 an der Zahl. Es ſtimmten ſomit in der Verſammlung 18 für, 6 gegen die Anſtalt, welche bedeutende Mehrheit noch dadurch an moraliſchem Gewichte gewann, daß eben die Großgemeinde mit ihrem geiſtlichen Tribunale und ihren Vorſtehern ſich in ihr befand.

Herr David Chazan, Oberrabbiner der Gemeinde in Smyrna, jetzt Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem stellte hierauf den Antrag, daß nunmehr noch eine weitere Besprechung über die Art und Weise der Gründung gepflogen werde, wobei diejenigen, welche gegen dieselbe gestimmt haben, keinen weitern Beruf anwesend zu bleiben, fühlen dürften. Die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden, mit Ausnahme der Herren Schwarz und Back entfernten sich, und es wurde nach einer kurzen allgemeinen Besprechung beschlossen, daß, da die Sitzung bereits 3½ Stunden in der heißen Mittagszeit gedauert habe, zur Vereinbarung eines Programmes eine zweite Versammlung angeordnet werden möchte.

Die Herren Doktoren Fränkel und Neumann konstatirten das in deutscher Sprache abgefaßte Protokoll. Die Debatte wurde in hebräischer Sprache geführt; Herr Doctor Neumann, derselben vollkommen kundig, hatte die Güte, Dolmetsch zu sein.

So wurde eine Versammlung geschlossen, die an und für sich bedeutungsvoll und karakteristisch auch nach einer andern Richtung hin eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachte. Der Beschluß dieser Versammlung war gleichzeitig ein Sieg der Sepharedim über die sie fort und fort bedrängenden Aschkenasim. Beide Parteien schienen erstaunt; die Sepharedim über sich selbst, denn sie fühlten sich plötzlich ihrer Majorität bewußt, und von einem moralischen Drucke befreit, den der Fremde, der Geduldete, über sie seit Langem in ihrem Vaterlande geübt. Die Aschkenasim staunten hingegen über den Muth einer selbstständigen That, den sie ihren trägen, orientalischen Glaubensgenossen lange nicht mehr zugetraut hatten. Zugleich aber war die Gründung einer Lehranstalt, ein Trost für die Sepharedim, welche die Beschämung tief fühlten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde einer solchen entbehre. Kurz vorher auch, nach Verkündigung des „Hat humajum" hatte der Chacham Baschi des kaiserlich türkischen Reiches in Konstantinopel an alle Rabbinen und Gemeinden den

Auftrag ergehen lassen, für religiösen und wissenschaftlichen Unterricht der Jugend zu sorgen und Schulen zu gründen. Die Großgemeinde in Jerusalem hätte, wegen der auf ihr liegenden Schuldenlast, nimmer dem Befehle entgegen kommen können, und so schien es ihr, wie vom Himmel zu sein, daß ihr von der Ferne her, unerwartet die Mittel geboten wurden, wahrscheinlich die erste Gemeinde des weiten türkischen Reiches zu sein, die dem weisen Wunsche der Regierung entsprechen konnte.

Ueberall fügt sich gesittet die Minder- der Mehrzahl der Meinungen. Die Aschkenasim, schon weil sie die Fremden im Lande sind, hätten die türkischen Unterthanen in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nicht weiter stören sollen. Die Meisten aber einer sie demütigenden Herrschaft entflohen, hier gastfrei aufgenommen und geschützt, fast keinem Gesetze unterthan, sind sie übergreifend, herrschsüchtig, der entronnene und Herr gewordene Sklave. Sie konnten, und hier ist vorzugsweise von den Peruschim die Rede, die plötzliche selbstständige That der Sepharedim und ihre eigene Niederlage nicht ertragen, und so fingen sie gegen Das heimlich zu intriguiren an, was sie in öffentlicher Sitzung feierlich beschließen sahen. Ohne übrigens daran zu zweifeln, daß manche aus „heiliger Einfalt" gegen ein Institut eiferten, das echte Religiosität, Tugend und Bildung zu verbreiten berufen sein sollte; muß auf die hier dargelegten Motive Rücksicht genommen werden, wenn man auf den folgenden Blättern die unmächtigen, meist pöbelhaften Versuche die Gründung einer Lehranstalt zu stören, lesen wird. Es werden übrigens noch manche andere Motive, als die der religiösen Ueberzeugung zu Tage kommen.

Zwei Beſuche.

Herr Bordaki. — Vier Ellen weit im gelobten Lande. — Glasſcherben und Diamanten. — Geſpräch mit Rabbi Hirſch aus Preßburg.

Noch an demſelben Tage erwiederte Herr Bordaki, begleitet von zwei Rabbinen ſeiner Gemeinde, meinen ihm abgeſtatteten Beſuch. Es freute mich des Mannes willen, daß er, trotzdem er als Gegner in der Sitzung gegen meine Sache aufgetreten war, dieſe von der Perſon ſchied und einem freundlichen Geſetze der Höflichkeit huldigte.

„Sie haben", begann er, „eine lange beſchwerliche Reiſe, und in dieſer heißen Sommerszeit angetreten. Im Talmud heißt es, wer nur vier Ellen des gelobten Landes betritt, dem wird Aulom habo, künftiges Leben, zu Theil."

Auch ohne gute Werke?

„Ein Mann" erwiderte er „hatte wenig Geld und kaufte für einen Theil deſſelben alte Glasſcherben, die wie es ſich ſpäter zeigte Diamanten waren. Da klagte er: Warum habe ich nicht für all meinen Willen gute Werke eingetauſcht?"

Wie aber, wenn ſich durch Unverſtand oder Bosheit der Menſchen Edelſteine in Glasſcherben verwandeln?

„Wird Gott entſcheiden!"

Wir ſchieden in freundlichſter Weiſe, ohne uns wieder zu begegnen.

Nach dieſem wurde mir der Beſuch des Rabbi Hirſch Markus aus Preßburg zu Theil, um mich zu bitten nicht bittern Herzens die Stadt zu verlaſſen; es ſeien viele ſchlechte, aber auch gute Menſchen in der heiligen. Hat nicht Gott ſelbſt Sodoma und Gomorha eines Gerechten wegen ſchonen wollen?

„Ich fühle mich zu ſchwach, um dem Herrn nachzuahmen. Iſt denn eine Schule in der das Geſetz des Herrn, die Gebete zu ihm gelehrt werden ſollen, wirklich ſo etwas Schlechtes, daß gerade die Deutſchen und Sie unter ihnen, ſich dagegen ausgeſprochen haben?“

Jetzt hat die Schule nichts Bedenkliches, aber in Zukunft kann ſie böſe Früchte tragen.

„Haut dann den Baum um, aber was hat die von Euch als gut erkannte Pflanze verbrochen?“

Man kann nicht zweien Herren dienen. Weltliche Wiſſenſchaft zieht von der heiligen den Geiſt ab. Man darf nichts Neues hier lernen, das Alte muß bleiben, bis Meſchiach kommt.

„Haben denn die Weiſen, welche den Talmud verfaßt haben, nicht auch Mathematik, Aſtronomie, Medizin ſtudirt? Haben ſie nicht das Reich der Thiere und der Pflanzen erforſcht? Waren ſie nicht kundig der Philoſophie?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Iſt nicht eine Kinderbewahranſtalt unter den Augen Ihres eigenen Lehrers, des weitbekannten, frömmſten Rabbiners Sofer in Preßburg entſtanden?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Ich nehme Ihr Schweigen als Zeichen der Zuſtimmung an.“

Ja, aber die Kinder ſollen arabiſch leſen und ſchreiben lernen in Ihrer Schule!

„Sie ſind mein verehrter Rabbi Hirſch! aus Ungarn und ſprechen deutſch; viele frommſte Rabbinen in Galizien ſprechen, wie Sie, deutſch, nebſt dem Hebräiſchen polniſch, in Frankreich franzöſiſch, in England engliſch. Iſt es nun gegen die Religion, wenn die Kinder die Landesſprache Paläſtinas, arabiſch lernen?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Warum antworten Sie nicht?

Wir sind zu schwach hier im heißen Klima, um nebst der Thora noch etwas zu lernen.

„Der Geist kann auch bei schwächlichen Körpern sich kräftig bilden. Aber wissen Sie lieber Rabbi Hirsch! warum die Juden hier so schwächlich sind? Weil Kinder heiraten dürfen. Weil die Kinder von ihren Eltern nur eines lernen, — betteln, lieber Rabbi Hirsch! Benützt Ihr die so großmütig geschaffene Handwerksschule? Eben ist ein Knabe ihr wieder entlaufen."

Er war zu schwach.

„Und zählt doch 17 Jahre und zählte schon 15, als ihn die Eltern heiraten ließen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Sie wollen nicht reden?"

Lieber Herr Doktor! könnten Sie mir nicht in Triest eine Verbindung mit einem Kaufmann einleiten, ich möchte gern einen Holzhandel von dort nach dem Lande Israels einführen. Es wäre ein sehr gutes Geschäft.

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, verehrter Rabbi Hirsch! und habe just heute von Ihnen gelernt: Man kann nicht zweien Herren dienen. Ich habe nichts vom Handel gelernt. Ich bin zu schwach, um neben der Wissenschaft noch etwas anderes zu lernen."

Sehen Sie, Sie sind doch bös auf uns und werden über uns schreiben, denn man sagt, daß Sie sind ein großer Schreiber. Und doch sind gute Leute in Jeruschalaim!

Der liebe, gute Rabbi Hirsch Markus!

Episode.

Ausflug. — Rückkehr. — Szene an der Tempelmauer. — Reskript des österreichischen Consuls.

Ich war von der Aufregung und Arbeit der letzten Tage um so mehr müde geworden, als der Eindruck des ungewohnten Klimas ein mich fast lähmender war. Meine ärztlichen Freunde riethen mir einige Tage, bis die Gemüther sich in Ruhe geschwungen haben würden, vorüber gehen zu lassen, und so unternahm ich, da sich eben angenehme Reisegesellschaft ergab, den Zug nach Jericho, an den Jordan, ans todte Meer, nach dem Kloster S. Saba, nach Hebron, Betlehem, und zum Grabe Rachels. Die Reise war in vier anstrengenden Tagesritten vollendet, und die Schilderung derselben, soll, um hier nicht episodisch störend hereinzuspielen, später mitgetheilt werden.

Freitag den 6. Juli langte ich gegen Abend, von meinem Gastfreunde, der sich schon wegen des nahen Sabbat in einiger Verlegenheit um mein rechtzeitiges Eintreffen befand, freudig begrüßt, wohlbehalten in Jerusalem wieder an. Der Mann, der mir mit dem Schlüssel zum Grabe Rachels entgegen gekommen war, ein Sepharedi, theilte mir mit, daß während meiner Abwesenheit Schmähbriefe an den Straßenecken angeschlagen worden seien, und bat mich gleichzeitig, seinen Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Am selben Tage lud der Synagogendiener der Warschauer Gemeinde ein, sich zahlreich zum Gebete an der Tempelmauer einzufinden. Wirklich fand eine größere Versammlung statt. Mütter brachten ihre Kinder mit, Männer beteten Psal-

men um Abwehr der „Geſehre“ des Unheils. Einige Fanatiker wollten, um ſich beſſeres Gehör in den Himmel zu verſchaffen „Schofar“ das Lärmhorn blaſen, was jedoch unterblieb.

Um den fortgeſetzten Intriguen und Beunruhigungen der polniſch ruſſiſchen Aſchkenaſim ein Ende zu machen, erließ der öſterreichiſche Conſul folgende Zuſchrift an die Vorſteher:

„Ich habe durch vielſeitige Mittheilungen erfahren, daß von einzelnen Individuen gegen die von Frau Eliſe von Herz-Lämel geſtiftete Anſtalt und gegen den Herrn Dr. Frankl Demonſtrazionen ſtatt finden. — Weit entfernt, Sie in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſtören zu wollen, oder Ihnen Etwas in dieſer Rückſicht zu befehlen, mache ich Sie jedoch für jede Demonſtrazion gegen die Anſtalt, oder eine etwaige perſönliche Beleidigung des Mannes, der dieſelbe zu gründen gekommen iſt, verantwortlich. Ich werde, nachdem die Anſtalt unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt, jede Störung nach dem ſtrengſten Sinne des Geſetzes ahnden. Ich hoffe und wünſche, daß Sie mich nicht in die unangenehme Lage bringen werden, meine mir vorgemeſſene Pflicht zu erfüllen.

Pizzamano.“

Der Conſul wollte mir einen Kawaß zur fortgeſetzten Begleitung geben; ich lehnte dies freundliche Anerbieten ab, um nicht Furcht merken zu laſſen. Doch trug ich, wenn ich allein ausging, meinen kleinen Revolver bei mir. Niemals jedoch iſt mir Jemand nahe getreten; vielmehr wichen mir die polniſch Gekleideten meiſt ſcheu aus.

Pamphlete.

Stil der Religionstribunen. — Tapezierung des Sarges. — Prosa und gereimte Prosa. — Karrikaturen.

Ich lasse hier, um eine Probe des Stiles der modernen Religionstribunen Jerusalems, eine Parodie des verhallten Prosetenzornes zu liefern, einige der herbsten Pamphlete, mit denen ich ausgezeichnet worden bin, in worttreuer Uebersetzung folgen. Der Litterarhistoriker wird sie schon der Stilistik wegen nicht undankbar aufnehmen. Andere Leser dieser Blätter mögen meine Selbstverleugnung kennen lernen, wenn es gilt, ihnen eine sachliche, der Wahrheit streng gemäße Darstellung selbst dann zu geben, wenn es dem Wehrlosen Schmach und Hohn aufs Haupt regnete in der dreimalheiligen Jeruschalaim. Diese Plakate wurden in verschiedenen Nächten, bald an Hausthüren, wo Rabbinen wohnten, bald an den meinen und an den Pforten des englischen Missionsgebäudes angeklebt gefunden. Leider gelangten nicht alle in meinen Besitz. Die Originale, alle anonym, liegen wohlgeordnet in meinem Pulte mit der Weisung bezeichnet: die innere Fläche meines Sargdeckels mit ihnen dereinst zu tapezieren, als Zeichen meines Martirthums.

„Im Namen des heiligen Gottes und im Namen des Besdins und einzelner Gemeindemitglieder legen wir in den Bann den Böſewicht Frankl — ſein Name ſei vertilgt! der in der heiligen Stadt Jeruſalem ein Haus der Ungläubigen zu errichten gekommen iſt. Wir legen in Bann Alle, die in dieſes Haus der Ungläubigen gehen. Es ſoll Jeruſalem nicht einer verworfenen Stadt gleichen. Wehe uns über den Bruch!“

„Frankl aus Wien hat das Geſetz Moſes und Israels geläſtert und geſchmäht. Er ſei vor Gott dem Herrn des Himmels und der Erde in Bann gelegt. Der Conſul kann uns züchtigen, aber nicht den Bann von ihm nehmen!“

„Wer iſt dieſe Frau, die ruchlos einen Ruchloſen zu den Thoren Jeruſalems ſendet? Wir wollen es euch ſagen ihr Frommen! Sie lebte mit einem Manne, der vom Glauben der Väter abgefallen iſt. Wenn ſie ſterben wird, hat ſie Niemanden, der ihr das Gebet „Kadiſch“ nachſagen wird, denn ihre Kinder ſind vor Gott geflohen und ſind Götzendiener geworden. Wer war ihr Vater? Einen Tempel hat er in dem neuen Ninive mit bauen helfen, wo ſie Muſik machen und nach Art der Chriſten ſingen. Alſo ſteht es geſchrieben in einem Briefe, der aus Chnze leorez — aus Wien — in unſere heilige Stadt geſendet worden iſt.“

„Es iſt bekannt, daß, wenn ein mit dem Banne Belegter ſtirbt, ſo läßt das Besdin ſein Grab ſteinigen. Jetzt aber, da dieß aus Furcht vor dem Könige, vor der Landesregierung — nicht möglich iſt, verpflichten wir uns, wir alle Aſchkenaſim, daß ein Jeder, der auf den Gottesacker kommt, einen Stein werfe auf das Grab des Verpönten, indem er dabei ſpreche: „So geſchehe dem Verpönten, dem Sünder, und der Andere zur Sünde verleitet.“ Iſt aber juſt ein Sepharedi zugegen, der es mit

dem Sünder hält, ſo mag der Aſchkenaſi dieß von fern thun und den Fluch ausſprechen. Und ſo ſoll geſchehen ſieben Jahre hintereinander fort und fort nach ſeinem Tode. Jeder, der ein Stück von ſeinem Grabſteine abbricht, wird werden geſegnet von Gott, indem er dadurch den Namen Gottes heiliget."

„Es iſt bekannt, daß der verpönte Böſewicht Frankl eine Schkola errichtet und verlauten läßt, daß er bereit iſt, in die Schule mit dem Conſul und dem Paſcha zu gehen, um ſie einzuweihen. Daher finden wir uns veranlaßt, den Bann über ihn auszuſprechen, und warnen jeden Juden hinzugehen, weil er im Banne iſt. Unrein iſt die Stelle, wo er ſich befindet. Dort wo man die Sefer Thora hineinſtellt, er hat in die Bundeslade auch ein Kreuz gethan. Wehe über ſeine Abtrünnigkeit! Die Rabbinen haben ſolches geſehen, warum haben ſie ihm beigeſtimmt? Wir verlangen denn von unſern Brüdern, die noch gottesfürchtig ſind, daß keiner hingehe. Gebe Gott, daß der Bann die Wirkung habe, daß er eine Stunde früher, ehe er das Haus einweiht, der Welt entwurzelt werde!"

„Höret doch ihr Sepharedim! Seht den Unterſchied zwiſchen euren ruſſiſchen und polniſchen Brüdern: Ihr habt aus freiem Willen eingewilligt, euere Kinder Schrift und Sprache der Völker lehren zu laſſen. Iſt das nicht das größte Vergehen und Verbrechen, daß ihr die Stimme eures Lehrers und Meiſters nicht hören wollet und widerſpänſtig ſeid gegen ihn? Wiſſet, daß euch dieſer Frevel vergolten werden wird, und bildet euch nicht ein, daß dieſe Lehranſtalt nach eurem Gutheißen geleitet und geführt werden wird; ſondern nach der Meinung und Geſinnung der Gottloſen und Gotteslästerer. Daher kehret zurück und vernichtet das Dokument, das ihr unterſchrieben habt, damit ihr nicht zu Spott und Schande werdet in allen Ländern wo der Name Jeruſalem, die heilige Stadt genannt wird. Es könnten ſonſt Tage kommen, wo ihr gern umkehren möchtet, es aber nicht mehr möglich ſein wird."

„Du Sohn eines Mörders und einer Hure, Frankl! warum biſt Du gekommen nach den Thoren Jeruſalems? Du nahſt, Verruchter! eine Quelle des Verderbens zu eröffnen. Geh, geh, Böſewicht, Götzendiener, Unreiner! Bilde Dir nicht ein, wenn Du die Juden züchtigen wirſt, daß ſie von ihrem Glauben ablaſſen werden. Wiſſe Du Narr! daß Du im Banne biſt, ſowohl in dieſem, wie auch im künftigen Leben.“

„Hochmütig ſeid ihr Sepharedim! und huldigt doch ihm! Der Hochmütige iſt den Götzendienern verglichen, Euch ſind die Schimmer Gottes verblichen! Ihr häufet aber noch Unrecht zu Unrecht vor Gott und kehret das Unterſte zum Oberſten, zu Schmach und Spott! Laſſet ab von Frankl, dem Vieh, denn was iſt er hie? Er iſt ein Hund an dem nichts iſt, der geht zu Grund! Mög er ſich eine Krie reißen, von ihm wird es wie im Profeten Jeſaias heißen: „Sie gehen dann und trachten die Leichname jener abtrünnigen Menſchen, deren Wurm nie erſtirbt, deren Feuer nie erlöſcht und die allem Fleiſche ein Greuel ſind.“

Zu dieſem letzten gereimten Pamphlete geſellten ſich auch Karikaturen, die ein edles Zeugniß von dem künſtleriſchen Sinne des ſüßen Pöbels in Jeruſalem geben; leider ſcheinen ſie uns nicht künſtleriſch genug, um ſie in Holzſtöcke graben und hier abdrucken zu laſſen. Wiewohl die fantaſiereichen Erfinder den Stock gar wohl verdienen möchten, wenn die Eltern auf Zucht ihrer Knaben hielten.

Auf den Oelberg.

Ein Boden für Märtirer. — David als tragiſcher Held. — Blick über Jeruſalem. — Fünf Palmen nur. — Jebel Tur. — Legendariſche Fußſtapfen. — Ewige Szene.

Es iſt ein Stück Erde dieſes Jeruſalem, aus der die Dornen des Martyrthums ſeit Jahrtauſenden ſprießen. Ich trug in ſchweigender Geduld und bändigte den ſittlichen Zorn in mir. Du biſt Einer gegen Tauſend, ſprach es in mir, ein müd' gejagtes Wild und der Hunde ſo viele!

Ich wußte, von welchen unwürdigen und unwiſſenden Individuen die Schmähblätter herrührten und ich las ſie wie Tagesneuigkeiten mit neugierigem Intereſſe. Als aber eines von ihnen mir die fromme, gute, durch jede Tugend ausgezeichnete Mutter im Grabe in ſo entſetzlicher Art ſchmähte, da fühlte ich den Widerſtand in mir gebrochen und ich war bis in der Seele betrübt. Ich griff nach meinem Stabe und ging zum Thore hinaus und hinter mir her fühlte ich es wehen, das Grauen, das in dieſer Stadt für alle Zeiten wohnt.

Als ich das ausgetrocknete Bett des Kidron überſchritt und den Oelberg hinan ſtieg, ſchwebte mir die rührende Stelle aus dem Buche Samuel vor: „Und das ganze Land weinete, und der König ging über den Bach Kidron, den Oelberg hinan und weinete und ſein Haupt war verhüllet."

Niemals früher, ſo oft ich das Buch las, war mir die Geſtalt des königlichen Dichters plaſtiſcher aus dem Dunkel der Jahrtauſende entgegengetreten, als jetzt auf meinem einſamen Gange.

Wenn ihn die Dichter beſingen, ſo iſt es immer der Hirtenknabe, der den Rieſen ſchlägt, der den düſtern Sinn des Königs mit Harfenklängen bändigt, dem die Weiber ſangen und ſpielten: „David ſchlug zehntauſend“. Die dreifache Krone des Dichter-Helden und Königthums beglückte dies eine Menſchenhaupt. Großmuth ſchmückte ſeine Seele, die der edelſten Freundſchaft offen war; Schönheit den Leib, die alle Frauenherzen ihm gewann. Alle Herrlichkeit der Gottesweihe verklärten den beglückten Herrn des gelobten Landes, den Beherrſcher eines von Gott ſelbſt auserwählten Volkes.

Wie traurig dagegen ſein Ende!

Iſt es nicht im Buche Samuel wie der letzte Akt einer Tragödie zu leſen? David hat die Gipfel alles ſchönen Erdenglückes erſtiegen, ſein Dichterruhm, ſeine Königsmacht erfüllen die Länder und die Meere. Da kommt ihm die Kunde, daß ſich ſein Haus, ſein eigener Sohn gegen ihn empört hat.

Was iſt all der Schmerz, alle Sorge, die er, um das menſchliche Leben völlig zu erſchöpfen, wohl auch erlitten hat, gegen dieſen einen tiefſten Kummer!

Der greiſe Fürſt in ſeinem Harem und von Schmeichlern wie die Könige alle, umgeben, vernimmt vielleicht nicht wie ſonſt die Stimme derjenigen, die um Gerechtigkeit flehen und das Volk hat keine Verhörer vom Könige. Sein Sohn, der um die Volksgunſt buhlend, der Gerichtspflege ſich annimmt, ſtiehlt ihm das Herz der Männer in Israel.

Da man dem Könige meldet, daß ſich Abſalom, den er in Frieden hieß nach Hebron ziehen, um daſelbſt einen Gottesdienſt zu thun, empört hat, bäumt ſich der tapfere König empor, wirft er die Bruſt in Stahl, greift der ſieggewohnte Held nach dem Schwerte? Nichts von alledem! Was kann er im Kampfe gewinnen? Wenn er ſiegt, wie wird er den, dem Tode verfallenen Empörer ſtrafen, der ſein eigen Fleiſch und Blut iſt? Seine im Kampfe mit dem fremden Feinde errungenen Triumfe, werden ſie nicht erblaſſen, wenn er zum Bürgerkriege das Schwert erhebt? Im tollen unerwarteten Aufruhr fallen ihm die Zügel der Re-

gierung aus den zitternden Händen und ſo ruft er denn ſeinen Treuen, die ſich um ihn ſammeln, zu: „Auf laſſet uns fliehen!“ Beugen ihm nicht auch Erinnerungen dunkler Art die Seele und läßt er nicht, wie zu einer Verſöhnung mit ſich ſelbſt in ſchmerzlicher Befriedigung ein Strafgericht des Herrn über ſich ergehen?

Aber auch die Bundeslade, die ihm die Prieſter nachtragen, ſendet er zurück. Würde ſie ihm nicht das Volk um ſich verſammeln helfen? Iſt ſie nicht die heilige Fahne des Judenthumes und das Panier ſeines Reiches? Wo ſie, iſt der König. Verläßt ihr edler Tänzer die ihm angetraute Braut? Er flieht. Seine zehn Weiber läßt er zurück, um ſeine Burg zu bewahren und lehrt Huſai den Arachiten, wie er ein Verräther werden ſolle.

So gibt der König die Krone und das heilige Banner, der Held ſeine Stadt, der Mann ſein Haus preis und — weint.

Und da ein Mann vom Geſchlechte des Hauſes Saul ihn mit Steinen bewirft und ihn einen Bluthund und loſen Mann ſchilt und ihm flucht und die Gewaltigen zu des Königs Rechten und Linken dieſen ſchlagen wollen, da wehrt er ihnen mit den Worten: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“

Wie? Vielleicht hat es der Herr damals auch geheißen, als Goliat das Volk verhöhnte. Der mutige Knabe beſann ſich aber nicht lange und ſchlug den Rieſen und die Philiſter und alle die ſich ihm ſpäter widerſetzten.

Aber die Jugend iſt entſchwunden und die Kraft des Mannes iſt gebrochen. Weiber umgeben den hinfälligen Greis. Wir erkennen Den nicht mehr, der zehntauſende ſchlug! Und da er ſich endlich aufrafft, nachdem ihm ſein Sohn Krone und Ruhm geraubt und den Vater vor den Augen des ganzen Israel geſchändet hat, und man ihm räth ſich nicht an die Spitze des Heeres zu ſtellen, da ſpricht der ſonſt die Schlachten ordnende Feldherr ſeltſam genug: „Was euch gefällt, will ich thun!“ Er will wohl nicht verantwortlich für Thaten ſein, die blutig ſind, und die gethan werden müſſen. Der ſeinem Feinde Saul und

ſeinem Freunde Jonathan die unſterblich rührende Todtenklage anſtimmte, der in ſich gebrochene Mann hat bei der Todesnachricht ſeines Sohnes nur den dumpfen Aufſchrei mehr in der Bruſt: „Mein Sohn Abſalom, mein Gott, mein Sohn Abſalom! Wolle Gott, ich müßte für Dich ſterben! O, Abſalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nicht der König, nicht der Held, nicht der Dichter mehr, es ſteht der nackte Menſch vor uns, auf den es brennende Pfeile von einem unbarmherzigen Himmel nieder regnet.

Aber auch die Freuden der wieder gewonnenen Königsmacht ſchmecken dem Könige bitter. Er muß hinaus gehen und freundlich reden mit den Knechten. Die Empörung erhebt noch da und dort ihr Haupt und der König fürchtet, der Aufwiegler Seba werde ihm mehr Leides thun, als Abſalom. Hungersnot drückt nach dreijähriger Mißernte das Volk und er gibt ſieben Männer des Hauſes Saul den Gibeoniten preis, daß ſie ſie hängen und verſöhnt ſeien, da es um ihretwillen Mißernte iſt.

Fünf Männer von ihnen ſind die Söhne der einſt geliebten Michal, ſeiner Retterin vom Tode; ſie ſind die Neffen des treueſten Freundes Jonathan. Er darf nicht dankbar fühlen und nur der eiſernen Nothwendigkeit gehorchen.

Es kommen noch Kriege gegen die Philiſter; David iſt aber müde und ſeine Männer ſagen ihm: „Du ſollſt nicht mehr mit uns ausziehen in den Streit.“

Die eigene Kraft iſt gewichen, er will ſich der geſammten Kräfte bewußt werden, und er zählt das Volk. Die Peſt wütet, als Rächerin dieſer That.

Und der König iſt alt und kann nicht warm werden, man bringt ihm die ſchöne jungfräuliche Abiſag aus Sunem, daß ſie vor dem Könige ſtehe, ſein pflege, und wärme den Herrn. Und ſie war eine ſchöne Dirne und pflegte des Königs und dienete ihm. Ihm mundete nicht mehr der Wein, nicht köſtliche Speiſen, und nicht das Lied der Harfe heißt er mehr ertönen.

Es iſt ein langſames Sterben und der Vater hat nicht mehr die Kraft, als ſein Sohn Adonai den noch lebenden König beerben will, zu fragen: Warum thuſt Du alſo? Und doch hatte er,

wie Bath Seba dem Sterbenden vorhält, geschworen, bei dem Herrn seinem Gotte. sein Sohn Salomo soll König nach ihm sein und auf seinem Stuhle sitzen. Wie aber scheidet der geistvollste und heldenhafteste König Israels? Nachdem er mit frommen Worten Ehrfurcht vor Gott, Treue für das Gesetz Moses empfohlen hat, sind seine letzten Gedanken ein Vermächtniß der Rache: „Lasse Joab und Simei, dem ich schwur, ihn nicht zu tödten mit dem Schwerte, nicht unschuldig sein; denn Du bist ein weiser Mann und wirst wohl wissen, was Du ihnen thun sollst, daß Du ihre grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringest."

Sind die letzten Regierungsjahre nicht ein schmerzlich geistiges Absterben? Dem Heldenkönige wäre besser gewesen, in der Jugend mit seinen Vätern begraben zu werden. Wie oft wird uns von dem Fürsten erzählt, der da ausrief: „Vor dem Tode ist Niemand glücklich zu preisen." Ein schmerzlicheres Beispiel für die Wahrheit dieser Betrachtung ist der König David und der Dichter, der ihn als Helden einer Tragödie wählen würde, hätte ihn vielleicht so zu fassen, wie er sich hier uns darstellt: nach all seinen Triumfen, nach all seinen Siegen, eine purpurne Gestalt dem gemein Menschlichen preisgegeben, gebrochen vom Alter, besiegt vom Unglück und ein Bild, wie Jugend und Schönheit, Schwert und Krone, Lied und Geist welken, brechen und vergehen.

Ich war den Oelberg langsam in einer halben Stunde hinangekommen und vor mir lag die Stadt Davids. Jenseit des Kidronthales tief zu meinen Füßen, das den mit alten Olivenbäumen bepflanzten steinigten Berg von der Stadt scheidet, hebt sie sich empor mit ihren tausend Kuppeln, Zinnen und Terrassen. Kein Zimmer in Jerusalem hat eine flache Decke, jedes ist mit einer Kuppel überwölbt, so daß jedes Haus so viele Kuppeln zählt, als es Stuben hat, die alle ein Stockwerk hoch gebaut sind. Einen breiten Bergrücken herab und im länglichen

Fünfecke gestreckt liegt die Stadt durch diesen Kuppelreichthum großartig da; die Steine, aus denen sie gebaut ist, leuchten weißgrau im Sonnenglanze. Wenn wir über diese steinernen Wellen hinblicken, so wölben sich zwei größere aus ihnen empor, es sind die Kuppeln der Grabkirche. Mitten in diesem Kuppelmeere ragt ein Felseneiland auf als ein längliches Viereck; abgeflacht, trägt es zwei blaugrau schimmernde Moscheen. Dies ist der Berg Morea mit der Omar- und Aksamoschee. Der scharf umgränzte Platz auf dem der Tempel Salomo's stand, liegt vor uns. Einige finstere Riesenzipressen ragen zwischen halbverfallenen Bogen, neben trümmmerhaften Bauen empor und fünf Palmen, nicht mehr sind in Jerusalem zu sehen, neigen ihre Blätterfächer über heiße Dächer. Sie tragen in Jerusalem keine Früchte, wie die Gazellen in der Gefangenschaft keine Jungen haben. Ueber all die Stadt ragt der Berg Zion auf. Von fünf zerstreut liegenden Gebäuden flattern bunte Banner, es sind die Flaggen von Oesterreich, Frankreich, England, Spanien und Preußen; sie haben sie, weil es heute Sonntag ist, aufgehißt. Wir hören kein Glockengeläute, die Stimmen des Verkehrs hallen nicht so hoch zu uns herauf, eine tiefe Stille lagert auf der Stadt. Die Umgebungen sind bis an die fantastisch gezackten Mauern hinan nackt, traurig und gräbervoll. Wir sehen keinen Menschen, kein Thier. Hat die Pest innerhalb jener Mauern gewütet und harren die Todten der Geier und Hyänen? Niemand scheint da zu sein, daß er sie begrabe.

Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, das Rama des Profeten, wo er begraben liegt und was noch ferner sich ausbreitet, wie von der Sonnenglut geschmolzenes funkelndes Silber, es ist das todte Meer. Ein schwarzgrüner schmaler Streif, aber nur dem scharfen Auge sichtbar, bezeichnet den Lauf des Jordans und hinter ihm heben sich die Berge von Moab empor und verbergen dem Auge die rote Wüste.

Auf der Höhe liegt das kleine Dörfchen Jebel Tur und erhebt ſich ein kleiner kuppelüberwölbter, auf Säulen ruhender Bau, der als Himmelfahrtkapelle bekannt iſt. Die Mönchslegende zeigt einen im Felſenboden befindlichen unförmlichen Eindruck als die Fußſtapfe Chriſti, die er emporſteigend eingedrückt haben ſoll, dem Berichte des Evangeliſten Luka entgegen, der Chriſtum von den Jüngern in Bethanien ſcheiden und verſchwinden läßt.

Ich beſtieg das Minaret der nebenan gebauten kleinen Moſchee, um den für ein ganzes Menſchenleben unſterblichen Eindruck in Auge und Seele zu empfangen, den dieſe Szene mit ihren geiſterhaften Bevölkerungen dreier Jahrtauſende auf Geiſt und Fantaſie ausübt.

Möge die Legende noch ſo fromm fabeln und für jedes Wort und jede That eine Stelle zeigen, wo ſie gethan, wo jenes geſprochen worden iſt, möge noch ſo ſcharfſinnige topografiſche Forſchung Entdeckungen machen, welche ſchon von der nächſten widerlegt werden, wir betrachten das große Ganze: Dies ſind die noch unerſchütterten Berge, dies die unzweifelhaften Thäler und Schluchten, dies der Kidronbach und die Siloaquelle; dieſe die unverändert gebliebenen, einzig wahren Stätten, wo das geiſtige Schickſal der Menſchheit in älteſten und in ſpäteren Zeiten für Jahrtauſende entſchieden worden iſt.

Beschuldigungen.

Nicht beschnitten. — Ein Kreuz für die Bundeslade. — Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit. — Verweigerte Unterschrift. — Wieder Geldmotive. — Zusage.

Rabbi Josef Schwarz, der in der Versammlung für die Anstalt gestimmt hatte, mußte darum mancher bittern Rede seiner Gemeindemitglieder begegnen. Als er sie aufforderte, ihre Meinung durch ein einfaches Ja oder Nein schriftlich kund zu geben, stimmten sie alle mit: Nein. Dies mag der Hauptgrund gewesen sein, daß Herr Schwarz, dem ich seiner Intelligenz, wie seines geistigen Strebens wegen die Direktorstelle der Anstalt angetragen hatte, dieselbe zögernd, zwar nicht ablehnte, doch später mich selbst mit wahrem Bedauern veranlassen mußte, nicht weiter in ihn zu dringen. Seine Stellung wäre unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls gefährdet gewesen.

Er erzählte mir, welche Gerüchte über mich verbreitet wurden: ich sei nicht beschnitten, eben so meine Kinder nicht.

„Allerdings nicht," erwiderte ich dem etwas Erstaunten lachend, „denn ich habe keine Kinder."

In den Kisten die ich mitbrachte, seien eine Orgel und sonstige musikalische Instrumente enthalten, um sie in der Synagoge einzuführen.

„In den Kisten bringe ich die frommen Weihgeschenke, welche in Wien für Jerusalem gespendet worden sind."

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardagura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinier" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung hin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sepharedim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in worttreuer Uebersetzung beigefügt. Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lowy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

Glaubensgenossen aus Zefat, wo der Chacham Baschi 100,000 Piaster ausstehen habe, ihm keine Zinsen mehr schicken würden.

Alles dies theilte mir der Chacham Baschi, als ich ihn mit Herrn Dr. Neumann wegen der verweigerten Unterschrift fragen ging, treuherzig mit.

„Ich habe die Hand darauf gegeben," schloß der Chacham Baschi seine Mittheilung, „heute nichts zu unterschreiben. Morgen ist das Wochenfest, ich wünsche Dir es glücklich in der heiligen Stadt zu begehen. Es ist, wie Du weißt, zum Andenken an die Gesetzgebung Moses unseres Lehrers eingesetzt. Nach dem Feste werde ich das Gesetz, nach welchem Deine Lehranstalt regiert werden soll, unterschreiben."

Er that dies auch nach zwei Tagen in bester Form, worauf auch sein Besdin und ich unterzeichneten.

Das Wochenfest.

Doch zwei Festtage. — Arabisches und polnisches Singen. — Priestersegen täglich. — Morgengebet viermal wiederholt. — Ruf zum Gebete.

Die palästinischen Gemeinden, deren astronomische Kenntnisse schwerlich die der europäischen überbieten, fühlen sich so sicher in der Zeitrechnung, daß sie, wie zur Zeit des Tempels, nur einen Festtag feiern. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am zweiten Tage des Wochenfestes, für die jerusalemitischen Juden ein Werktag, aufmerksam gemacht wurde, den festlichen Gottesdienst nicht zu versäumen. Die Fremden löst die zufällige Anwesenheit von ihrer heimatlichen Pflicht, zwei Tage zu feiern, nicht los.

Die Synagoge war nicht, wie dies bei uns Sitte ist, mit Bäumen und Blumen geschmückt, der Boden nicht mit duftendem Schilfe bestreut. Aber beim Oeffnen der Bundeslade wurde des großen spanisch hebräischen Dichters Ibn Esra's Gedicht gesungen, anspielend auf das hohe Lied: „Geht hinaus Töchter Zions! und staunt ihn an, den König Salomo mit der Krone, mit der ihn umkränzt die Mutter am Tage seiner Vermählung, an seines Herzens Freudentage!"

Der Gesang der Sepharedim ist dem der Araber überhaupt verwandt, mehr rhythmisch als melodiös, mehr schreiend als weich, die Nasenlaute vorwaltend. Im Ganzen ist dieser Gesang einem europäischen gebildeten Ohre zwar weniger unangenehm, als das

ſogenannte polniſche Singen, doch ſtimmt es durchaus nicht zur Andacht. Die Gewohnheit mag da freilich das ihre thun.

Ein ſchöner Gebrauch in den Synagogen Jeruſalems iſt es, daß der Prieſterſegen nicht wie bei uns, nur an hohen Feſttagen geſprochen wird; er wird täglich, nur am 9. Ab nicht, wo die Juden die Zerſtörung des Tempels beweinen, gebetet.

Das Morgengebet wird an Wochentagen in der großen ſepharediſchen Synagoge „de las Stambulis“ viermal des Morgens wiederholt, damit jeder, je nach Beginn ſeiner Tagesarbeit, daran Theil nehmen könne.

Der Ruf zum Morgengebete iſt eigenthümlicher Art. Wenn der älteſte Rabbiner in der Lehranſtalt Beth-el, in welcher die ganze Nacht Talmud ſtudirt wird, den erſten Schein der Morgendämmerung bemerkt, ſendet er einen Boten ab, auf das hohe weithin gegen Oſten ſchauende Dach des Lehrhauſes. Von hier verkündet er laut, wie der Muezim den Mohammedanern vom Minarete, daß es Betenszeit ſei. Der eintretende Sabbat wird den Sepharedim durch den Ruf „aſcender“ anzünden! verkündet und bald leuchten tauſend Fenſter und es beginnt aus den Synagogen der lyriſch innige Gruß emporzutönen: „Lecho Daudi, likras kalo!“

Ein Haus.

Innerer Anblick. — Eine zornige Abyſſinierin. — Großartige Ausſicht. — Miete. — Chaſaka.

Durch Herrn Dr. Neumann und den mir ſchon von Wien her perſönlich bekannten Rabbi Coronel, wurde ich auf ein Haus aufmerkſam gemacht, das für die Einführung der Anſtalt beſonders geeignet ſchien. In einer engen abſchüſſigen Gaſſe gelegen hat es das Anſehen eines mittelalterlichen Herrenhauſes, dem das Dach fehlt und im erſten und zweiten Stockwerke, nur wenige mit hölzernem Gitterwerk verſehene Fenſter zeigt.

Da es die Einrichtung, wie faſt alle Häuſer in Jeruſalem hat, ſo dürfte dem Leſer eine flüchtige Skizze deſſelben intereſſiren.

Durch eine niedere Thüre gelangt man in eine dunkle, in die Tiefe gehende Halle, aus der gleich beim Eingange eine ſteinerne Treppe zu einem terraſſirten, unbedeckten Vorplatze emporführt, auf welchem ſich zur Rechten ein niederer Umbau einer mit hölzernem Deckel verſchloſſenen Ziſterne befindet. Zur Linken führt eine Thüre in eine kleine Stube, eine zweite neben an zu zwei anderen ineinander gehenden Stuben.

In dieſe zogen ſich, als wir das Haus beſichtigen kamen, die Frauen, deren der ehrwürdige, weißbärtige Hausbeſitzer nur zwei hat, zurück. Eine abyſſiniſche Sklavin, hager, greiſen Anſehens, wiewohl erſt dreißig Jahre alt, mit fein, faſt griechiſch ge-

ſchnittenen Zügen ſtand vor der Thüre und breitete ihre Arme ſo aus, daß die weiten Aermel ihres Gewandes einen Vorhang bildeten. Die Frauen ſchienen ſich nicht raſch genug zurückgezogen zu haben, und ſo erhob ſie über dieſe Störung einen zankenden Lärm gegen uns in arabiſcher Sprache; dabei fletſchten uns ihre Zähne weiß entgegen, und die graublauen Augen funkelten aus dem braunen Antlitze, wie die Augen einer Hiäne.

Ueber den Vorplatz weiter ſchreitend, der Treppe gegenüber, die wir herauf gekommen waren, befindet ſich eine kleine gedeckte Vorhalle durch die wir in einen hochgekuppelten Saal gelangten. Vom beſchriebenen Vorplatze führt eine freie Treppe in das zweite Stockwerk des Hauſes; unter ihr, nur durch die offene Thür Licht gewinnend, klaffte uns rauchig und von nie entferntem Ruße ſchwarz wie ein Höllenrachen, in dem Feuer glüt, die Küche entgegen. Auf der Höhe der Treppe empfing uns wieder ein kleiner offener Vorplatz, der durch Hohlziegel ſich vom Nachbarhauſe trennte. Hier ſtanden einige Blumen in Gartengeſchirren, die uns, ſpalierartig aufgeſtellt, in einen zweiten luftig hohen Saal führten.

In dieſem ſowohl, wie im Saale im erſten Stockwerke ſind drei Fenſterreihen angebracht, die mit Holzgittern verſehen und mit hölzernen Läden zu verſchließen ſind. Glasſcheiben fehlen. Dem Eintretenden blickt ein Theil der kuppelreichen Stadt entgegen; die Fenſter zur Linken ſehen auf die Terraſſe des Nachbarhauſes — zur Rechten ragen hundertjährige rieſige Zipreſſen, die gewaltigen Kuppeln zweier Moſcheen, Säulen und Bogentrümmer. Es iſt der ewig heilige Platz, auf dem der Tempel Jehovas ſtand. Ich war von dem unerwarteten Anblicke tief ergriffen und beſchloß, das Haus zu mieten. In einem Lehrſaale mit dieſer Ausſicht muß das Gemüt der Jugend von einem wehmütig-erhabenen Gefühle bewegt werden, ihre Gedanken höher getragen, und der Geiſt mit jenen Anſchauungen erfüllt werden, die das Leben heiligen und verklären.

Die Unterhandlungen mit dem Hausherrn dauerten nach orientaliſcher Sitte lange, mehrere Tage, immer einige Stunden, bis

wir uns über den Preis der Miete auf 3 Jahre mit 6000 Piaſtern einigten und der wohlhabende Hausherr echt türkiſch am Schluſſe noch das unvermeidliche „Bakſchieſch“ Trinkgeld verlangte. 150 Piaſter ſtellten ihn diesfalls zufrieden.

Hierauf wurde in arabiſcher Sprache auf dem k. k. öſterreichiſchen Conſulate der Kontrakt ſchriftlich verfaßt, unterzeichnet und ausgetauſcht. Eine Schrift über die „Chaſaka“ wurde mir ſpäter ausgefertigt. Die Chaſaka eines Hauſes in Jeruſalem beſitzen iſt wichtig und eine kluge Maßregel der Juden. Kein Jude darf ein Haus mieten, auf daß ein anderer die Chaſaka beſitzt und ſo ſichern ſich die Armen ihre Wohnungen vor dem Ausmieten durch die Reichen, oder vor einer wucheriſchen Mieteſteigerung des meiſt mohammedaniſchen Hausbeſitzers. Die Chaſaka iſt verkäuflich, ja ſie erbt ſogar fort und wird nicht ſelten um mehrere tauſend Piaſter verkauft.

Handwerker und Arbeitschulen.

Achtbarkeit der Handwerker. — Gewerbestatistik. — Schneider und Prosel. — Aristokratie und Almosen. — Knaben und Mädchenschule. — Ein Bibelgebot unerfüllt. — Wichtige Etikettefrage. — Acht und zehnjährige Bräute. — Wie Stiftungen betrachtet werden. — Reiche Bettler. — Wöchnerinnen- und Leihanstalt. — Wucher mit Almosengeldern.

Es begann nun eine eigenthümliche Thätigkeit für mich, das Haus mußte gereinigt, ausgebessert, übertüncht, die Thüren gut schließend, die Fenster mit Glasscheiben versehen, alles frisch angestrichen werden. Für die Lehrsäle waren Tische, Bänke, Schreibtafeln zu bestellen und so geriet ich plötzlich aus den rabbinischen Kreisen in die der Arbeiter und Handwerker.

Ich kann es nicht verschweigen, daß der Eintritt in diese Gesellschaft mir ein angenehmer und mich versöhnender war. Ich sah schlichte Menschen, welche ebenfalls die Sehnsucht nach dem heiligen Lande hieher gebracht hatte, die aber fromm und redlich, heiter und kräftig für das Bedürfniß des Lebens sorgen und schaffen, die, wenn auch unzufrieden mit der Herrschaft der Rabbinen, doch jedes von diesen heilig gehaltene Gebot der Religion fromm und andächtig erfüllen. Sie bilden einen durchweg ehrenwerten tüchtigen Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems. Keinerlei Arbeit mußte ich Mohammedanern oder Christen überlassen; für jede fanden sich Juden.

Eine Statistik der jüdischen Handwerker möge hier ihren Platz finden. In Jerusalem lebten zur Zeit meiner Anwesenheit 1 Maurer, 2 Steinmetzen, 1 Bildhauer, 12 Tischler, 1 Schlosser,

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinschneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Posamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuster, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Russen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beschäftigungen nach gibt es in Jerusalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Musikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hausirer.

Die Aschkenasim sind als die besseren Arbeiter anerkannt, sie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen sie die Sepharedim.

Wenn wir die Zahl der so Beschäftigten zusammenfassen, ergibt sich die Ziffer 239, somit ist nur der vierundzwanzigste Theil der Gesammtbevölkerung praktisch thätig, und 5461 Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, sind müßig und erwerblos.

Zu beklagen ist es, daß manche jüdischen Handwerker in Jerusalem mit der besten Absicht anlangen, sich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beschwerliche Handwerk verlassen, um von Almosen zu leben. So wanderte vor etwa sechzehn Jahren ein europäisch gekleideter Schneider aus Amsterdam ein; die letzte That seiner Nadel war kurz vor seiner Ankunft ein polnischer Anzug für sich. Dann gab er sein Handwerk auf, und wie sein schneidernder Landsmann Johann von Leyden, Prosel, wurde er — Vorsteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika suchte und in einem Ehebette zu Jerusalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil seine aristokratisch jerusalemitanische Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider sitze ich nicht!“ das heißt: lebe ich nicht, und sie leben nun gemeinschaftlich vornehm von Almosen. Bei solcher Anschauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn so wohlmeinend, wie Alles, was er Jerusalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkschule wenigstens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie soll in neuerer Zeit durch die energische und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufschwung genommen haben.

Das Beispiel des Müssigganges wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Allmosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes" in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bebestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe verabreichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

Das Comité löſte ſich auf, d. h. die Mitglieder, ohne alle frühere Verabredung verſammelten ſie ſich nicht mehr, ohne ein anderes als das eben dargeſtellte Lebenszeichen gegeben zu haben.

Keinen erfreulicheren Anblick bot die durch Sir Monteſiore gegründete Arbeitſchule für Mädchen, in einem Hauſe deſſen Mietzins für 3 Jahre 18,000 Piaſter beträgt, wo für Reparaturen und Akzidenzien noch 8000 Piaſter verwendet waren.

In einem Lehrzimmer zählte ich 21 Kinder, deren einige nähten, die meiſten aber ſchliefen, ihrer Lehrerin wahrſcheinlich nachahmend, die im zweiten Lehrzimmer zwiſchen 6 Mädchen auf dem Eſtrich ausgeſtreckt liegend, ſchlief. Unter den Mädchen zeigten mir meine Begleiter, die Herren Fränkel und Neumann, einige acht- bis zehnjährige Bräute, die ſich dieſes Standes nicht ohne ſtolzes Selbſtgefühl bewußt waren. Hier ſind 5 Lehrerinnen angeſtellt. Außer der Schlafenden haben wir keine geſehen. In einer Stube lagen 6—700 Stücke ungebleichte Baumwollenſtoffe, die von den Kindern verarbeitet, den Armen geſchenkt werden ſollen.

Man muß den Eltern dafür zahlen, daß ſie ihre Kinder zum Unterricht ſenden; was auf einer eigenthümlichen Anſchauung beruht. Alle Stiftungen der Europäer, die Bildung und Kultur bezwecken, werden von einem beſchränkten Geſichtskreiſe, innerhalb deſſen ſich noch die Furcht der Religionſchädlichkeit derſelben bewegt, keineswegs als Wohlthaten betrachtet, vielmehr als eine Sache des Vergnügens, das ſich irgend ein reicher europäiſcher Glaubensgenoſſe bereiten will. Möge er denn ſein Vergnügen bezahlen, um ſo mehr, als man in ſeinem religiöſen Gewiſſen ihm denn doch Konzeſſionen zu machen hat. Niemandem in den verſchiedenen Gemeinden erſcheint es als eine Ehrenſache ſolche Anſtalten zum Frommen des Geſammtwohles zu fördern, ſie zu überwachen. Und findet ſich wirklich ein Rabbiner, ſo thut er genug läſſig ſeine Pflicht, ohne ſittliche Abſicht, ohne höhere Auffaſſung, für — Bakſchiesch.

Welcher Schmerz mag die edlen Männer, als ſie bald nach mir Jeruſalem wieder beſuchten, um ihre Schöpfungen zu ſehen, ergriffen haben! Bäume, die fromm und im Geiſte der Civiliſation

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?“ Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster.“

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leihanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sepharedi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sepharedim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darlehen, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

Jüdiſche Hospitale.

Rothſchilds Hospital. — Der dirigirende Arzt. — Statiſtik der Kranken. — Koſten. — Plan zur Erweiterung. — Monteſiore's Hospital. — Bauplatz. — Unzweckmäßigkeit der Lage. — Lithographirter Plan. — Eiferſüchtige Großmut. — Wünſchenswerte Vereinigung. — Ein Siechenhaus.

Den betrübenden Erſcheinungen gegenüber, die wir in den vorangehenden Blättern geſchildert haben, wollen wir ein Bild entgegenhalten, das ebenfalls eine Schöpfung der Familie Rothſchild, den trefflichſten Eindruck hervorruft, und in ſegenreichſter Entwickelung begriffen iſt.

Auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion gelegen, nimmt das Haus den Beſucher in einem großen und lichten Hofraume auf, der von vier Wänden umſchloſſen, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang ſind Thüren, die zu den Krankenſtuben, zur Apotheke, zur Synagoge, zur Küche und zu den Wohnungen der Dienerſchaft führen.

Ueber jeder Thüre iſt mit blauer hebräiſcher Quadratſchrift auf den weißgetünchten Wänden der Zweck, dem die Räume dienen, bezeichnet. Alle Zimmer haben Glasfenſter, die Rahmen, Bettſtellen und Einrichtungsſtücke ſind hellgrün angeſtrichen und ſo gewährt das Ganze durch eine blanke Reinlichkeit, durch überall ſich darſtellende Ordnung gehoben, einen heitern und wohlthuenden

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach palästinensischen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothschild, Sir Monses Montefiore's und seiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Elise von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältnissen fügte es so glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Russe, der auf den Hochschulen von Krakau und Wien gebildet ist, sich eben in Jerusalem befand, als Herr Albert Cohn daselbst eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte rasch das organisatorische Talent dieses energisch thätigen Mannes und stellte ihn als Direktor und Arzt einer Anstalt an, die er freilich erst ins Leben rufen mußte. Hier fand sich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verstandesklare und praktisch tüchtige Vollstrecker derselben. Die ganze musterhafte Einrichtung ist das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung ist die Ausführung seiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß seiner wissenschaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind, und 19 starben; was ein sehr günstiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darstellt. Unter den Kranken befanden sich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oesterreich und Deutschland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikanischen Staaten, Marokko, Abissinien und Persien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenstunde anwohnte, erschienen auch Christen und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispensirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Koſten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs die Koſten 4401, die Adminiſtration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Waſſer u. ſ. w. nahm 14,541 Francs in Anſpruch. Eine nicht große Summe, die durch ſie der leidenden Armut zu Theil geworden ſind.

Die Familie Rothſchild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals geſpendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es iſt zu hoffen, daß die Glaubensgenoſſen aller Länder nicht ſäumen werden, Beiträge zu liefern, um das menſchenfreundliche Werk zu fördern und einer ſchönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Paläſtina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen iſt, die daſſelbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Monteſiore einen weitläufigen Platz, der ſich gegen das Joſafatthal hinabſenkt, und gegen den Berg Zion hinſieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieſes Platzes fand manchen Widerſpruch: weil er für 1000 Pfund zu theuer erſchien, wiewohl die auf demſelben gebrochenen Steine allein beiläufig denſelben Werth haben ſollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die geſündere Lage im Freien iſt fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem friſchen Dunſtkreiſe umgeben iſt. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang ſtreng geſchloſſen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenſo wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken ſchwer ſein, in der heißen Sonnenglut den ſteilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Zudem ſind Häuſer außerhalb der Thore der Stadt vor ſchwärmenden Beduinen nicht immer ganz ſicher, und die Stadt, wenn ſie einen feindlichen Ueberfall, oder das Eindringen der Peſt fürchtet, ſchließt ſich ab und macht den Eintritt in das außerhalb gelegene Hospital unmöglich.

Der Grundſtein wurde von Sir Moſes Monteſiore im Jahre 1855 feierlich gelegt, und iſt der weite, lang und hoch geſtreckte Raum mit einer maſſiven Mauer umgeben worden. Ringsum befinden ſich die üppigſten Gartenanlagen des griechiſchen Kloſters. Herr Dr. Fränkel zeigte mir einen von den engliſchen Architekten Wyatt Papworth, und Thomas Allaſon lithographirten Plan des zu erbauenden Hospitales. Die Eintheilung und Einrichtung iſt großartig gedacht und die Fronte ſo prächtig, daß der Bau vielmehr als ein mittelalterliches Schloß ſich darſtellt. Man erwartete den Baumeiſter aus England, um das Werk auszuführen.

Es wurde in Jeruſalem allgemein bedauert, daß auch rückſichtlich dieſer edelſt gemeinten Wohlthat, von Außen her eine nicht glückliche fördernde Zerſplitterung Platz greife. Es gibt eine Eiferſucht der Großmut! Zwei jüdiſche Hospitale ſind in Jeruſalem jedenfalls zu viel; wie denn überhaupt die Stadt, in Anbetracht ihrer Bevölkerung deren mehr als jede Großſtadt Europas hat. Zwei Hospitale fordern ſelbſtverſtändlich ein doppeltes ärztliches und Dienſtperſonale und eine doppelte Verwaltung. Die Verpflegung der Kranken iſt eine um ſo mehr theuere, je weniger Kranke verpflegt werden. Neben dieſen materiellen Vortheilen hebt ſich aber auch der moraliſche Eindruck hervor, den ein großartiges Inſtitut wach ruft, das wie es räumlich durch Maſſenhaftigkeit wirkt, nicht verfehlen darf, ihm einen geiſtigen Inhalt zu geben.

Neueren Nachrichten zufolge hat Sir Moſes Monteſiore das Rothſchild'ſche Hospital mit einem Beſuche beehrt, was er bei ſeiner früheren Anweſenheit vermied und er ſoll, wenn wir recht unterrichtet ſind, beſchloſſen haben, den Bau des beabſichtigten Spitals aufzugeben, dafür ein großartiges Verſorgunghaus für hülfloſe

Greiſe zu gründen. Er würde mit dieſer That zu den vielen groß-
mütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen
Lande ſpendete, ſich ein erſtes monumentales Andenken bauen und
ſich den Segen aller künftigen Geſchlechter ſichern; während die
Undankbarkeit der Gegenwart noch größer iſt, als ſeine ſtets mit
vollen Händen geſpendeten, in einen bodenloſen Abgrund ver-
ſunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

Das Beispiel des Müssigganges wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Allmosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes" in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bebestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe verabreichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

Das Comité löſte ſich auf, d. h. die Mitglieder, ohne alle frühere Verabredung verſammelten ſie ſich nicht mehr, ohne ein anderes als das eben dargeſtellte Lebenszeichen gegeben zu haben.

Keinen erfreulicheren Anblick bot die durch Sir Monteſiore gegründete Arbeitſchule für Mädchen, in einem Hauſe deſſen Mietzins für 3 Jahre 18,000 Piaſter beträgt, wo für Reparaturen und Akzidenzien noch 8000 Piaſter verwendet waren.

In einem Lehrzimmer zählte ich 21 Kinder, deren einige nähten, die meiſten aber ſchlieſen, ihrer Lehrerin wahrſcheinlich nachahmend, die im zweiten Lehrzimmer zwiſchen 6 Mädchen auf dem Eſtrich ausgeſtreckt liegend, ſchlief. Unter den Mädchen zeigten mir meine Begleiter, die Herren Fränkel und Neumann, einige acht- bis zehnjährige Bräute, die ſich dieſes Standes nicht ohne ſtolzes Selbſtgefühl bewußt waren. Hier ſind 5 Lehrerinnen angeſtellt. Außer der Schlafenden haben wir keine geſehen. In einer Stube lagen 6—700 Stücke ungebleichte Baumwollenſtoffe, die von den Kindern verarbeitet, den Armen geſchenkt werden ſollen.

Man muß den Eltern dafür zahlen, daß ſie ihre Kinder zum Unterricht ſenden; was auf einer eigentümlichen Anſchauung beruht. Alle Stiftungen der Europäer, die Bildung und Kultur bezwecken, werden von einem beſchränkten Geſichtskreiſe, innerhalb deſſen ſich noch die Furcht der Religionſchädlichkeit derſelben bewegt, keineswegs als Wohlthaten betrachtet, vielmehr als eine Sache des Vergnügens, das ſich irgend ein reicher europäiſcher Glaubensgenoſſe bereiten will. Möge er denn ſein Vergnügen bezahlen, um ſo mehr, als man in ſeinem religiöſen Gewiſſen ihm denn doch Konzeſſionen zu machen hat. Niemandem in den verſchiedenen Gemeinden erſcheint es als eine Ehrenſache ſolche Anſtalten zum Frommen des Geſammtwohles zu fördern, ſie zu überwachen. Und findet ſich wirklich ein Rabbiner, ſo thut er genug läſſig ſeine Pflicht, ohne ſittliche Abſicht, ohne höhere Auffaſſung, für — Bakſchieſch.

Welcher Schmerz mag die edlen Männer, als ſie bald nach mir Jeruſalem wieder beſuchten, um ihre Schöpfungen zu ſehen, ergriffen haben! Bäume, die fromm und im Geiſte der Civiliſation

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don José Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine vom Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht, vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und ſchwebend, und es glüten nur noch die höchſten Spitzen.

Ein friſcher Windhauch erhob ſich, wir verließen die Bruſtwehr der Mauer und langten in den elenden Behauſungen der Ausſätzigen an.

Biut el Maſakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt ſie der Araber. In ſechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zuſammengebauten Hütten, mit dürrem Reiſig und Steinen gedeckt, athmet ein entſetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis ſiebenzig Ausſätzige, ſagte mir Don Perez, ſiechen hier hin und ſind todt, noch ehevor ſie ſterben. Dieſes Dörfchen iſt gewiß das einzige im ganzen mohammedaniſchen Morgenlande, wo beide Geſchlechter zuſammenleben. Juden ſind keine, doch einige Chriſten unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über dieſe Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von ſieben Jahren etwa, geſund und munter ſind. Der Anblick der Erwachſenen iſt ein grauenhafter und die Schilderung deſſelben gehört nur in ein der mediziniſchen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Beſuch bei Don Perez, dießmal mit einem ruſſiſchen Juden Reb Moſche Schnitzer, ſo genannt, weil er die kunſtreichſten Gegenſtände aus Holz ſchnitzt, aus Marmor und Sandſtein meißelt, und aus ſchwarzem Harz vom todten Meere formt: Vaſen, Becher, Bareliefs der jüdiſch heiligen Orte. Er brachte dieſe Kunſt, die ihn Niemand lehrte, und die er ſeinem jungen Sohne vererbt, aus ſeiner Heimat mit. Bei der Weltausſtellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Moſche Schnitzer iſt auch der Grundſtein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundſteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieſer Mann aus der Gemeinde der Phariſäer,

er verfertigt auch — der einzige Bal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!“

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher.“

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig.“

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hauſe angelangt, ſtiegen wir eine ſchmale ſteinerne Treppe empor auf eine enge Terraſſe, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbariſches, alle Muſik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube ſaßen weißgekleidete ſchweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um ſie ſpielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt ſeidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgeſpannt, an deſſen Saume rauſchgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befeſtigt, flatterten. Unter dieſem Trauhimmel ſtand die Braut. Sie trug ein mit in einander geſchlungenen Goldſchnüren reichgeſticktes Kleid. Die Verſchlingung ſtellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingeſetzte Edelſteine. Ueber dieſes Kleid hatte ſie ebenfalls einen goldverzierten ſeidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelöſten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jeruſalems ſeit der Zerſtörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht geſtattet iſt. Die Augen hielt ſie feſt geſchloſſen, denn ihr ſollten erſt im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zuſammengethan, ſie ſtellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöſt werden ſoll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und ſah eben wie ein Kind dieſes Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten ſtand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er ſtudirt Talmud, erklärte man mir, und es iſt Hoffnung, daß er nicht ablaſſen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden iſt. Indem er die übliche Trauungsformel ſprach, ſteckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß ſie nunmehr zuſammen gehören und alle Anweſenden ſagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeſchriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Keſuba“, der Ehevertrag, geſchrieben war und laut verleſen. Frauen brachten eine ſilberne Schüſſel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumſilber überzogene lebende Fiſche lagen,

und ſtellten ſie auf den Eſtrich. Die Braut ſchritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langſam, ſtatuenhaft vorgeſchoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernſte Verſammlung jedesmal den bibliſchen Spruch: „Peru urbu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! ſprach. Als darauf der Bräutigam die Fiſche überſchritt, geſchah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar ſchien mir aus zwei Puppen zu beſtehen, mit denen die Erwachſenen Hochzeit ſpielten. Die ſtarre Ruhe der Braut, die nur automatiſcher Bewegungen fähig ſchien, wenn die ſie leitenden Frauen ſie vor- oder rückwärts ſchoben, die geſchloſſenen Augen und die Lautloſigkeit ihres Mundes vollendeten den mir ſtets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demſelben Tage noch zu einem Hochzeitsfeſte geladen; ging aber, einen anderen Moment deſſelben kennen zu lernen, erſt um acht Uhr Abends mit meinem Gaſtfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweiſtöckige Haus Jeruſalems. Im erſten Stockwerke, auf einer kleinen Terraſſe ſaßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem ſie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine ſchlugen und ein arabiſches Lied ſangen. Alle rauchten aus gurgelnden Waſſerpfeifen.

Wir gingen an dieſer ſeltſamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten ſaßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; dieſem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunſeidene goldgeſtickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halſe Perlen und eine lang über die Bruſt herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tſchibuk. Alle ſtanden auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Ziz, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemerkte, daß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste" schildern.

Doppelehen.

Rabbi Gerſchon nicht anerkannt. — Recht der Frau. — Gründe der Doppelehe. — Sechs Doppelehen. — Eheſcheidungen.

Den orientaliſchen Juden, die das im 12. Jahrhunderte von Rabbi Gerſchon gegebene Geſetz der Monogamie nicht anerkennen, iſt es geſtattet zwei Frauen zu heiraten und zwar in zwei Fällen, wenn die Frau keine Kinder, oder nur Mädchen gebiert. Die Frau kann dem Willen des Mannes nicht entgegen ſein, aber ihr ſteht das Recht zu, die zweite Frau nicht im Hauſe aufzunehmen. Der Mann muß in dieſem Falle, wenn er doch die zweite Frau nehmen will, ihr einen abgeſonderten Haushalt einrichten. Da dies mit bedeutenden Koſten verbunden iſt, ſo iſt die Polygamie auch unter den Mohammedanern, wo daſſelbe Recht der Frau gilt, weit ſeltener als man im Abendlande glaubt.

In Jeruſalem beſtehen ſechs Doppelehen:

Herr Ch. S. aus Scheris bei Salonik beſitzt eine Frau, die 55, eine zweite die 24 Jahre alt iſt; mit dieſer iſt er ſeit 11 Jahren verheiratet und hat Kinder von ihr. Vor dieſer Doppelehe war er ſchon einmal verheiratet, die Frau ſtarb und hinterließ ihm einen Sohn, der noch lebt.

Herr M. P. aus Konſtantinopel, ſeine ältere Frau iſt 60, ſeine zweite, aus Naplus gebürtig und von ihrem Manne, der in Jaffa als Miſſionär lebt, geſchieden, 30 Jahre alt. Er heiratete die zweite Frau als ſiebzigjähriger Greis, dieſe Ehe iſt mit Knaben und Mädchen geſegnet.

Herr A. D. aus Aleppo hatte von seiner Frau einen Sohn und heiratete trotzdem eine zweite von ihrem Manne geschiedene Frau, die kinderlos ist.

Herr P. S. aus Sophia bei Konstantinopel, ein Mann nahe an 60 Jahren, heiratete zu seiner Frau ein sechzehnjähriges Mädchen, das ihm Segen brachte.

Herr Z. A. aus Galipoli nahm zur ersten noch eine Frau, aber auch diese bringt ihm keine Kinder und es hieß, daß er gewillt sei eine dritte ins Haus zu führen. Wenn ihm dies nicht gestattet würde, müßte er sich von einer seiner beiden Frauen scheiden lassen.

Herr J. M. aus Algier, dessen Frau wiederholt den gehofften Segen verlor, heiratete während meiner Anwesenheit ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Ehescheidungen kamen im Jahre 1856 16 vor; 6 unter den Aschkenasim und 10 unter den Sepharedim.

Ein Leichenbegängniß.

Ein Fieberkranker. — Leichenzeremonien. — Fünf Grabreden. — Klagefrauen. — Raſche Beerdigung. — Luſtiger Beſtattungszug. — Ein miſtifizirter Archäolog.

Ich hatte den Auftrag gegeben, wenn ſich ein Todesfall ergäbe, mich zu der frommen Handlung, einer Leiche die letzte Ehre zu erweiſen, einzuladen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Gaſtfreunde einen älteren Rabbi, der ſeit wenigen Tagen am Fieber litt, beſuchte. Er lag auf einem Teppich, der in einer Ecke der matt erhellten Stube ausgebreitet war, und wußte keine Leiden anzugeben; nur fühlte er ſich matt und heiß. Nach der ärztlichen Anordnung verſprachen wir den Kranken, morgen wieder zu kommen, worauf er erwiederte: „Morgen ſchon ſtehe ich vor Gott!“ Als wir zum Hauſe hinaustraten ſagte mir Dr. Fränkel: „Der Kranke wird wahr geſprochen haben, das Fieber in Jeruſalem tödtet oft raſch. Als ich hierher kam, befand ich mich einer ſolchen Erſcheinung gegenüber nicht ſelten in gar ſchmerzlicher Verlegenheit.“

Am folgenden Tage wurde ich wirklich zum Leichenbegängniſſe des Rabbi eingeladen.

Die Straße vor dem Trauerhauſe war von Menſchen gedrängt voll; ich konnte nur mühſam in den Hof des Hauſes vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeſchiedenen von

etwa zwanzig Frauen umgeben auf dem Boden ſaßen. Alle waren weiß gekleidet, und erhoben immer wieder nach einer Pauſe ein Schreien und Heulen ſo eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen ſchmetterte, dabei ſchlugen ſie ſich heftig an Bruſt, Stirne und Wangen.

In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenſo zu Füßen brannte eine Wachskerze, damit die Seele, die bis zum erſten Schollenwurfe bei dem Körper weilen muß, aus Buße die Behauſung in der ſie ſo oft geſündigt hat, betrachten könne. Ringsumher ſaßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries; ſie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die ſorgfältigſte Waſchung der Leiche vorgenommen.

Die vielen im engſten Raume zuſammengedrängten Menſchen, und die Glut der Sonne, es war zwei Stunden nach Mittag, zwangen mich, das Haus zu verlaſſen, und vor demſelben des Leichenzuges zu harren. Hier wurde vom Gemeindediener der Ruf: „Bitul melacha“, Unterbrecht die Arbeit! vernommen und alle Kaufläden ſchloſſen ſich „denn ein Angeſehener in Israel“ war geſtorben. Jetzt erſchollen aus dem Hauſe gewaltige Trauergeſänge und heftigeres Wehklagen.

Die Leiche, in einen bunten Teppich gehüllt, wurde vor das Hausthor getragen. Hier hielten Männer zwei Stangen bereit, die mit eiſernen Haken verbunden wurden, ſo daß dieſe Bahre eine hölzerne Leiter mit eiſernen Sproſſen bildete. Auf ſie wurde die Leiche gelegt nnd die Bahre auf den Boden geſetzt. Ein Redner, nachdem der weiße Gebetmantel mit den Schaufäden auf die Leiche gebreitet war, erhob wieder ſeine Stimme, und ſprach zum Lobe des Todten von Weinen und Klagetönen der zahlreichen Menge unterbrochen.

Die Männer erhoben nach Beendigung dieſer zweiten Rede die Bahre, der in ungeordnetem Zuge Alle folgten. Die Träger, die abwechſelnd aus der Menge ſich hinzudrängten ſangen den

Pſalm: „Wer unter dem Schutze des Höchſten ſitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den Dächern des Hauſes erhob ſich ein erſchreckendes Schreien und Jammern das wieder wie wildes Jauchzen ſchmetterte. Ich blickte empor und ſah auf den flachen Dächern lang und weiß verhüllte Frauengeſtalten, Klagefrauen, welche die Hände gegen den Himmel ſtreckten und es ſchien, als ob auf einem Todtenacker die Leichen in ihren weißen Gewändern ſich erhoben hätten und im wildentſetzlichen Chore Grabgeſänge heulten. Ueber all die Szenen und Gruppen brannte der leuchtende Sonnenglanz und gab dem Geſpenſterhaften noch einen größeren Prunk.

Bei der großen Synagoge wurde wieder Halt gemacht, die Bahre niedergeſetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann ging der Zug, wie jedesmal, zum Zionsthore hinaus, wo nach einer wiederholt geſprochenen Todtenpreiſung die meiſten Begleiter zur Stadt zurückkehrten. Wir ſchritten ſteil den Berg hinab in das Thal Joſafat. Am Grabmale Abſalons wurde die Bahre niedergelaſſen, und wir ſetzten uns alle ringsum auf die Erde, um die fünfte Trauerrede anzuhören über den Vers: „Und das ganze Volk ſoll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Der Schluß der Rede lautete: „Und er ſagte, die Lebenden ſind beſtimmt zu ſterben.“

Als der Todte in's Grab geſenkt wurde ſprachen wir das Glaubensbekenntniß.

Der Hingeſchiedene verhauchte ſeinen letzten Athem um zwei Uhr, und genau zwei und eine halbe Stunde darauf war er begraben. Die Beerdigung ohne Sarg und das Bedecktwerden mit Erde rettet wenigſtens vor dem Entſetzen des Wachwerdens in einer unaufbrechbaren Gruft. Mohammedaner und Chriſten begraben im Orient eben ſo ſchnell ihre Todten.

Eine fröhliche Beerdigung iſt es, wenn zerriſſene Gebetbücher, einzelne losgelöſ'te Blätter der heiligen Schriften, des Tal-

und, oder auf Pergament geſchriebene Thorafragmente, weil ſie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde verſenkt werden. Die Frommen thun die Stücke in der Zionsſynagoge in eine daſelbſt befindliche Mauerniſche bis ſie voll iſt, der Inhalt wird dann von dem Rabbiner unter Geſang, dem Schalle der Pauken und Pfeifen feierlich und heiter in das Thal Joſafat hinausgetragen, und am Fuße des Grabmales Abſalons in ein Grab verſenkt.

Eine ſo eingegrabene Thorarolle wurde vor einigen Jahren von einem Geiſtlichen gefunden und als koſtbarer archäologiſcher Fund nach Rom gebracht, bis den gelehrten Herren von einem einfach unterrichteten Rabbi die Augen aufgethan wurden.

Aufnahme in die Schule.

Wasserdiebstahl. — Bildung eines Comité. — Unwissenheit. — Lehrer und Gehülfe. — Bittende Frauen. — Andrang zur Aufnahme. — Vierzig statt zwanzig Schüler. — Ein Waisenknabe. — Ein karaitisches Kind. — Briefe ins Ausland. — Falsche Münze. — Thätigkeit im Hause.

Das Haus stand vollendet und zur Aufnahme der Anstalt bereit, nicht ohne einen unangenehmen Zwischenfall.

Das Wasser ist in Jerusalem ein kostbares Gut, zumal in den Sommermonaten, wo schon ein großer Theil aus den Zisternen getrunken und es noch lange bis zur Regenszeit ist. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein Verwandter des Hausbesitzers Nachts das Wasser aus der Zisterne des Hauses in ein anderes hinüber schöpfen lasse und daß zwei Aschkenasim ihm diese edle Arbeit thun helfen. Dem war wirklich so und ich ließ mir fortan jeden Abend die Schlüssel des Hauses bringen.

Ich dachte nun daran, ein Comité, welches das vollste Vertrauen in religiöser Beziehung genießen mußte, zu bilden, um mit ihm alle Einrichtungen zu berathen und ins Leben zu rufen.

Es gelang mir, den Stellvertreter des Chacham Baschi, den ehemaligen Oberrabbiner von Smyrna Herrn David Chazan und die Herren Motche Mejuches und Majer Panigel zu gewinnen. Beide Chachamim und Mitglieder des Besdin der Großgemeinde. In Sanitätsbeziehung und um eine europäische Ordnung in das Ganze zu bringen, bat ich die Herren Doktoren Fränkel

und Neumann, hinzuzutreten, was beide Herren in Anbetracht der wichtigen Gründung einer Lehranſtalt mit Zeit opfernder Hingebung und geduldigſter Ausdauer thaten und noch thun.

In der größten Verlegenheit aber befanden wir uns, einen tüchtigen Lehrer für die Anſtalt zu finden. Er mußte ſelbſtverſtändlich ein Mann von ſtrengſter religiöſer Obſervanz ſein und ſollte nebſt Kenntniſſen, Lehrfähigkeit, wenigſtens eine mäßige allgemeine Bildung und einiges Verwaltungstalent beſitzen.

Es gibt in Jeruſalem, wo die Juden nichts Anderes thun als „lernen“, Talmud ſtudiren, keinen der Art befähigten Mann, daß jüdiſche Gemeinden in Deutſchland ihm ihre Kinder anvertrauen würden. Die Eingebornen bringen es nicht zu einer weiter bildenden Forſchung und man verſicherte mir, daß es unter ihnen weder einen vielbedeutenden Talmudiſten, noch einen großen Pilpuliſten gäbe. Phiſikaliſche, geographiſche, oder geſchichtliche Kenntniſſe, auch die des eigenen Volkes vor und nach der Zerſtörung ſind kaum einem Juden in Jeruſalem eigen, die Aerzte natürlich und Herr Joſef Schwarz ausgenommen.

Die nach Jeruſalem einwandernden Juden bringen meiſt talmudiſche Kenntniſſe, wohl auch Welterfahrenheit mit; hier aber leben ſie, wenn ſie etwa den Müßigang nicht vorziehen, höchſtens der Wiederholung deſſen, was ſie an talmudiſchem Wiſſen mitgebracht haben. Sie vermitteln es ihren Kindern nicht und dieſen, wie wir geſehen haben, iſt in keiner Lehranſtalt Gelegenheit geboten, wenigſtens nur ihren Vätern gleich, ſich auszubilden, die denn noch den Vortheil der europäiſchen Welt- und Bildungs-Verhältniſſe voraus haben. Die Enkel oder gar Urenkel haben kaum mehr überlieferungsweiſe eine Kunde deſſen, was die Wiſſenſchaft oder Forſchung, oder auch nur das gewöhnliche praktiſche Wiſſen, Leſen und Schreiben heißt. So iſt ein geiſtiges Herabkommen gleich natürlich, wie das phiſiſche, durch die frühe Heirat.

Wir wählten, wenn von der Wahl die Rede ſein konnte, einen jüngeren Chacham, Herrn Moſche Perez, einen der hebräiſchen, arabiſchen und ſpaniſchen Sprache kundigen Sepharedi, der

eben als Sendbote aus Babilon und Bagdad zurückgekehrt war, und zu ſeinem talmudiſchen Wiſſen einige Weltkenntniß geſammelt hatte.

Er wurde vom Chacham Baſchi beſonders empfohlen, und genoß als frommer Mann einer allgemeinen Achtung. Seine junge Frau beſaß die Fähigkeit einer Wirtſchaft vorzuſtehen, um für die Kinder, die in der Anſtalt auch beköſtigt werden, hausmütterlich ſorgen zu können. Als Hülfslehrer wurde ebenfalls ein frommer Sepharedi beigegeben, der den Elementar-Unterricht zu leiten hat.

In den erſten Sitzungen des Comité's wurden die Gehalte der Lehrer feſtgeſetzt, die Grundſätze einer Inſtruktion für ſie aufgezeichnet, die Schulordnung entworfen, und die Koſten der Anſtalt: Miete, Verköſtigung und Bekleidung der Kinder u. ſ. w. berechnet. Es ergab ſich, daß zwanzig Zöglinge aufgenommen werden konnten; hierauf wurde ein Tag bekannt gegeben, an dem die Aufnahme ſtattfinden ſollte. Die Eröffnung der Schule wurde von den Chachamim auf einen ſpäteren Tag verlegt, weil in dem Abſchnitte der Thora, der in der laufenden Woche geleſen wurde, die Erzählung von der Auflehnung Korah's vorkommt, was leicht als böſe Vorbedeutung hätte gedeutet werden können. Die kleine Synagoge der Anſtalt mußte aus dem Saale des erſten Stockwerkes in den des zweiten verlegt werden, weil es nicht geſtattet iſt über der Lade, wo die Thora aufbewahrt iſt, zu wandeln. Der proviſoriſche Entwurf der Statuten der Anſtalt iſt dieſen Blättern beigefügt und gibt eine klare Einſicht in die Einrichtung derſelben.

Ich wurde nun, ſobald ich mich in den Straßen Jeruſalems zeigte, von wunderlichen Geſtalten und Gruppen angeſprochen. Meiſt waren es Frauen, die mit Kindern auf dem Arme oder an der Hand durch einſchmeichelnde Redensarten, wohl auch durch Schilderung ihrer Not und ihres Elendes die Aufnahme ihrer halb nackten, verwahrloſt ausſehenden Kinder zu bewirken, mich anſprachen:

„Nimm mein Kind in die Anſtalt auf. der Herr wird Dich mit Kindern ſegnen.“ — „Dein Kommen in die zukünftige Welt

wird Dir süß und duftig sein." — „Du wirst mit den Frommen vom Fische Liviathan essen." — „Dein Andenken wird gesegnet sein." — „Sieh, wie nackt wir vor Gott und den Menschen stehen müssen!" — „Wir haben nichts, um den Sabbat zu feiern." — „Das Wasser in unserer Zisterne ist versiegt." — „Wir haben kein Zelt, darunter zu wohnen." — Aber auch, wenn ich in die Synagoge trat, drängten sie sich an mich heran und flehten um Aufnahme ihrer Kinder. Vor die Thora gerufen, sprach mich der Vorbeter, und herabsteigend mancher Arme aus der frommen Menge an, seiner Kinder nicht zu vergessen.

Am fest bestimmten Tage der Aufnahme selbst, am frühesten Morgen schon, war das Haus der Anstalt von Greisen, Männern, Frauen, Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes umlagert; nur mit Mühe konnte ich durch die in der engen Gasse liegenden und kauernden Gestalten schreiten. „Gesegnet sei Dein Kommen, Mann aus dem Abendlande!" — „Zürne uns nicht um derentwillen, die Dir Kummer bereiten!" — „Lasse uns nicht die Sünde der Undankbaren büßen!"

Ich war tief gerührt, da es um mich so weinte, bat, schrie und betete. Einen klareren Beweis konnte es nicht geben, wie der Lärm fanatischer Zeloten, die sich Führer der Gemeinde nennen, nicht der Ausdruck der Menge sei, und wie die Armen Jerusalems in tiefem Elende, in geistiger Unterdrückung, wie in brotloser Not und Verzagtheit schmachten! Ich fühlte mich versöhnt, freudig erhoben. Mich schmerzte nur der eine Gedanke, daß die Mittel der großmütigen Stiftung es nicht gestatteten, Allen, die sich zu der edlen menschenfreundlichen Wohlthat herandrängten, von ihrem Segen zukommen lassen zu können.

Unter Beistand des Comité's, namentlich der Aerzte, die mit allen Familien und sonstigen Verhältnissen genau bekannt sind, wurden 12 Kinder k. k. österreichischer Unterthanen, 7 Rajas und 1 Franzose aufgenommen.

Da viele baten, ihre Kinder wenigstens am Unterrichte Theil nehmen zu lassen, wurden noch 20 Knaben als externe Zöglinge,

denen wir die Bekleidung und Beköſtigung nicht zukommen laſſen konnten, eingeſchrieben.'

Wir berückſichtigten zunächſt Waiſen und Kinder, die nicht unter fünf und über neun Jahre alt waren. Trotz der Aufnahme von Externen mußten wir, um die Schule nicht zu überfüllen, an 50 Kinder zurückweiſen, und auf einen ſpäteren Turnus nach drei Jahren verweiſen. Es kam aber auch vor, daß wir manche Kinder abweiſen mußten, deren wohlhabende Eltern den Armen die Wohlthat vorweg nehmen, oder die für Ueberlaſſung ihrer Kinder bezahlt ſein wollten. Tiefſchmerzlich war uns die Abweiſung eines vater- und mutterloſen Waiſenknaben, deſſen Pflegemutter ebenfalls bezahlt werden wollte, wenn ſie ihn der Anſtalt zur Pflege, Bekleidung und Unterricht gnädig überlaſſen ſollte.

Auch ein karaitiſcher Jude bat um die Aufnahme ſeines Kindes, und als wir ſie verweigern mußten, ſagte er traurig: „Das würden die Chriſten nicht thun, und doch ſind wir die allein echten Träger des moſaiſchen Judenthumes und die älteſten jüdiſchen Bewohner Jeruſalems.“

Die Thätigkeit der ruſſiſch-polniſchen Zeloten für die zu gründende Anſtalt zog ſich nun mehr von der Oeffentlichkeit in eine unehrenvolle Stille zurück.

Es wurde bekannt, daß denunziatoriſche Briefe nach London, Amſterdam, Altona geſchrieben worden waren. Die Großgemeinde ſah ſich bemüßigt, ebenfalls dahin zu ſchreiben und die Sachlage ihrerſeits darzuſtellen; denn wirklich war ſie in Gefahr, von dort keine Unterſtützungen mehr zu erhalten. Zu dieſer Zeit richtete auch, wie wir ſpäter erfuhren, ein frömmelnder Aſchkenaſi aus Wien, deſſen Denunziationen wir bereits nachgewieſen haben, an den Rabbiner von London ein Schreiben mit dem Anſuchen, von dorther die Anſtalt mit dem Banne zu belegen! Dergleichen Münze, muß, wie einem falſchen Wechsler zur Warnung des Publikums auf den Ladentiſch genagelt werden!

In dem für die Anſtalt gemieteten Hauſe war es wie in einem Bienenkorbe fleißig, ein Hämmern, Hobeln, Tünchen, Anſtreichen, ein Kommen und Gehen. Der großen Hitze wegen, waren die Arbeiter nur mit Hemd und Leinwandbeinkleid angethan, über dem erſteren das Arbe kanfot mit den frei herabhängenden Schaufäden, auf dem Haupte ein Käppchen.

Die Arbeit ſelbſt würde nach unſeren Begriffen als fleißiges Nichtsthun erſcheinen, ſo gemächlich, ſo echt orientaliſch ruhig geht ſie von Statten. Spät des Morgens beginnen die Arbeiter und hören früh auf; beides iſt durch den Umſtand bedingt, daß ſie nicht beim Gottesdienſt fehlen. Am Freitag ſtellen die Arbeiter ihr Tagewerk ſchon gegen Mittag ein, um ſich für die Andacht des Sabbat zu rüſten.

In Jeruſalem überläßt der Handwerker die Anſchaffung aller von ihm zu verarbeitenden Materialen und Stoffe dem Arbeitgeber. Ich lernte ſo den Bazar, die Art und Weiſe des Verkehrs, Handels und der Gewohnheiten kennen.

Der Bazar.

Die Buden. — Kaufleute und Handwerker. — Waarenstatistik. — Thonpfeifen und Seife. — Portrait einer Beduine. — Bunte Gestalten. — Kaffeehaus. — Musik und Tänzer. — Vorleser. — Kaffeebereitung. — Arabischer Hochzeitszug. — Pilger aus Indien. — Bettler.

Die Stadt wird theils von geraden, theils abschüssigen Gassen und Gäßchen durchschnitten, die sich von einem Thore zum andern durchkreuzen. Einige derselben sind überwölbt, die Wölbungen stellen wieder nach Außen gekehrte Gassen dar, zu deren Rechten und Linken Häuser stehen. Neueste Forschung will in einer dieser Wölbungen, die sich bis zur Mauer des Tempelplatzes erstrecken, die Ueberreste einer Brücke erkennen, welche eine Verbindung der Weststadt mit dem Tempel herstellte.

Diese vielen Gassen, ungeplastert und schmutzig wie alle in Jerusalem, führen den Namen nach den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. Es gibt so einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldschmiede, eine Fleisch- und Getreidehalle, einen Butter- und Oelbazar u. s. w.

Zu beiden Seiten dieser Bazarstraßen befinden sich hölzerne, etwa zwei Schuh vom Boden erhöhte Buden, denen auf deutschen Jahrmärkten nicht unähnlich. In diesen sitzen die Kaufleute und die Handwerker. Wenn man an die Gestalt und das Thun eines europäischen Arbeiters gewöhnt ist, gewährt es einen gar seltsam

komiſcher Anblick, wie der oft ehrwürdig, wie ein Patriarch ausſehende Moslem mit einem langen weißen Barte, das Haupt vom weißen Turban umwunden, die Bruſt, den Hals und die Beine nackt, gekreuzter Beine ſitzt und als Schloſſer z. B. pflegmatiſch den Hammer ſchwingt, oder als Riemer Leder zuſchneidet, oder als Schuſter Schuhe flickt. Dabei „trinkt“ er aus einem roten ſchlangenhaft gewundenen Schlauche den durch Waſſer gekühlten Rauch des Tabaks und giebt ihn durch die Naſe in zwei weißen Stralen wieder frei.

Die Waaren in den Buden ſind nicht wie bei uns, lockend ausgeſtellt und in Farben ſchimmernd. Alles iſt ſorgfältig in Papier verpackt und erſt, wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man ſtaunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Den Käufer ladet der mohammedaniſche Kaufmann, der ſich ruhig verhält, und Niemanden anruft, oder herbeiwinkt, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von ſeinem Munde weg und bewirtet ihn wohl auch mit Kaffee. Der Käufer thut gut höchſtens die Hälfte der Summe anzubieten, die der Kaufmann nennt. Juden, Chriſten, Mohammedaner ſind in dieſer einzigen Beziehung völlig einig. Iſt der Kaufmann in ſeiner Bude unbeſchäftigt, ſo ſchläft er entweder oder raucht, oder lieſt, ſich vor und rückwärts neigend, wie die Juden, den Koran; oder er ſchreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein ſilbernes oder meſſingenes Tintenfaß tunkt. Dieſes iſt an einen hohlen Stil, der zur Aufbewahrung der Federn dient, angelötet und ſteckt im Leibgürtel.

Die Manufaktur- und Induſtriewaaren, ſind meiſt engliſches, franzöſiſches und ſchweizeriſches Produkt. Oeſterreich iſt durch Kinkelieriewaaren und Zündhölzchen, Böhmen nebſt Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollſtoffe. Jeruſalem ſelbſt hat nur zweierlei Fabrikate: Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glaſur, und was am wenigſten benützt zu werden ſcheint, — Seife. Nach Liebigs Ausſpruch iſt jenes Volk das geſittetſte, das die meiſte

Seife verbraucht. Jeruſalem hat zehn Seifenfabriken, in denen meiſt Chriſten beſchäftigt ſind. Die Seife wird in Form einer Scheibe, einer ganzen oder Halbkugel gerundet und iſt von gelbweißer Farbe. Meiſt iſt der Halbmond, der Oelberg, die Grabkirche, das Grabmal Rachels auf den Flächen der Seife abgebildet; die feinere wird mit Moſchus und Ambra durchduftet.

In den Straßen ſelbſt haben die Fellachim, Bauern oder Beduinen auf der Erde ihre Waaren, die ſie täglich zu Markte bringen, ausgekramt.

Meiſt ſind es Weiber; welche Gemüſe und Früchte feilbieten, Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geſchminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirne und Kinn blau tätowirt. Ihr Anzug iſt ein weites blaues Kleid aus Wolle oder Leinwand, das vorn offen, die Brüſte ſehen läßt und lange weite geſchlitzte Aermel hat, die, wenn der Arm herabhängt, ſpitz zulaufend bis an die Knöchel reichen. Die Füße der Beduinen ſind nackt und die ganze Geſtalt von jenem Firniß überſtrichen, den wir gut deutſch Schmutz nennen, und vor deſſen Berührung wir uns ſcheuen. Das von der Stirne rückwärts bis an die Ferſen fallende Tuch von blauer oder weißer Farbe wird wie ein Schleier zuweilen mit der rechten oder linken Hand, je nachdem von einer der Seiten ein Mann naht, über das Geſicht, jedoch nicht zu ſorgfältig, gezogen. An den Schläfen und über die Stirne quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen, an den Armen ſilberne Spangen, an den Fingern zahlreiche Ringe; zuweilen ſchimmert wohl auch ein Ring im Naſenflügel. Sie ſäugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen ſie in einem wollenen Tuche auf dem Rücken, an deſſen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirne der Mutter feſtgebunden ſind, ſo daß ſie ihre Arme völlig frei behält. Häufig ſieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten laſſen, während dieſe mit beiden Händchen ſich an dem Kopfe der Mutter feſthalten.

Zwiſchen den Buden iſt vorzüglich in den Morgenſtunden lebhafte Bewegung und man iſt nicht ſelten in Gefahr, geſtoßen,

oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Eſel ziehen durch die Bazare. Eſel mit Laſten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkiſchen Städten unvermeidlichen Hunde lagern meiſt ſchlafend und heulen empor, wenn ſie zufällig getreten werden. Das märchenhafte Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Ganges mit ſeiner Holz- oder einer ſonſtigen Laſt mitten unter Käufern und Verkäufern.

Nicht minder bunt und fantaſtiſch ſind die Menſchengruppen und Geſtalten in ihren ſeltſamen Trachten: der Mohammedaner ſchreitet würdevoll in faltenreichen Gewändern, der Beduine im weiß und braun geſtreiften Mantel blickt wie nach Beute umher, der polniſche Jude in ſchwarzem ſeidenen Kaftan haſtet ihnen nach. Die dunkel gekleidete preußiſche Diakoniſſin geht geſenkten Blickes; weiß und tief verſchleiert ſchlurft die Mohammedanerin in gelben Pantoffeln träg und formlos hin, in Begleitung einer ſchwarzen oder braunen Sklavin, die ihr Kind, oder einen Korb mit Früchten nachträgt. Der Franziskaner mit breitem Kremperhute, mit dem Stricke um den Leib, betrachtet ein unverſchleiertes Weib, es iſt eine Jüdin. Ein griechiſcher Prieſter mit ſchönem Barte und langem Haupthaare wandelt friedlich, als ob ſie einerlei Glaubens wären, neben einem Derwiſch mit gelber runder Mütze; ein Moslem mit grünem Turban, dem Zeichen der Profetenabkunft, verachtet ſie beide. In ſchwarzen faltigen Gewändern, edle Geſtalten mit feinen Geſichtzügen, hohen ſpitzigen Mützen, ſind Männer aus Perſien. Ein völlig nackter Menſch, vor dem ſich mein europäiſch gewohntes Auge entſetzt, hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniß iſt, begegnet uns. Es iſt ein ſogenannter Heiliger, der arm ſich in irgend einer Familie, auch beim Paſcha zu Tiſche bittet, und den man nicht abzuweiſen wagt. Neben ihm ſchreitet der reichgeſchmückte Schech, der zierliche Effendi, ein bis an die Zähne bewaffneter Bewohner des Libanons, türkiſche Soldaten.

Die Sprachen der Erde — darunter nie gehörte — ſingen, gurgeln, näſeln, ſchreien, zanken durcheinander und das Ohr iſt mehr noch als das Auge erſtaunt und verwundert. Die Wirkung iſt die eines plötzlich aus tauſend und einer Nacht auftauchenden

Märchens, das nur noch toller und ironischer wird, wenn sich Menschen zwischen drängen in schwarzem Frack und rundem Hute, Frauen in einem Anzuge, mit dem sie auf dem Graben in Wien, oder auf den Boulevards in Paris erscheinen könnten. Niemals widerte mich der unsagbar geschmacklose Anzug unserer Salons so sehr an, wie in den Straßen, in den Bergen und in den Thälern des Orients.

Wenn ich müde vom Schauen und Gehen war, trat ich in eines der zwanzig Kaffehäuser Jerusalems, die Wände entlang ziehen sich gepolsterte Divans hin. Der Gast sitzt gekreuzter Beine oder liegt behaglich hingestreckt und athmet durch das mit Wasser und Rosenblättern angefüllte Nargile den Duft des Tabaks aus Persien. Er schlürft trefflichen Mokka und kühlenden Scherbet. Musik und Märchenerzählen und alle Wonnen des mohammedanischen Knabenhimmels sind hier vereinigt und die Seele träumt und ist selig ruhig.

Wie schön das klingt, wenn es in Poesie machende Touristen schildern!

Das Kaffehaus in Jerusalem, wie fast im ganzen Morgenlande, ist aber nichts anderes, als eine gegen die Straße hin offene, rauchgeschwärzte Küche. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Kattun überzogenen Polstern, die einst rein gewesen sein mochten. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefäße Wasser. Der Diener bringt, ohne daß es gefordert wird, dem Gaste das Nargile und kocht vor seinen Augen den Kaffe. Grob gestoßen wird er in ein kleines Kupfergefäß gethan, siedendes Wasser darüber gegossen und das Ganze zum Aufwallen gebracht, dann rasch in ein porzellainenes Täßchen, das in einem metallenen Becher sitzt, gegossen, und dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirne und nur auf sein Verlangen mit Zucker gereicht. Der Kaffe ist siedend heiß, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so daß er wie Chocolate erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Eine solche Tasse des edelsten Trankes kostet fünf Para, deren acht erst einen Kreuzer geben. Zuweilen sitzen zwei oder drei Musikan-

ten da, die das Glöckchen behängte Tamburin und eine Zither ſchlagen, eine ſchrille Pfeife blaſen und unmelodiſchen arabiſchen Geſang ſchreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine chriſtenfeindliche Geſchichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtniſſe vorzutragen. Ein junger Knabe, als Mädchen verkleidet, führt einen jener wollüſtig ſich geberdenden Tänze auf, von denen wir bei der Schilderung unſeres Zuges in das alte Land Mizraim ſprechen werden. Abends iſt der ſchmutzige rauchgefüllte Raum, deſſen Boden ein ekel fließender Spucknapf iſt, in welchem ſich die Schläuche der Nargiles, wie Schlangen im Sumpfe, winden, mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rohbemalten hölzernen Lüſter meiſt aus einigen Stäben zuſammengeleimt, angebracht ſind. Im Hintergrunde eines ſolchen Kaffeehauſes pflegt ſich wohl auch ein Raum zu befinden, wo etwa ein Gaſt, während er ſich dem ſo ſchwelgeriſch träumeriſchen orientaliſch-üppigen Nichtsthun hingibt, mittlerweile ſein Pferd, oder ſeinen Eſel hinſtellt und das Thier füttern läßt. Wohnen doch auch in Mohammeds Paradieſe Menſchen und Thiere friedlich und ſelig zuſammen.

Wir haben ausgeruht und treten wieder in den Lärm des Bazars hinaus.

Es begegnet uns ein ſeltſamer Zug: Männer die beim ſchrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel in gemeſſenem Schritte vorſchreiten und mit den Händen klatſchen. Knaben tragen einige wunderlich geformte Gegenſtände, bunt gemalte Blumenſtöcke, einen Tſchibuk mit grüngläſernem Mundſtücke, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzſchuhe, einen weiblichen Anzug und einen runden Spiegel. Endlich eine roh bemalte Holzkiſte. Es iſt dieß der ganze Reichthum einer arabiſchen Braut, der eben in die Wohnung ihres Gatten getragen wird. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem mehr ſchreiend näſelnden als ſingenden Liede, welches das Glück des Gatten, und den jugendſchönen Stolz der Braut ſchildert.

Die Jünglinge im Zuge ſangen:

„Wir bringen einen Kamm aus Elfenbein,
Wird gut zu deinen weißen Haaren paſſen;
Doch deine Braut bedienet ſich nicht ſein,
Du mußt ihr einen ſchwarzen machen laſſen.
Schön iſt ſie und auf ihre Jugend ſtolz,
Kämmt nur ihr Ebenholz mit Ebenholz.

Die Männer ſangen:

„Kuß des Geliebten iſt wie Moſchuß ſüß,
Wenn auch die Haare weiß wie Kampfer funkeln.
Sie weiſt man fort einſt aus dem Paradies,
Weil ihre Reize die Huris verdunkeln.
Im Antlitz tadl' ich nur die ſtolze Schrift,
Daß ſie den Mond an Schönheit übertrifft."

Mit uns iſt ebenfalls, um dem Aufzuge zuzuſehen ein Mann ſtehen geblieben. Sein Angeſicht iſt braun, halb nackt trägt er zwei Kürbisflaſchen an ſeinem Gürtel. In der rechten Hand hält er einen Stock, deſſen Griff ein mit den Spitzen nach unten gekehrter, eiſerner Halbmond iſt. Ueber ſeine Schültern ragt ein ſehr fein geſchnitzter Stab, der kunſtreich in einen Löffel endet. Wir begrüßen in ihm einen mohammedaniſchen Pilger aus Indien.

Der Spaziergänger durch die Bazare kommt nicht leicht weit vorwärts, ohne von Bettlern, die einen hölzernen Teller als Zeichen ihres Gewerbes hinhalten, angeſprochen zu werden. Männer und Weiber aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft ſehr zudringlichen Straßenbettel. Man wird bald rechts bald links, meiſt an Straßenecken mit „Chawaadſchah", Herr! oder „Hadſch" Pilger angerufen, und es iſt nicht räthlich, wenn man längere Zeit in Jeruſalem lebt, auf der Straße Almoſen zu vertheilen. Der Bettler glaubt ſich auf das Almoſen morgen ſchon berechtigt, das ihm heute freiwillig gegeben worden iſt.

Iſſur.

Schofarblaſen an der Tempelmauer. — Wehrufe in der Nacht. — Fünf Juden verhaftet. — Meine Fürſprache. — Conſulats- und Serailgefängniß. — Am Sabbat keine Haft. — Ein Aktenſtück.

Die ruſſiſch-polniſchen Juden hörten nicht auf, gegen die nunmehr beſchloſſene und in voller Vorbereitung begriffene Anſtalt thätig zu ſein. Am 15. Juni fand eine Verſammlung in der Churba, unter Vorſitz eines polniſchen Rabbiners ſtatt; ſie beſchloß die Anſtalt mit einem „Iſſur" zu belegen, das heißt ſie zu verpönen und den gefaßten Akt am nächſten Sabbat in den Synagogen zu verleſen.

Am folgenden Tage — einem Freitage — ſuchten einige unmündige, verheiratete Knaben, die Menge an der Tempelmauer zu fanatiſiren, indem ſie ihr von einem beſchloſſenen Banne erzählten, und ein als unwiſſend bekannter Landsmann Herr Joſſele Becker aus Galizien, begann aus einem Schofar, einem Widderhorne lärmende Töne auszuſtoßen. Namentlich ſollen es die Frauen geweſen ſein, die ein heulendes Weinen anhoben, in das ihre Kinder ſchreiend einſtimmten.

Nachts wurde ich plötzlich wach, ſchreiende Rufe aus der Ferne kamen näher und unter meine Fenſter. Ich konnte deutlich hören: „Auf, auf! Kommt „Eiches", Klagelieder ſagen, die Religion iſt in Gefahr! Auf, kommt ihr Gläubigen von Zion! Auf!" ſo rief und ſchrie es in die ſternenhelle Nacht empor und

entfernte ſich wieder und war verhallt. Ich ſtemmte mein Haupt empor, und lauſchte, aber es ſchwieg, und mir war, als hätte ich einen wüſten Traum gehabt, zündete Licht an und war noch wach, als von der Terraſſe des Bet-el der Ruf zum Morgengebete erſcholl.

Am Morgen wurde der „Iſſur“ in einigen kleinen Synagogen verleſen, in anderen die Vorleſung von den Herren Joſef Schwarz und Riſſim Back nicht geſtattet, und wie ſich von ſelbſt verſteht, in den Synagogen der Sepharedim gar nicht verſucht.

Der öſterreichiſche Conſul fühlte ſich nunmehr in ſeinem Anſehen verletzt; es war ihm geradezu Hohn geſprochen worden. Als er die Vorſteher deßhalb vernahm, erklärten ſie, daß ſie der Verſammlung nicht haben wehren können; ſie ſelbſt ſeien ihr fern geblieben, und müßten es ihm überlaſſen, diejenigen, die ihm ſchuldig an dem veranlaßten Tumulte erſcheinen, zu ſtrafen.

Der Conſul, wiewohl auf amtlichem Wege anders unterrichtet, ließ dieſes ſich aus der Schlinge ziehen der ruſſiſch-polniſchen Vorſteher gelten, und fünf Ruheſtörer für drei Tage verhaften; zwei im Conſulatshauſe, darunter den Schofarbläſer, und drei im Serail, weil einer von ihnen Raja war, und die Strafe der Verhaftung daſelbſt eine viel empfindlichere iſt. Während im Conſulatshauſe die Gefängnißſtube licht und blank iſt, ſo daß die Verhaftung bei vielen aus ihren elenden Wohnungen Gezogenen, vielmehr wie eine Belohnung erſcheint, iſt das Gefängniß im Serail eng, ſchmutzig, und den Juden beſonders darum peinlich, weil ſie mit ihren verachteten Verächtern, den Mohammedanern zuſammen ſein müſſen.

Hier muß eines humanen Zuges der türkiſchen Regierung und in ſchöner Nachahmung der europäiſchen Conſulate in Jeruſalem erwähnt werden. Zur Zeit, als Graf Pizzamano, der erſte öſterreichiſche Conſul in Jeruſalem, dahin geſendet wurde, mußte ein Jude einer aus Habſucht verübten Vergiftung wegen eingezogen werden. Nachdem der Gefangene ſich mehrere Tage ruhig verhalten hatte, war er plötzlich verſchwunden. Die Verlegenheit des Conſuls war keine geringe, und die Wächter des Hauſes wurden

mit Strenge zur Verantwortung gezogen. Der älteste Kawaß, der eben in Geschäften fern vom Hause war und zurückkehrte, antwortete, als auch ihm seine unverzeihliche Nachlässigkeit vorgehalten wurde, mit voller Ruhe: „Ja Herr! weißt Du denn nicht, daß die Juden heute Sabbat haben? Er ist gewiß zu seiner Familie gegangen, und wird sicher, nachdem sie „zu den Gewürzen gerochen haben werden" wenn der Sabbat zu Ende ist, wieder kommen." Und so geschah es auch. Der peinlich Angeklagte stellte sich noch am Abend desselben Tages wieder in Haft. Jeder Jude, wenn er auch für mehrere Wochen im Gefängniß ist, wird in Jerusalem sowohl von der türkischen, als der consularischen Behörde am Freitag Abend freigelassen, um in seinem Familienkreise den Ruhetag fromm und andächtig feiern zu können.

Die Verhaftung der obengenannten Individuen brachte eine besinnungsvollere Stimmung hervor, und als der Consul die Bitte der Vorsteher um Freilassung der Gefangenen entschieden ablehnte, sendeten die Herren Bordaki, Horwitz und Salant den jüdischen Consulatsdragoman Herrn Hausdorf zu mir, um meine Verwendung in Anspruch zu nehmen. Ich säumte nicht, die Bitte meiner Widersacher sogleich zu erfüllen, und so wurden die Gefangenen statt der ihnen verhängten drei Gefängnißtage schon nach 24 Stunden frei.

Der Issur, oder Protest gegen die Lehranstalt, lautete in worttreuer Uebersetzung, wie folgt:

„Im Hause Israels sehen wir Schauderhaftes. Die Thora trauert und verhüllt ihr Haupt mit einem Sacke, wie eine Trauernde, denn es befinden sich in unserer Gottesstadt einige Männer, die ein Lehrhaus gründen, für die Jugend Israels, um sie in Schrift und Sprache zu unterrichten, sowohl in der hebräischen, als in der des Landes. Obschon der Anfang unschädlich zu sein scheint, indem sie behaupten, die Anstalt werde unter die Aufsicht gottesfürchtiger Männer gestellt, und es werden die Grundsätze der hei-

ligen Thora gelehrt werden; ſo wiſſen wir doch aus Erfahrung, daß das Ende bitterer wie Wermut ſein wird. Man wird die Wiſſenſchaft zur Hauptſache, und unſere heilige Thora zur Nebenſache machen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieß verurſachen wird, Israel ſeiner heiligen Thora, und die Jugend der Gottesfurcht zu entrücken, und daß es der Grund ſein wird, zur Abtrünnigkeit und Gottloſigkeit. So wie dieſer Ausſatz ſich überall außerhalb des gelobten Landes zeigt, wo es Viele gibt, die ſich von dem lebendigen Weltenherrn losſagen, die ſich zwar noch Israeliten nennen, die aber nicht einmal die Vernunftgeſetze anderer Völker befolgen; ſo reicht leider, ob unſerer vielen Sünden wegen, dieſer ſchädliche Ausſatz ſchon bis an die Thore der heiligen Stadt Jeruſalem. Wehe den Augen, die da ſehen, daß Jeruſalem die Gefahr droht, eine verworfene Stadt zu werden! Wehe, die da ſehen die Schmach der Thora, zumal daß Alle, die da einwandern, den Vorſatz haben, ihr ganzes Leben Gott zu weihen! Wozu nun dieſes Unheil in das Heiligthum Gottes bringen? Darum weint uns das Herz, verdunkeln ſich unſere Augen, daß den Frommen Schlingen gelegt und die Gottesfürchtigen verblendet werden. Wehe, daß ſolches in unſeren Tagen geſchieht! Da ſich nun die Vorſteher, die Rabbinen und einzelne Gemeindemitglieder der aſchkenaſiſchen Gemeinden verſammeln, und Thränen weinen, über die Entheiligung des Namen Gottes und der heiligen Thora, die von Israel gewichen iſt; ſo haben wir berathſchlagt, und erwogen, was zu thun ſei, um den Weinberg des Gottes Zebaot zu umzäunen, daß nicht Füchſe einbrechen, und ihn verheeren. Wir haben denn Alle einſtimmig beſchloſſen, durch den großen „Iſſur" zu verbieten, daß Niemand von den aſchkenaſiſchen Gemeinden, ſowohl diejenigen, die ſich hier befinden, als die nachkommen werden, es wage, in dieſem Unterrichtshauſe zu lehren, oder ſeine Kinder daſelbſt belehren zu laſſen, weder für immer oder nur zeitweilig. Wer dieſen „Iſſur" übertritt, wird als ein Zerſtörer des Weinberges betrachtet werden, und „die Schlange wird ihn verwunden."

Gott wird es ihm nicht verzeihen, und er ſoll keinen Theil haben, an den deutſchen Gemeinden.

Dieſer „Iſſur“ ſoll als ein unabänderliches Geſetz für uns, und unſere Nachkommen in Ewigkeit betrachtet werden. Wer Gottes Wort fürchtet, möge unſern Worten Gehör geben, denn ſie ſind nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit geſprochen, und mögen von Gott geſegnet ſein. Amen. Amen.

Im Monat Siwan 5616.“

Um die Stadtmauern.

Gräber der Könige. — Kalba Zebua. — Jüdiſcher Vandalismus. — Kerker des Jeremias. — Söhne eines Hundes. — Koloſſale Steine. — Jüdiſche und mohammedaniſche Legenden. — Redliche Aufklärung. — Juden und Ziegeuner. — Weißes Geld, weißer Mann.

Es war gegen Abend. Ich wollte einmal die Zeit meſſen, die man braucht, die ganze Stadt zu umkreiſen, und ging mit mehreren Begleitern zum Damaskusthore hinaus. Nach rechts uns wendend, ſahen wir die ſchöne zinkenhafte Stadtmauer ſtellenweiſe auf lebendigen Felſen gebaut, ſo daß ſie nur als eine Fortſetzung deſſelben erſchien.

Zehn Minuten auf ſteinigt unebenem Boden, der mit Oelbäumen bepflanzt iſt, vorſchreitend, bogen wir nach links zu den Gräbern der Könige ein.

Ein im Felſen eingehauener Vorhof, der mit Schutt und Gerölle erfüllt iſt, und in den wir durch einen niedern Eingang gelangten, zeigte uns ein ſchönes, großes Portal, das den zerbrochenen Reſten nach, mit vier Säulen geſchmückt geweſen iſt, welche daſſelbe in drei gleiche Theile theilten. Auf dem Architrave ſind Weintrauben und Kränze künſtlich gemeißelt. Die Juden in Jeruſalem halten die Kränze für geflochtene Brote und das Grabmal für das des reichen Kalba Zebua. Hatten ſie doch an den Mönchen ſtets fantaſievolle Entdecker heiliger Orte, und übten ſich im Benennen ihnen unverſtändlicher Denkmäler nach berühmten Perſönlichkeiten. Im Allgemeinen aber hören die fleißig-

ſten Topographen und ſelbſt Forſcher wie Robinſon zu wenig auf talmudiſche Notizen und Ueberlieferungen; die, wenn ſie auch nicht immer zur Erkenntniß eines Gegenſtandes führen möchten, immerhin verdienen, gekannt zu ſein.

Die Gräber der Kinder David's, oder der Könige Israels, waren auf Zion; vier von ihnen wurden außerhalb der Stadt begraben. Keine Schriftſtelle aber, kein hiſtoriſcher Bericht läßt ſich anführen, der bewieſe, daß die jetzt ſogenannten Gräber der Könige es wirklich ſeien. Vielmehr läßt eine Schilderung des Pauſanias und des Joſephus Flavius die Meinung aufkommen, daß hier Helene, die zum Judenthume übertretene Königin von Adiabene, welche in Jeruſalem ſtarb, begraben liege.

Aus der Vorhalle, welche hinter dem geſchilderten Portale iſt, gelangten wir durch eine niedere Oeffnung zu den Grabkammern. Steingerölle und Schutt machen, daß man nur auf den Knien vorwärts kriechen kann. Die Wände und die Decke ſind glatt gemeißelt. Drei verſchiedene Eingänge führen aus dieſer Kammer in andere, wo ſenkrechte Niſchen, zur Aufnahme der Sarkophage eingeſchnitten ſind. Aus einer dieſer Kammern führen einige Stufen noch tiefer, in ein kleineres Grabgewölbe, das große Niſchen hat, in denen einſt marmorne Sarkophage geſtanden haben ſollen. Die ſteinernen Thüren, die aus dem Fels geſchnitten, nach den vorhandenen Löchern zu ſchließen in Zapfen gingen, ſind alle verſchwunden. Die letzte, erzählte unſer jüdiſcher Führer, hat vor ſieben Jahren ein vandaliſcher jüdiſcher Pilger nach Paris mitgenommen.

Eine nicht große Strecke ſteinigten, ebenfalls mit Olivenbäumen bepflanzten Weges führte uns zu dem ſogenannten Kerker des Jeremias. Man öffnete uns nach einigem Klopfen eine kleine niedrige Thüre. Eintretend befanden wir uns in einem kleinen anmutigen Blumengarten, und gelangten in eine hohe, von der Natur domartig gewölbte, beinahe runde Grotte, die etwa 30 Fuß hoch von zwei maſſiven Felſenſäulen getragen wird, und an

40 Fuß im Durchmesser hat. Durch einen hohen, natürlichen Eingang empfängt sie genug Licht aus dem Garten, in welchem sich einige mohammedanische Grabmäler befinden. Die Mohammedaner kommen hierher, um ihr Gebet zu verrichten. Es ist ein friedlicher vom Felsen eingeschlossener schöner Raum.

Als wir schieden, und dem jungen Wächter ein genug ansehnliches Backschiesch, das ihm jedoch zu gering schien, gaben, nannte er uns die Söhne eines Hundes, und wir mußten froh sein, bemerkte unser Führer, daß er uns keine Steinwürfe nachsendete.

Wir wanderten weiter, die Stadtmauer entlang, und sahen uns zur Linken tief das Thal Josafat mit seinen auf der entgegengesetzten Anhöhe befindlichen Grabhöhlen. Am Löwenthor vorüber, wo ein kleiner mohammedanischer Friedhof und ein alter Teich sich befindet, sahen wir das ausgetrocknete tiefe Bett des Kidron. Die Grabmäler, welche für die des Profeten Jeremias und Absalon seit Jahrhunderten gelten, aber jüngere römische Baue sind, sahen uns jenseit des Thales entgegen. Um sie herum, und höher hinauf, bis zum Dorfe Siluan liegen die jüdischen Gräber, welche durch flach auf dieselben gelegte Grabsteine bezeichnet sind. Dieser Theil des Berghanges sieht aus der Ferne wie mit breiten, grauweißen Fliesen gepflastert aus. Ueber all die Thaleinsenkungen und Gräber jenseit derselben, erhebt sich der dreigipfelige Oelberg.

Wenn wir die Stadtmauer, die uns immer zur Rechten war, betrachteten, so sahen wir, an dem Zionsthore vorüberkommend, zur Linken tief unten, das Thal Hinnom, und da, wo die Stadtmauer des Tempelplatzes ist, zuweilen kolossale Steine von einer Länge von 22 Fuß, die unzweifelhaft, allen Zerstörungen trotzend, noch auf derselben Stelle liegen mögen, wohin sie der Steinmetz vor Jahrtausenden gelegt hat. Ein unförmlicher Block von 7½ Fuß Dicke wurde uns in einer Ecke gezeigt, der sich beim Bau des Salomonischen Tempels nicht fügen wollte, und vom Bauherrn verworfen worden ist. Widerstand nur dieser eine Stein dem Wurme „Chi-

loſon" welcher der Sage nach nur auf die Steine gelegt zu werden brauchte, um ſie zu zerſchneiden? denn kein Eiſen, aus dem das Schwert geſchmiedet wird, durfte an das Friedenswerk des Tempels gelegt werden. An manchen der großen Blöcke ſind jene Fugenveränderungen angebracht, wie wir ſie an den Quadern der Tempel-Weſtwand geſchildert haben.

Ein aus der Mauer horizontal, 3 Fuß lang hervorragendes Säulenfragment wird als dasjenige gezeigt, auf dem Mohammed, der Profet, am Auferſtehungstage rittlings ſitzen und die Seelen richten wird. Eine andere mohammedaniſche Legende erzählt: Mohammed werde prüfen, ob Chriſtus gerecht gerichtet habe, und ihm dann ſeine Schweſter vermählen, zum Zeichen des ewigen Bundes. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trat ein falſcher Profet auf, ſetzte ſich Angeſichts des ihm anhängenden arabiſchen Volkes auf die Säule und Weiſſagungen beginnend, ſtürzte er von der Säule herab und ſtarb.

Abwärts ſteigend gelangten wir an dem Jaffathore vorüber und jenſeit deſſelben, von der Stadtmauer durch einen Graben getrennt, wieder über ſteinigten, mit Oelbäumen bepflanzten Boden an das Damaskusthor, von dem wir ausgegangen waren. Die Zeit, die wir bei den Gräbern der Könige und dem Profetenkerker verweilten, abgerechnet, brauchten wir 1¼ Stunde zu dem Gange, auf dem uns kein Menſch, kein Thier begegnete. Alles war ſtill, wie auf einem einſamen verlaſſenen Friedhofe. Jeruſalem iſt ein ſolcher, und auf ſeinen Gräbern blüht die Todtenblume unſterblicher Erinnerungen.

Im Damaskusthore geſellte ſich Herr Roſenbaum aus Galizien, der den Bau des Monteſiore'ſchen Hospitals leitet, zu uns. Ihm verdankte ich eine eben ſo unerwartete als redliche Aufklärung, in Beziehung auf den Widerſtand der Aſchkenaſim gegen die zu begründende Lehranſtalt.

„Ich weiß", ſprach er, „in Europa iſt jetzt ein Kampf zwiſchen den alt- und modernglaubigen Juden, der hartnäckig und

bitter genug ist. Das sind zwei Parteien. Hier aber sind Juden, aus aller Welt Enden und jeder ist eine Gemeinde, eine Partei für sich. Eine Vereinigung wird bei dem, wie es in der heiligen Thora genannt wird, hartnäckigen und widerspenstigen Volke niemals möglich sein, um so weniger, als zu der religiösen Verschiedenheit hier auch die der Nazionalitäten kommt. Was uns hier fehlt ist der Gemeinsinn. Wie wäre es möglich sonst daß die Wohlhabenden nicht für eine Waisenanstalt, nicht für Schulen sorgen, daß sie sich selbst nicht schämen, Almosen zu nehmen und nicht wenigstens den zehnten Theil derselben für Gemeindezwecke widmen! In dieser allgemeinen Habsucht aber liegt der Widerstand gegen die Anstalt, die Sie zu gründen gekommen sind."

Ich begreife das nicht ganz.

„Sehen Sie! die Orthodoxen aus Rußland würden, wenn ihre hiesigen Landsleute auch nur entfernt von der strengsten Frömmigkeit abzulassen scheinen möchten, kein Geld mehr schicken. Die Russen sehen in Ihrer Schule Moses Mendelsohns Geist, der in Aschkenes viel Unheil angerichtet hat. Er hat, wie Luther lehawdel — d. h. „unterscheidend sei er genannt" — die Einheit der Deutschen, die der Juden zerrissen. Die Sepharedim hier wissen von diesen Kämpfen nichts, und haben keine Idee davon, was das für ein großes Unglück war, die heiligen Bücher der Thora ins Deutsche zu übersetzen und Anlaß gegeben zu haben, daß die Judenkinder anfingen, deutsche Bücher zu lesen."

Und hat es Ihrer Strenggläubigkeit geschadet, daß Sie gelernt haben, mir all das in deutscher Sprache mitzutheilen?

„Reden Sie mit Polen! Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Franzosen möchten, wenn immer mehr Institute entstehen, diesen Geld zuwenden, und die einzelnen Menschen bekämen dann nichts mehr."

Sie sind ja selbst erbittert darüber, daß keine Waisenanstalt, keine Schulen durch die Einheimischen gegründet werden; es müssen also die Freunde dafür sorgen.

„Was soll ich krumm mit Ihnen reden? die Anstalt der Frau Herz ist sehr gut, man versteht's hier gar nicht, wie gut

ſie iſt; aber ſie iſt nur für zwanzig Kinder. Wie viel Kinder von uns Polen und Ruſſen, da auch die Sepharedim Antheil haben, können aufgenommen werden? drei, ſagen Sie fünf! Steht das dafür, daß wir uns mit ganz Polen und ganz Rußland verfeinden, wegen ein paar Kindern?"

Eine am Damaskusthore lagernde Zigeunergruppe unterbrach das Geſpräch. Ich war überraſcht, auch hier, wie zwanzig Jahre früher, in der St. Peterskirche zu Rom, die braunen Parias der Erde zu finden. Sie bettelten ſchreiend, Weiber und Kinder, in türkiſcher Sprache. Das warme Klima begünſtigte ihre Armut an Gewändern; ein bunt geſtreifter, länglicher Teppich, zeigte die Geſtalten mehr, als er ſie verhüllte. Die Kinder waren völlig nackt. Ein Mann, mit irgend einer Flicke beſchäftigt, ſah nicht auf; ein Anderer geigte zu meinem Erſtaunen das lange nicht mehr gehörte Lied Rakoczi's des Rebellen. Iſt es nicht eine Miſſion dieſes verſprengten Volkes die Göttin Muſika durch die ganze Erde zu tragen, wie die eines andern auch verſprengten Volkes, den Gott Jehova? Und beide dulden nicht, daß die Welt klanglos ſei und im Heidenthume verſinke, und ſo geigen und ſingen ſie aufrühreriſche Melodien und das Lied David's, des königlichen Dichters. Und wenn ein Jude dem melancholiſchen Liede des Zigeuners horcht, zittern nicht Erinnerungen und Geſtalten von den Ufern des alten Nils in ſeiner Fantaſie empor? Oder tönt es nicht wie Windhauch durch Harfen an den Weiden Babilons?

Mir aber tauchte noch eine Erinnerung aus meiner frühen Jugend auf, wo ich auf den öſterreichiſchen ehemaligen Abrichtungsanſtalten, die ſich in überaus lieblicher Naivität Humanitätsſchulen nannten, die Geographie auswendig lernen mußte. Bei den Bevölkerungsangaben hieß es immer zur Demütigung der jüdiſchen Schüler, nach Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Unitariern, am Ende: „Juden und Zigeuner!" Wir waren

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine A zeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier ſtellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, 1 eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! E gebe Dir ſo viele weiße Söhne, als Du uns weiße Mün geſchenkt haſt, und keine Töchter, damit Du keine Schande lebſt!“

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

das geſchnitzte verſilberte Lamm ſeines Wappens wegnehmen, weil kein plaſtiſches Bild in einer — Synagoge ſein darf.

Das Bild war aber nicht in dieſer, ſondern im Lehrſaale angebracht. Einer anderen Bemängelung, daß das Portrait baarhaupt ſei, konnte ich freilich nicht abhelfen. Der Muſiker Reb Chajim aus Czernowitz, der die öſterreichiſche Volkshymne mit ſeinem Inſtrumente zu begleiten beſtimmt war, ließ mit vielem Bedauern ſeines Verluſtes abſagen. Er war vor einige ruſſiſch-polniſche Rabbinen vorgeladen und mit dem Banne bedroht worden, wenn er die Feier verherrlichen helfe. Zugleich wurde ihm aber auch, ebenfalls unter Androhung des Bannes unterſagt, die Namen derjenigen zu nennen, die Solches über ihn zu verhängen bereit ſeien.

„Heilige Einfalt!“

Der kaiſerliche öſterreichiſche Conſul Graf Pizzamano hatte die Güte, mit mir die geladenen Gäſte zu empfangen. Unter dieſen wurde zuerſt Se. Exzellenz, der Paſcha von Jeruſalem, Großkreuz des Franz Joſef und anderer Orden, mit ſeinem glänzenden Gefolge begrüßt; dann der Chacham Baſchi Abulafia mit ſeinem ganzen geiſtlichen Collegium. Es erſchienen ferner mit ihren Dolmetſchern und glänzend bewaffneten Dienern die Conſuln von Frankreich, England und Spanien.

Ich führte nach der Begrüßung mit den beiden an der Anſtalt angeſtellten Lehrern die aufgenommenen Kinder vor; alle in geſchmackvoller uniformer orientaliſcher Kleidung. Nachdem die Kinder die ebenſo glänzende als bedeutende und ehrwürdige Verſammlung begrüßt und auf den ſchönen grünen Schulbänken Platz genommen hatten, ſtimmte ein Sängerchor hebräiſch den für die Einweihung gewählten Pſalm an:

„Ich preiſe dich, o Gott, daß du mir aufgeholfen und meine Feinde nicht frohlocken ließeſt über mich.“

Ich hielt hierauf folgende kurze Anſprache:

„Wenn ich vor die hochverehrte Verſammlung trete, um ſie anzureden, ſo bin ich in dem glücklichen Falle, daß Bild und Be-

danke nahe liegen und mir dargeboten ſind: das Bild des Tempels, der Gedanke des Unterrichts! Blicken Sie zu dieſen Fenſtern hinaus und nur wenige Schritte fern ragt die Weſtmauer des Tempels empor. Sie iſt der einzige monumentale Ueberreſt einer längſt dahingegangenen Zeit und einer erloſchenen Lichtherrlichkeit. Als dieſe Tempelmauern wankten, der Fall der heiligen Stadt unvermeidlich war, da ließ ein Mann, ſcheinbar als Leiche, ſich aus der Stadt hinaustragen, — denn die Zeloten hätten ihn ſonſt als Verräther erſchlagen, — um für ſeine Brüder, für Weiber und Kinder um Gnade zu flehen. Als der Feldherr dieſe verſagte, ihm aber eine perſönliche Gnade zu gewähren verſprach, bat Rabbi Jochannan ben Sakai: „Laß mich eine Schule begründen.“ Der Römer gewährte lächelnd die Bitte und ahnte nicht, daß in ihrer Erfüllung die ganze große Zukunft des Judenthumes liege, welche das eiſerne Rom überdauern und den Sieger einſt beſiegen ſollte. Rabbi Jochannan ben Sakai ſah, daß es mit dem Staatsleben der Juden zu Ende ging, und er faßte den Gedanken eines geiſtigen Reiches, eines geiſtigen Jeruſalems, welches das weltliche, nunmehr in Trümmern liegende überdauern ſollte. Die Juden ſind die Bürger dieſes Reiches, die heilige Lehre iſt das unentziehbare Grundrecht ihres geiſtigen Staates.

„Laß mich eine Schule gründen!“

Dieſer Gedanke iſt es auch, der in dem Herzen und Geiſte einer edlen und frommen Frau im fernen Oeſterreich, deſſen Blick dem Oſten zugewendet, deſſen unabweisliche Aufgabe es iſt kulturhiſtoriſch zu wirken, auftaucht. Kultur iſt die Sonne, die aus Milliarden Stralen, welche aus Geiſtern und Herzen ſtrömen, zuſammenfließt und die Welt vor dem wiederkehrenden Chaos rettet und ſie erleuchtet!

„Laß mich eine Schule gründen!“

Es iſt eine hochherzige Frau, welche die Wittwe Jehovas zu tröſten kommt, nicht mit einer Stralengarbe, aber doch mit einem Funken, der liebevoll angefacht, fromm gehütet, zu einem Sterne anwachſen kann. Und er wird nicht verlöſchen, wie auch

ein finſterer, feindlicher Sturm wehen mag, er wird leuchten und ſelbſt zum Heile denen leuchten, die das Licht ſcheuen und den Glauben im Wahne finden!

„Laß mich eine Schule gründen!“

Sie iſt nunmehr begründet und es iſt ein günſtiges Zeichen, daß ein mächtiger und frommer Fürſt, der unter ſeinen Titeln auch den eines „Königs von Jeruſalem“ führt, die junge Anſtalt unter ſeinen gewaltigen Schutz nimmt. Es ſind ſechs Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem auf heiligem Boden das rot-weiße Wappen Leopold des Glorreichen entſtanden iſt und im ſchönen Oeſterreich weht und glänzt, während es hier verſchwunden war. Es iſt ein günſtiges Zeichen, daß es ſeit kaum einem Jahre in Paläſtina wieder entrollt, auch heute in dieſem Saale flattert, als ein koſtbarer Schmuck, als eine ſchützende Aegide.“

Nach dieſer Rede ſang der Sängerchor unter Muſikbegleitung die öſterreichiſche, von Letteris ins Hebräiſche überſetzte Volkshymne, die, in Prachtexemplaren gedruckt, während des Geſanges vertheilt wurde. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, in der uralten heiligen Stadt ein dem öſterreichiſchen Nationalgemüthe entſprungenes Lied in der Sprache der Pſalmen zu vernehmen.

Ich wendete mich hierauf an den kaiſerlichen öſterreichiſchen Conſul und empfahl die Anſtalt ſeinem beſondern Schutze, ſeinem ferneren Wohlwollen, ſowie der treuen Aufſicht und Sorge des leitenden Schul-Comités und fuhr fort zu ſprechen:

„Nicht lange iſt es, daß der Mund Abdul Medſchids die Gleichberechtigung aller ſeiner Unterthanen ausſprach und ſo den Juden auch das lang verſagte Menſchen- und ſtaatliche Recht wiedergab. „Schulen, Erziehung, Bildung, Kultur“ ſind jetzt Loſungsworte auf einem Gebiete, wo man ſie ſeit vier Jahrhunderten kaum vernommen hat. Vor wenigen Monden erging der Befehl an alle Rabbinen des weithin gedehnten türkiſchen Reiches, Schulen zu errichten. Ich fühle mich glücklich der Ueberbringer, der Bote einer Lehranſtalt, der erſten zu ſein, die ſeit dem Befehle des Großherrn gegründet wird. Heil Abdul Medſchid!“

Der Sängerchor ſang hierauf einen hebräiſch gedichteten Segen, welcher der türkiſchen Volkshymne, der ſogenannten „Araba“ angepaßt war:

„Der Herr der Höhen, der den Himmelsdom wölbte, verleihe ſein Heil dem Sultan, dem erhabenen Herrſcher, denn Liebe und Milde ſind die Genien ſeines edlen Geiſtes. Er vergaß auch unſer bedrängtes Volk nicht und iſt ſtets eingedenk, uns ſeine hochherzige und väterliche Güte zuzuwenden. Es möge leuchten und blühen der Glanz ſeines Hauſes für und für; es verkünde ein Tag dem andern ſeines Glückes Wachsthum. Seine Feinde ſollen zu Schanden werden vor ſeiner ſiegreichen Macht und ſein Ruhm verbreite ſich über die ganze Erde.“

Das Gebet wurde in zahlreichen Exemplaren vertheilt; ein Prachtexemplar mit türkiſcher Ueberſetzung Sr. Exzellenz dem Paſcha Kiamil mit der Bitte überreicht, daſſelbe Sr. Majeſtät dem Sultan zuſenden zu wollen, was auf die freundlichſte Weiſe zugeſagt wurde.

Nun folgte das Gebet zum Andenken für Verſtorbene: für Herrn Simon Edlen von Lämel und den durch ſeine teſtamentariſchen wohlthätigen Verfügungen berühmten Nordamerikaner Turos. Dieſer frommen Gedächtnißfeier, welche von der ganzen Verſammlung aufrechtſtehend vernommen wurde, folgten die „Miſcheberot,“ die „Segenſprüche für Frau Eliſe von Herz-Lämel, für die Herren Vertreter der Kultusgemeinde in Wien, als Kuratoren der Anſtalt, für die Vorſteher und Rabbinen Jeruſalems, für Monteſiore, Rothſchild, Albert Cohn, für das leitende Schul-Comité, für die Lehrer und Zöglinge. Der Chor ſchloß mit dem Pſalm:

„So Gott wieder herſtellen wird das verbannte Zion.“

Die wahrhaft erhebende Feier, wie eine gleiche kaum in Jeruſalem noch begangen worden iſt, hatte durch die erhabene Szene, auf der ſie ſtattfand einen eigenthümlich wehmütigen und ergreifenden Charakter.

Die anweſenden Conſuln brachten mir hierauf zu dem er-

freulichen Gelingen meiner Miſſion herzliche Glückwünſche dar, mit der Bitte, der Dolmetſch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu ſein. Die Verſammlung wurde dann im feſtlich geſchmückten Speiſeſaale der Anſtalt nach orientaliſcher Sitte mit Erfriſchungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jeruſalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeſchenke, zumeiſt aus Wien für die Anſtalt geſendet, in Augenſchein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Pſ. 121, 1.

Ein- und Auswanderung.

Es ſind traurige Bilder, die wir entrollt haben; ſie treten um ſo greller hervor, als ſie ſich einzeln und nicht im Zuſammenhalt mit den ebenſo verkommenen Zuſtänden der mohammedaniſchen und chriſtlichen Verhältniſſe darſtellen. Eine wahrheitgemäße Schilderung der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände in Jeruſalem überhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz und Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Geſtalten nicht gezeichnet, um dieſe Gefühle im Leſer wach zu rufen, oder vielmehr doch, um ihn geneigter zu ſtimmen für die Vorſchläge, wie zu helfen, wie zu retten ſei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetiſch Ehrwürdiges, in den Reiſepäſſen der Juden als den Zweck ihrer Reiſe zu leſen: „um in Jeruſalem zu ſterben.“ Welche Glaubensinnigkeit, welche Freude an Schmerz und Entſagung drückt ſich in dieſen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die elegiſche Sehnſucht in einem Herzen leben, auf daß der Menſch alle Bande der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchſchneide und ſich von einem Welttheile losſage, um in einem zweiten, fernen arm und verachtet, den großen Erinnerungen ſeiner glorreicheren Ahnen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

der Cherubim auf Trümmern zu träumen, an den Gräbern der Könige, Richter und Profeten zu weinen, zu gehen „um in Jeruſalem zu ſterben.“

Es umgibt ihn mit einer Art von Aureole, wenn ein mohammedaniſcher oder chriſtlicher Pilger, der aus weiter Ferne nach Jeruſalem wallfahrtet, d. h. mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und den Genüſſen, die ſeine Börſe ihm gewährt, reiſet, um nach einigen Monaten heimzukehren in den heitern Kreis all des Glückes der Heimat, und reich geworden an ſchönen Erinnerungen. Wie bewunderungswürdig iſt dagegen der gebrechliche Greis, der müde gehetzte Jude, wenn er, preisgegeben allen Mühſalen und Entbehrungen einer ohne Vermögen unternommenen Reiſe, ſich für immer und ohne Wiederkehr in den Gräberſtaub des Thales Joſafat flüchtet.

Die Juden wurden zuweilen mit den Mönchen verglichen, die an dem der Chriſtenheit heiligſten Grabe beten und dafür mit Geld, aus aller Welt geſammelt, unterſtützt werden.

Der Vergleich iſt nicht richtig. Die Mönche in demütiger Frommheit üben Gebete und Entſagung, aber ſie arbeiten auch. Sie ſind Seelſorger, ſie taufen, trauen und ſtehen Sterbenden bei, nicht ſelten Solchen, die an der Peſt zu Grunde gehen; ſie ſind Lehrer, Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker und — Diener der Pilger. Sie ſind, wenn von den Franziskanern die Rede iſt, ein ſeit ſechs Jahrhunderten von den fränkiſchen Königen zurückgelaſſener verlorener Poſten. Dieſer Orden hat mehr Märtirer für das heilige Grab aufzuweiſen, als alle Orden der Chriſtenheit zuſammengenommen. Wir haben einen zu tiefen Blick auch hier in den ſittlichen Verfall hinein gethan, um als Lobredner aufzutreten, aber die Wahrheit will ihr Recht und ein tapferes Opferleben muß anerkannt werden. Was jedoch vor Allem zu bemerken iſt, die Mönche ſind einzelne Männer ohne Familie, ſie ſterben hier, ſo wie ſie gekommen ſind — einſam.

Die Juden kommen meiſt mit Weib und Kindern, oder noch ſo jung, um dieſes Segens theilhaftig werden zu können. Die Kinder, wie wir geſehen haben, erhalten keinen Unterricht

und heiraten ſo jung, daß ſie körperlich und geiſtig verſtehen und wenig geeignet ſind, ihre dereinſt ſchwächlich erzeugten Kinder zu erziehen. Dieſe hat natürlich keine Sehnſucht nach dem gelobten Lande hierhergebracht; vielmehr iſt ihnen durch den alltäglichen Anblick ihre Geburtsſtätte nicht ehrwürdig, wenigſtens von keinem zauberhaften Goldduſte umfloſſen, den die Ferne gewährt. Unwiſſend, ohne die Poeſie, die ihre Eltern, ihre Großväter ewig hierher lockt, ſind ſie erwerbloſe Müßiggänger, denen das Almoſennehmen jedes Ehrgefühl vernichtet hat. So wächſt ein maßloſes Proletariat an Geiſt und Körper heran, deſſen Folgen nicht abzuſehen ſind.

Welche Regierung, wenn nicht die türkiſche Anarchie, würde dies, in der ihr ſelbſt nach Mekka heiligſten Stadt der Erde, oder in den anderen Städten Paläſtinas, Safet, Tiberias, geſtatten? Fragen doch die amerikaniſchen Freiſtaaten den die neue Welt Betretenden, ob er ſich mit einer beſtimmten Summe ausweiſen, oder einen für ihn haftenden Mann nennen könne, der für den Erwerbloſen zu ſorgen die Verpflichtung übernimmt. Wenn dem Einwandernden der Nachweis gebricht oder wenn er körperlich verkrüppelt iſt, wird er unnachſichtig von dem freieſten Lande der Erde zurückgewieſen.

Die Traktate gewähren die unbeſchränkte Einwanderung. Gut. Wir ſelbſt ſind für das volle Recht der Freizügigkeit. Aber die europäiſchen Regierungen müßten derſelben hier Einhalt thun. Der Greis, die Greiſin, wenn ſie nach Jeruſalem ſterben zu gehen ſich ſehnen, wer ſollte ihnen ein ſo ſchmerzliches Glück wehren wollen? Wer mit kalter Hand in die geheimnißvollen Regungen eines gottgläubigen Gemütes, eines frommſeligen Verlangens greifen; wer die Hand abwehrend entgegen halten?

Wenn aber ganze Familien, deren Kinder und Enkel in Zukunft der ſittlichen und phyſiſchen Verkommenheit unrettbar entgegen gehen, wenn ſie ſelbſt in der Gegenwart ſchon mit der Armut ringen und mitunter, wohl auch arbeitsſcheu, der Almoſen wegen ins gelobte Land ziehen; da, will es uns ſcheinen, müſſen die Regierungen die Vormünder ſein, die wenigſtens warnen und zurück-

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine Auszeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier gestellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, und eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! Gott gebe Dir so viele weiße Söhne, als Du uns weiße Münzen geschenkt hast, und keine Töchter, damit Du keine Schande erlebst!“

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

eine anſehnliche Summe erhalten müſſen; dieſe aber wird die Almoſen der Uebrigen verringern. Ihr Kommen wird darum mit Mißmut, mit Scheelſucht angeſehen werden; Ihr Kommen und Verweilen werden keine Freundlichkeit begrüßen."

Es iſt zu ſpät, Alles iſt zur Reiſe bereit.

„Aber Ihre drei älteren Söhne können Sie zurücklaſſen, daß ſie ein Handwerk lernen."

Dazu ſind ſie zu ſchwach und zu edel.

Ich fühlte den Zorn ſo heftig in mir aufwallen daß ich, um dem alten Manne nicht hart zu begegnen, ſchwieg, wie man etwa dem Wahnſinn gegenüber es aufgibt, Vernunft zu reden.

Der Mann, der ſeit dreißig Jahren, wie er mir erzählte, von der Sehnſucht nach Jeruſalem gedrängt iſt, hatte keine Ahnung, wie man dahin gelangt, er wußte über die Reiſe, über Klima und Sprachen, über Gewohnheiten und Sitten des gelobten Landes nichts. Nur die Traube dachte er ſich ſo groß, wie diejenige war, welche die Kundſchafter ſchwer auf einem Stabe tragen mußten und die Milch- und Honigſtrömung hielt er für noch unverſiegt.

Die Einwanderung iſt ſeit den leichteren Verkehrsmitteln in fortgeſetzter Zunahme, die unterſtützende Theilnahme der Juden für Jeruſalem, wir müſſen das ausſprechen, in ſteter Abnahme begriffen. Die Not wächſt denn aus zwei Richtungen immer näher heran: indem die Almoſen ſpärlicher zufließen, die Zahl der Einwanderer aber immer größer wird. Die Letzteren ſind in größerer Mehrzahl aus Rußland und Polen und ihre Auswanderung nach Paläſtina hat dieſelbe Bedeutung für ihren Bildungsgrad, wie die des gebildeten Europäers nach Amerika. Der ruſſiſch polniſche Jude begibt ſich aus der Knechtſchaft der Heimat in die anarchiſche Freiheit eines türkiſchen Paſchaliks. So ſind es, bei den Meiſten wenigſtens, eben ſo ſehr ſoziale, als religiöſe Motive, eine unbeſtimmte poetiſche Schwärmerei und Arbeitsſcheu,

welche ſie in das ihnen — gelobte Land locken. Hier ſind ſie, wenn ſie kein Verbrechen begehen — und ſelbſt dieſes wird durch das Zauberwort „Backſchieſch“ unſichtbar gemacht — völlig frei, mehr frei als ihrem Bildungsgrade zuſteht, und ſo werden ſie, wie ſklaviſch angewohnte Menſchen ſtets übermütig und frech. Sie ahnen aber nicht daß ſie, während ſie der Sklaverei der Knute entgehen, der noch mehr bittern, der Armut verfallen. Armut iſt aber ſelten die Mutter geſellſchaftlicher Tugenden.

Dies ſind alſo die Mehrer der Judenheit in Paläſtina! die Wächter Zions! die klagenden Männer unter den Palmen Jeruſchalaims!

Die Auswanderung aus Jeruſalem hingegen iſt eine ſehr geringe, kaum bemerkbare. Greiſe verlaſſen, wie natürlich, die heilige Stadt nicht mehr und manche Männer, die bald nach ihrer Ankunft allen Heiligenſchein erblaſſen ſehen, die durch die unſittlichen Zuſtände und unechte Religioſität ſich angewidert fühlen, wohl auch durch das Klima und die fremdartige Lebensweiſe leiden, können nicht mehr zurückkehren, weil ihnen die Reiſekoſten fehlen und weil — ſie ſich ſchämen. Ich habe manchen Seufzer, manchen Wunſch nach Rückkehr in die europäiſche Heimat vernommen. Die Jugend endlich wird durch die ſo frühe Heirat derart an die Scholle gebunden daß ſie, unwiſſend wie ſie iſt, auch nicht den Mut hat und haben kann, in Europa ſich den Lebensunterhalt zu erwerben. Von der Ein- und Auswanderung eines reichen Mannes iſt in neuerer Zeit nur ein Fall vorgekommen. Bald nach der polniſchen Revoluzion kam Herr S. L., ein Lieferant aus Mohilew in Rußland, mit 30 Perſonen, und einem Vermögen von 3 Millionen Piaſtern, 300,000 fl. in Silber, in Jeruſalem an, um ſich daſelbſt für immer niederzulaſſen. Nach zwei Jahren ſchon kehrte der fromme Mann, enttäuſcht und empört, der heiligen Stadt den Rücken, in welcher ſein Abſchiedswort aber in ſprichwörtlicher Erinnerung fortlebt: „Wer „Aulom haze“ die Freuden dieſer Welt genießen will, der muß in der Moldau leben; wer auf dieſe verzichtend, „Aulom habo“ die

Seligkeit jenſeits erwerben will, muß in Rußland leben. Wer aber weder Aulom haze, noch Aulom habo haben will der lebe in Jeruſalem."

Vereinigung der Gemeinden.

Bei der Darſtellung der Gemeingliederung ſahen wir dieſelbe Zerklüftung und das ſtarre und feindliche Gegenüberſtehn, wie unter den chriſtlichen Sekten. Es iſt das ſchlimmſte Beiſpiel, das die Juden an den von ihnen verachteten Chriſten genommen haben.

Durch dieſen beklagenswerten Zuſtand, durch das Streben, leidenſchaftlich und unduldſam einen Vortheil den anderen abzugewinnen, und für einen kleinen ausſchlüßlichen Kreis, oder gar für einzelne Perſonen ſelbſtſüchtig auszubeuten, wurden nur kleine Einrichtungen getroffen und nichts geſchaffen, was durch Großheit, durch Würde, durch Ordnung imponiren könnte. Wenn die Juden die Abſicht hätten, ſich die Verachtung der Mohammedaner und Chriſten, zu der dieſe, erbärmlich wie ſie ſelbſt ſind, freilich keinerlei Berechtigung haben, zuzuziehen, ſie könnten nicht planvoller verfahren.

Schwerlich werden ſich jemals wieder die orientaliſchen mit den abendländiſchen Juden vereinigen. Sprache, Anſchauungsweiſe, Sitten und Gewohnheiten, Adel und Gemeinheit werden ſie immerdar auseinander halten. Vereinigung der Aſchkenaſim aber iſt, weil ſie denn doch auch ſchon beſtanden hat, eine Möglichkeit, und eines der erſten Bedürfniſſe für die Juden in Jeruſalem. Wir verkennen nicht, wie ſchwer dies bei der gegenſeitigen, meiſt aber durch Geldverhältniſſe veranlaßten Feindſeligkeit der Gemeinden, zu bewerkſtelligen wäre, um ſo ſchwerer bei den mannigfachen Nationalitäten der Ruſſen, Polen, Galizier, Böhmen, Ungarn, Deutſchen, aus aller Herren Ländern.

Als charakteriſtiſch muß es hervorgehoben werden, weil das Gegentheil von einem Manne, der ſich geltend machen wollte, dargeſtellt worden iſt, daß auch kein Zug politiſcher Bewegung oder Aeußerung durch die jüdiſche Bevölkerung Jeruſalems geht. Sie

haben alle ihr Vaterland freudig aufgegeben, und seine Schicksale sind ihnen völlig gleichgültig.

Wer faßt aber alle die Zügel dieser Hartmäuligen in starker Faust zusammen?

Es müßten vorerst die Repräsentanten der europäischen Regierungen selbst die gegenseitige Eifersucht aufgeben und ein Einheitstreben merken lassen; es müßte überhaupt eine Regierung und kein zerfallendes Reich seine untergehenden Schatten auf die düstere Szene werfen.

Die Vereinigung würde ihnen aber auch sittlich zum größten Heile gedeihen, weil die einheitliche Menge sich besser durchbilden ließe, in der jeder neu Hinzukommende sich fügen oder sich hinausgestoßen fühlen müßte. Ein wohlthuendes Gemeingefühl würde entstehen, das jeden Einzelnen segenreich durchströmen möchte.

Die Institutionen, jetzt klein, weil zersplittert, könnten zu einer Achtung gewinnenden Höhe gebracht, Schulen gegründet, die Unterstützungsgelder besser und gerechter vertheilt werden.

Endlich bringt jede kompakte, einheitliche Masse eine imponirende Wirkung hervor.

Freie Wahl des Vorstandes.

Wir haben bei Darstellung der Gemeindeverhältnisse gesehen, daß die Vorsteher von Europa her, den Gemeinden in Jerusalem oktroirt werden. Sie dürfen thun und lassen, was ihnen gut dünkt, wenn nur diejenigen, die sie im fernen Abendlande ernannt haben, mit ihnen zufrieden sind. Das Gemeindemitglied darf keine, noch so klare Ungerechtigkeit rügen, kein Armer kann es sich erlauben, seine Stimme zu erheben, weil es ihm bei der nächsten Chalukavertheilung heimkäme. Doch auch auf diese Gefahr hin, würde Mancher im Namen Aller, empört wie sie sind, es wagen zu reden; aber der Vorsteher hat ihn, in anderer Weise, in der Gewalt:

Die Unterstützungsgelder treffen kaum jemals regelmäßig ein. Der Arme darbt und betrachtet es als eine Menschen-

freundlichkeit, wenn ihm für den Augenblick geholfen wird. Der Vorsteher benützt den Moment sich großmütig zu zeigen, und streckt aus der Gemeindekasse, soweit sie eben reicht, auf Abschlag dem mit seiner Familie Darbenden eine Summe vor. Bald aber erklärt er, daß die Kasse erschöpft sei und Gelder gegen Zinsen aufgenommen werden müssen. Endlich kommt eine Summe aus Europa an, von welcher vorerst die Schuld mit Zinsen zurückgezahlt werden muß. Der Vorschuß der Armen beträgt fast so viel, als die Summe, die bei der Vertheilung ihm zukommt; er muß wieder borgen, und so kann er sich nie der Kette entwinden, die ihn zum stummen, aber innerlich knirschenden Sklaven des Vorstehers macht.

Nirgendher werden so viele anonime Briefe versendet, als von Jerusalem, die über das ungerechte und harte Verfahren der Vorsteher sich beschweren. Eine offene Anklage darf der Arme aus den dargestellten Ursachen nicht wagen, und eine Appellation an diejenigen, welche von Außenher die Vorsteher ernennen, gibt es nicht.

Die Gemeinden und, wenn keine Vereinigung aller zu einer nicht so bald möglich wäre, die Gemeinden müssen sich das natürliche und in allen Staaten zugestandene Recht zurück erwerben, aus ihrer Mitte sich die Vorsteher zu wählen, welche ihr Vertrauen besitzen, die ihnen verantwortlich sind, und nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihr Amt niederzulegen haben.

Allerdings steht es in Frage, ob die in Jerusalem gewählten Vorsteher auch das Vertrauen derer besitzen werden, die in Europa das Almosengeld sammeln, um ihnen dasselbe zur Vertheilung einzusenden. Es bedürfte dießfalls nur einer öffentlichen Aufklärung des Sachverhaltes, und wir sind überzeugt, daß die frommen Spender gerne, nach wie vor beitragen werden, wenn ihnen die Beruhigung wird, daß die wirklich Armen die Almosen empfangen.

Fromme Spenden könnten bei den Regierungsbehörden eines jeden Landes, und von diesen an die für eine gerechte Verthei-

lung verantwortlich zu machenden Conſuln geſendet werden, die aber nur unter Zuziehung der Gemeindevorſteher das Geld zu vertheilen hätten. Ein ſolches Verfahren findet bereits ſeit einigen Jahren ſtatt. Die Gelder aus Galizien kommen den öſterreichiſchen Unterthanen durch das k. k. Conſulat zu, und zwar zu voller Zufriedenheit der Gemeinde. In neuerer Zeit hat der Rabbiner zu Wien, Herr Horwitz, Herr Eiſenſtädter zu Ungvár, Herr Hartſtein in Ujhely durch Vermittelung des Erſtgenannten ebenfalls dieſen Weg eingeſchlagen.

Der k. k. öſterreichiſche Conſul läßt bei Empfang der Gelder ſogleich am Conſulatsgebäude den eingelaufenen Betrag bekannt machen, was ſchon ein großer Vortheil für die Armen und ein erſter Schritt zur Betheiligung und Einſicht der Gemeinde in ihre Angelegenheiten iſt, die niemals von ihren Vorſtehern erfahren, wie viel Almoſengeld eingeſendet wurde. An das öſterreichiſche Conſulat gelangt auch durch eine neuere praktiſche Verfügung der Unterſtützungsbetrag in Gold, was einer oft unglaublich hohen Agiotage vorbeugt. So geſchah es vor Kurzem durch den ſtets und raſch wechſelnden Geldkurs, daß den Armen von 40,000 Piaſtern 10,000 Piaſter verloren gingen.

Das Geld wird an die wirklich Armen gleichmäßig, und nach gewiſſenhaft erwogenem Bedürfniß vertheilt. Dieſe Art und Weiſe wurde von der Geſammtheit, nur nicht von den Vorſtehern und Rabbinen dankbar aufgenommen. Wir rathen all denen die Almoſen nach Jeruſalem ſenden, keinerlei andere Vermittelung, als die der Conſulate unter Zuziehung des Vorſtandes anzuſprechen, und die Beträge in Gold einzuſenden, bis vielleicht der Vorſchlag, den wir in den nächſten Blättern uns erlauben werden, ins Leben getreten iſt.

Frühe Heirat.

Wir haben die Feierlichkeit einer jüdiſchen Hochzeit in Jeruſalem auf einem früheren Blatte geſchildert, und der Leſer hat das ſittliche Grauen mit empfunden, welches der Anblick der Kinder-Eheleute in uns wachgerufen hat.

Wenn die geistige Versunkenheit des Orients überhaupt, mit durch Vielweiberei und zu frühzeitige Ehe verschuldet ist; so sind in dieser Beziehung die orientalischen Juden, weil das Individuum immer die Anschauung und Gesinnung des ganzen Volkes spiegelt, wenigstens zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Auffallend ist es daß die Mohammedaner, deren Proset sich mit der neunjährigen Aischa vermälte, nicht so frühzeitig wie die eingeborenen Christen heiraten. Nach kanonischem Rechte ist dem zehnjährigen Mädchen die Ehe gestattet; der jetzige lateinische Patriarch erlaubt nur nach weltlichem Rechte erst den vierzehnjährigen Mädchen eine Ehe einzugehen. Uebrigens wird von den Christen, wie von den Mohammedanern das Mädchen den Eltern abgekauft. Diese, wenn sie mehrere Mädchen haben, beeilen sich, weil sie dadurch zu einigem Vermögen gelangen, so bald, als möglich, ihre Töchter zu — verkaufen. Der geringste Preis ist 1000 Piaster; dieses Geld wird für „Erziehung und Erhaltung" in Empfang genommen, und ist nach unserer Anschauung aber echt mohammedanisch der Kaufschilling für eine Sklavin.

In früher Heirat überbieten aber die Juden, die den Mädchen eine Mitgift geben, Mohammedaner und Christen. Wenn es auch nicht gestattet ist, daß ein jüdisches Mädchen in Jerusalem vor dem zwölften Jahre heirate, so kann dies leicht umgangen werden, wenn sich die Familien für einige Tage nach dem Dörfchen Tur, auf den Oelberg begeben, und daselbst die Ehe ihrer Kinder vollziehen.

Wie aber verhält es sich mit den Aschkenasim? Wir wissen, daß die zu frühen Ehen in Galizien, Polen und Rußland hauptsächlich darum geschlossen werden, um die Söhne vor dem Militairdienste zu schützen. Dieser Beweggrund fällt im gelobten Lande weg, und eine frühe Entwicklung spricht für die aus Europa Eingewanderten ebenfalls nicht, wie etwa für die Orientalen.

Ein um die Topografie Jerusalems vielverdienter und die sittlichen und sozialen Zustände scharf beobachtender Arzt Dr. Tobler spricht sich über die frühe Ehe der Juden, wie folgt, aus:

„Ehe die Leute mannbar werden, ehe die Zeugungsorgane und Zeugungskräfte gehörig entwickelt sind, werden sie auf namenlose Weise mißbraucht. Wenn der Bube und das Mägdlein zu Jahren gelangen, in denen der Ziklus der Entwicklung geschlossen ist, und in denen erst die Natur zur Verjüngung ruft, so sind die besten Kräfte schon verschwendet. Schwächlinge erzeugen kümmerlich und mit der letzten Anstrengung kleine Schwächlinge, von denen etwa nur zwei Drittheile auf sehr wenige Tage und Wochen das Licht der Welt erblicken. Selten wird man eine Familie mit vielen Kindern sehen, hingegen wohl eine junge kinderlose Ehe nach der andern. Läge den Rabbinen Jerusalems nur ein wenig an der Vermehrung und Erstarkung des jüdischen Volkes, sie müßten diesem sündhaften Uebelstande wehren, sie würden notwendig auf den weisen Gedanken geleitet, die frühe Verehelichung einigermaßen zu beschränken. Die Tollheit, womit die Juden, das unvernünftige Vieh überbietend, das Geschäft der Fortpflanzung betreiben, schadet ihnen weit mehr, als eine Londoner Judenmission, welche höchst selten ein Schäflein, meist ein verirrtes entführt, ja mehr als hundert Londoner Judenmissionaire; denn in Folge der Sinnlichkeit, der Unwissenheit, der Verstocktheit fallen die Opfer hundertweise. Gegen jene Kleinigkeiten nun schäumt das ganze Pfaffenthum, wütet der Aerger, donnert der Bannfluch, und gegen diesen ungeheuren Schaden Israels regt sich Niemand."

Wir wissen nichts den Worten unseres verehrten ärztlichen Kollegen hinzuzufügen. Weil wir aber glauben, daß dem Unverstand, der Niedertracht der Eltern von den Rabbinen kein Damm entgegengesetzt werden wird, müßte die Ehebewilligung, wie in der Heimat von den Organen der europäischen Regierungen abhängig gemacht werden. Um das Alter aber zu wissen, sollten Geburts-, wohl auch Sterbematrikel bei den Consularämtern eingeführt werden, was nebstbei den Vortheil einer fortlaufenden Statistik gäbe, die vollständig fehlt.

Gewiß wäre dies wieder eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, der wir nie und nirgend das Wort reden werden; in

Jeruſalem wäre die Ausnahme eine Wohlthat, die aber nicht länger andauern ſollte, bis die Juden daſelbſt zu einer geſünderen und beſſeren Ueberzeugung heran erzogen ſein würden.

Acker- und Gartenbau.

Wir haben auf früheren Blättern die Fruchtbarkeit des Bodens um Jeruſalem und in Paläſtina überhaupt geſchildert, ſie ſtellt ſich nur in anderer Weiſe dem Auge dar, als in europäiſchen, mit Waſſer geſegneten Ländern. Fleiß und Kenntniß ſind hier, wie überall die Zauberſtäbe, welche reiche Ernten friſch und reich hervor locken. Aecker und Gärten ſprießen noch vom bibliſchen Segen; ſelbſt die ſteinigten Berge, die Felſen, die ein langes Barbarenthum brach ſtehen ließ, zieren ſich jetzt mit Maulbeer- und Rebenpflanzungen, welche die Griechen pflanzen.

Nur ein Legenden ſeliger Reiſender mag den Boden ſeit 1858 Jahren einen verflucht unfruchtbaren nennen. Den Juden iſt er es in Wahrheit, ſie ackern nicht, ſie pflanzen und ernten nicht. Sie ſind zu träge wohl und in dem ungewohnten heißen Klima weniger geeignet, den Boden zu bearbeiten, wenn das Arbeit heißt, worüber ein deutſcher Bauer lächeln würde. Ein Geſchlecht endlich, das durch die frühe Heirat immer mehr herabkommt, iſt zu ſchwach, um die den Menſchen befriedigendſte Arbeit zu thun; wiewohl auch ihnen die beſte Freude nicht gegönnt iſt: den eigenen Grund zu bebauen. Es iſt ſo traurig, vom natürlichſten Beſitze ausgeſchloſſen zu ſein, und von ferne ſtehen zu müſſen, wenn die gütige Natur ihre üppigen Tafeln deckt.

Auf dem unwirtbaren Libanon beſteht in dem Dorfe Der el Kamar eine ganze jüdiſche Gemeinde, welche nur Ackerbau und Viehzucht treibt. In den von Sir Monteſiore angekauften Citronen und Pomeranzengärten in Jaffa, arbeiten nur Juden. Doch all dies iſt außer Jeruſalem, hier ſahen wir nur einen Mann, ein Stück des Berges Zion, den er angekauft hat, bepflanzen und zwar zu reichhaltigem Ertrage. Der engliſche, jetzt getaufte Jude, Herr Meſchulam kaufte vor einigen Jahren bei Bethlehem den ſoge-

nannten „geſchloſſenen Garten Salomos“ und zieht da feines Obſt, und in Jeruſalem früher nicht gekanntes trefflich gedeihendes Gemüſe. Anfangs nicht ohne Anfeindung der Mohammedaner; jetzt aber, durch den engliſchen Conſul geſchützt, unangefochten und mit reichſtem Ertrage. In Jeruſalem arbeiten Juden nur auf dem von der Miſſion angekauften Acker, wir haben bereits geſchildert, wie! Wer aber ſoll auch das Volk belehren, wer zur Arbeit aufmuntern? die Lehrer? ſie arbeiten ſelbſt nicht. Die Rabbinen? ſie haben Vortheil davon, wenn das Volk nach allen Länder- und Meeresſtrecken hinaus um Brot ſchreit und die Juden der Erde erbarmenvoll Almoſen ſchicken, und es nicht ahnen, wie ſie dazu beitragen, ihre Glaubensbrüder auf der ihnen heiligſten Stätte zu demoraliſiren.

Gebt ihnen Arbeit, daß ſie arbeiten lernen, kauft ihnen Aecker, die ſie hier, aber in der Heimat nicht beſitzen dürfen, daß ſie ſelbſt im Schweiße des Angeſichtes, wie der Herr es will, ihr Brot erackern, und aus einer Colonie von Bettlern eine edle Gemeinde werden und den Namen des Herrn heiligen!

Geldverwendung.

Wir gelangen zum Abſchluſſe unſerer Antworten auf die Frage: Woher ſoll Hülfe kommen?

Die aus allen Enden der Welt einlaufenden Gelder ſollen in dreifacher Weiſe verwendet werden:

1. Ein Hauptttheil zum Ankaufe von Grund und Boden, auf welchem der Arme angewohnt würde, ſich ehrenhaft, und wie es die heilige Schrift will, ſein Brot im Schweiße des Angeſichtes zu erwerben. Welche Befriedigung gleichzeitig für den frommen Juden, ſich wieder im Beſitze, wenn eines noch ſo kleinen Theiles des Landes ſeiner Väter zu fühlen. Der Jude würde wieder ſäen, pflanzen, ernten, und für ſein eigen Feld um Thau, Sonnenſchein und Regen beten lernen.

2. Ein Theil der Gelder wäre zur Einrichtung und Unterhaltung einer großen höheren Unterrichtsanſtalt zu verwenden.

3. Ein Theil, und zwar Anfangs der größte, wäre unter Arbeitsunfähige zu vertheilen.

Der Amerikaner Turo hat testamentarisch eine Summe von 100,000 Thalern für Palästina zur Verfügung gestellt, welches Kapital bisher unverwendet, durch die Zinsen seit mehreren Jahren noch bedeutend vergrößert worden ist. Es wäre Großes und Segensreiches für die Zukunft damit zu beginnen; vielleicht in anderer wohlberathener Weise. Aber begonnen sollte werden, glauben wir bescheiden bitten zu dürfen.

In der angedeuteten Weise würden die jetzt fast ausschließlich nur als Bettler lebenden Juden von einem Gefühl ehrenvoller Selbstständigkeit durchdrungen werden, ihre Körper durch Arbeit wohlthätig erstarken, ihre Moral immer mehr die blanken Pfade der Rechtlichkeit und der Sitte gehen lernen.

Wer aber ist geeignet, eine solche Ordnung zu schaffen und lebendig wirkend zu machen?

In Jerusalem Niemand!

Die Juden beugen sich, aber dann ehrerbietig und gehorsam, nur einer regierenden Gewalt. England wird wegen der Bestrebungen seiner Missionsgesellschaft von den Juden mißtrauisch betrachtet. Frankreich und Spanien vertreten ausschlüßlich katholische Interessen, und Preußen hat eine zu unbedeutende Anzahl jüdischer Unterthanen in der heiligen Stadt. Oesterreich, das allein fast ein Drittheil der Juden in Jerusalem als Unterthanen und Schutzbefohlene zählt, wäre zumeist berufen, den starken Arm zur Verbesserung der Zustände zu leihen.

Ein Mann aus Europa, dessen Ehre und Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben wären, der jüdisches und allgemeines Wissen besäße und einen streng frommen Lebenswandel führte, müßte als europäischer Almosenier für die Juden in Palästina angestellt werden, und in Jerusalem seinen Sitz haben. Ihm wären einige fromme und redliche Männer der heiligen Städte, welche durch die Gemeinden selbst gewählt werden müßten, als Rath beizugeben. Dieses Comité hätte ausschließlich nur die Ordnung und Leitung der humanitären Anstalten, ohne irgend welche poli-

tische Gerechtsame, die natürlich den Consuln, der verschiedenen in Jerusalem repräsentirten Regierungen unverbrüchlich zustehen, zu leiten. Der Consul würde in das Gebahren Einsicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterstützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen seiner Regierung bei der türkischen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoseniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und streng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu versenden.

Freilich werden sich die Bewohner Jerusalems, zerfahren, leidenschaftlich, ordnungslos, wie sie sind, einer solchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend sonst, müssen wir eine absolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrlosten, auf die sie ausgeübt werden soll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenossen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und seine Bekenner an der ihnen heiligsten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben seien. Aber auch vom allgemein politisch sozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geist der Moral und der Culturgeschichte, wenn nicht verklärt, doch wenigstens versöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir sind in diesen Blättern oft dem gedankenlosen Fanatismus, der Unsittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jerusalem sind Religion und Moral, zwei scharf geschiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden ist, und Moral heißt: nichts thun, sinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichst viel zu erbetteln.

Diese Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt sie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jerusalem verklären, indem sie seine alte Herr-

lichkeit entrollen, daß alle blind für die Gegenwart ſind, und nur ich, der Einzelne offene Augen habe; oder ich allein nur geiſtigen Verfall und Ruine auf Ruinen ſehe? Die Einſichtsvolleren in Jeruſalem, die mit den Zuſtänden Vertrauten wiſſen um all das und werden die Wahrheiten dieſer Mittheilungen, wenn nicht laut, doch im Herzen beſtätigen, ich weiß dies!

Der menſchenfreundliche Monteſiore, der fünfmal die Gräberſtadt beſuchte, kannte er die Menſchen und Zuſtände Jeruſalems nicht eben ſo und beſſer? Aber er ſchrieb in die Paniere ſeiner Wappenhalter mit hebräiſchen Lettern den Wahlſpruch ſeines Lebens: Jeruſchalaim! Soll der edle Greis nun all ſein Streben, als ein verlorenes darſtellen, weil es an Undankbare verſchwendet wurde? und iſt es denn auch verloren? Er ſtreute Saat mit reichen Händen aus, im frommen Vertrauen, der Herr werde ſie, wenn nicht ganz, doch manches Korn grün und freudig aufgehen laſſen.

Er ſchweigt in edlem Schmerze.

Der geiſtig energiſche Albert Cohn, als er rückgekehrt aus Jeruſalem, von Kanzeln herab feierlich und prächtig uns von der Jehova heiligen Stadt erzählte, von den Leiden der Frommen daſelbſt, von der Not und der Sehnſucht nach beſſeren Zuſtänden, kennt er, nach zweimaliger Pilgerfahrt dahin, das heutige Jeruſalem nicht? Er aber iſt ein Verleumder im edlen Sinne des Wortes, er vergoldet morſches, wurmdurchfreſſenes Holz. Er will helfen, geiſtig und materiell helfen und er war wirklich ſo glücklich in mancher Beziehung; — da mußte er die Maſſen erwärmen, begeiſtern, auf daß ſie ſein ſchönes Miſſionswerk ihm fördern helfen.

Er ſpricht in frommer Begeiſterung.

Es ſoll aber einmal der vergoldende Schleier herabgezogen werden, wie vom Antlitze Mokana des Profeten, der, weil er häßlich war, ſtets verſchleiert erſchien, und endlich als Lügner erkannt wurde. Mich will bedünken, daß ein Verſchweigen und ein Schönmalen, wie edel auch in ihren Motiven, nicht helfen können.

Ich ſchreibe in hoffnungsloſer Wahrheitsliebe.

tische Gerechtsame, die natürlich den Consuln, der verschiedenen in Jerusalem repräsentirten Regierungen unverbrüchlich zustehen, zu leiten. Der Consul würde in das Gebahren Einsicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterstützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen seiner Regierung bei der türkischen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoseniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und streng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu versenden.

Freilich werden sich die Bewohner Jerusalems, zerfahren, leidenschaftlich, ordnungslos, wie sie sind, einer solchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend sonst, müssen wir eine absolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrlosten, auf die sie ausgeübt werden soll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenossen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und seine Bekenner an der ihnen heiligsten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben seien. Aber auch vom allgemein politisch sozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geist der Moral und der Culturgeschichte, wenn nicht verklärt, doch wenigstens versöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir sind in diesen Blättern oft dem gedankenlosen Fanatismus, der Unsittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jerusalem sind Religion und Moral, zwei scharf geschiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden ist, und Moral heißt: nichts thun, sinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichst viel zu erbetteln.

Diese Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt sie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jerusalem verklären, indem sie seine alte Herr-

König David's Grab.

Strenge Abwehr. — Legende von Benjamin von Tudela. — Der Sultan njemßa. — Koranſpruch. — Abendmahlkirche. — Das Grabmal. — Profet oder Dichter? — Harem des Zionwächters. — Chriſtliche Kirchhöfe. — Leuchtende Berge.

Ein faſt noch größeres Heiligthum als die Omarmoſchee iſt den Mohammedanern das Grab des königlichen Dichters, der ihnen, wie den Chriſten, als Profet heilig iſt.

Ich durfte es als eine außerordentliche Begünſtigung des Paſcha betrachten, daß er die Erlaubniß ertheilte, das Grab zu betreten. Vor mir war das erſt in neueſter Zeit dem Herzoge von Brabant und ſeiner Gattin, dann dem Erzherzoge Ferdinand Max gegönnt.

Kein Jude hat jemals den Raum betreten, doch konnte ich auch nicht bemerken, daß die Juden in Jeruſalem mit beſonderer Sehnſucht, wie dies mit der Grabhöhle der Patriarchen in Hebron der Fall iſt, an dieſem Grabmale hängen. Vielleicht auch, weil das Buch der Könige ohne nähere Angabe nur einfach berichtet: „Und David legte ſich zu ſeinen Vätern und wurde begraben in der Stadt David's.“

Der Legenden erzählende jüdiſche Pilger des zwölften Jahrhunderts Benjamin von Tudela hat uns Folgendes vom Grabe David's überliefert:

Zwei Stimmen werden ſich gegen die Enthüllung der Geheimniſſe von Jeruſalem erheben. Die eine von den Jeruſalemiten, die, zum Nachtheil der Armut, bis jetzt Grund hatten, daß die Zuſtände unbekannt bleiben. Es ſtände ſchlimm um die Wahrheit der vorliegenden Darſtellung, wenn ſich kein Aufſchrei der Zeloten und der nunmehr vielleicht geſchmälerten Einnahmen der Vorſtände erhöbe.

Die Wahrheit iſt eine Spitze, welche die Blitze anzieht. Man wird wahrſcheinlich nicht bange ſein, den Bannſtral auf mich zu zücken. Ich beſtätige hiermit, für den Fall den richtigen Empfang im befriedigten Bewußtſein, daß die Armen Jeruſalems mich ſegnen werden, daß der Geiſt der Kultur mir Recht giebt!

Aber auch Jene werden gegen mich ſprechen, die in dieſen Enthüllungen eine Herabſetzung der jüdiſchen Glaubensgenoſſen vor den Augen der Chriſten werden erkennen wollen.

Mir gilt es höher, die Bahnen gezeigt zu haben, welche zum Ziele echte Frömmigkeit, Sittlichkeit und Moral haben.

Und ſo mit Gott befohlen!

Die bewaffneten Kawaſſe des Paſcha's und des Conſuls geleiteten mich vor das Zionthor, oder wie es von den Mohammedanern genannt wird: das Thor des Profeten Daud.

Die Anmeldung beim Schech des Grabes war mir aus dem Divan des Paſcha's vorangegangen.

Wir traten etwa nur fünfzig Schritte vom Thore entfernt in eine offene Thorhalle, in der zur Linken eine umgeſtürzte zerbrochene Säule von Miſt umgeben lag. In einen ſchmutzigen Hofraum gelangt, wo Kinder und Hunde ſich herumtrieben, traten wir in die Stube des Schech. Eine hohe, edle, achtzigjährige Greiſengeſtalt; ſein langer Bart, weißer als ſein weißes, weites Gewand und ſein weißer Turban. Vier ſeiner Freunde waren um ihn verſammelt. Er ließ mir Pfeife, Kaffee und roſendurchduftetes Zuckerwaſſer reichen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln fragte mich der Schech:

„Du kommſt aus dem Lande des Sultan njemßa?"

Eigenthümlich iſt es, daß der Kaiſer von Oeſterreich im Oriente überall nur als der „Deutſche" Kaiſer bekannt iſt und daß dieſer Anachronismus ſich mit dem ſlaviſchen Worte „njemßa" fort und fort erhält. Als ich dem Schech bejahte, daß ich aus des Deutſchen Sultans Landen ſei, fragte er nach ſeinen Namen. Ich nannte Franz Juſſuf, er ſchwieg eine Weile, wie im Nachdenken verſunken, dann ſprach er:

„Im Koran ſteht geſchrieben: Ich habe Juſſuf eingeſetzt im Lande Mizraim, um die Träume zu deuten. Dein Sultan deutet die Träume und die Gedanken der Völker mit unſerem Padiſchah, der alleinzige Gott wird die Beherrſcher der Gläubigen und der Ungläubigen ſegnen und weil ſie Freunde ſind, wollen auch wir es ſein, ihre demutvollen Diener."

Er legte ſeine Rechte an Herz, Stirne und Mund, was ich in gleicher Weiſe erwiederte.

Zwei ſeiner Diener, deren einer mir durch die frappante Aehnlichkeit mit der Büſte Meiſter Pilgrams, des Erbauers der Stefanskirche in Wien und einen roten Turban, den einzigen,

den ich in Jeruſalem ſah, auffiel, war indeß gekommen, um mich an die heilige Grabſtätte zu geleiten.

Wir traten, nachdem wir die Schuhe abgelegt hatten, durch eine Pforte zu einer Kirche mit drei Bogen, die von zwei in der Mitte des Raumes freiſtehenden Säulen ſich zuſpitzen. Eine dritte Säule iſt halb vermauert und läßt erkennen, daß die Kirche ehemals länger war und durch eine Mauer abgetheilt wurde, in der ſich hoch oben ein Fenſter befindet, aus welchem wir ſpäter herabſehen werden. Zur Rechten vom Eingang ſind drei Fenſter, die wegen ſpäterer barbariſcher Vermauerung ungleich groß ſind. Gegenüber dem Eintretenden an der Mauer iſt eine rothbraune angeſtrichene Holzwand angebracht, die eine Niſche birgt, zu der man auf einer abgebrochenen Säule, die als Auftritt dient, gelangt.

Zur Linken vom Eingange, in einer Ecke, ruht auf einer Säule und auf Spitzbogen ein ſteinerner kuppelartiger Baldachin; unter dieſem führte uns eine Treppe hinab, in einen dunkleren Raum, wo uns ein hölzernes Gitterwerk von der Moſchee vor uns abſchloß. Die ziemlich niedrige Decke derſelben ruht auf einer ſchweren viereckigen Säule, die Wände grau bemalt, zeigen Koranſprüche, der Boden iſt mit wenig koſtbaren grüngelben Teppichen belegt. Aus der Moſchee führt an der linken Wand vom Eingange eine nicht hohe Thüre in eine Kammer, die nur durch die offen bleibende Pforte ſpärliches Licht empfängt. Dem Eintretenden gegenüber, von einem ſchwer ſeidenen Vorhang überhängt, befindet ſich der Mauer angebaut ein langer ſteinerner Sarkofag mit eingegrabener arabiſcher Goldſchrift; ſie verkündet, daß dies das Grab König David's ſei.

Die Mohammedaner warfen ſich auf die feinen Teppiche und berührten knieend und betend mit der Stirne den Eſtrich. Einer von ihnen, als er mich keinerlei körperlich ausgedrückte Verehrung bezeigen ſah, fragte:

„Verehrſt Du dieſen Profeten nicht?“

Es wäre gewagt und dem frommen Moslim auch unverſtändlich geweſen, wenn ich ihm geſagt hätte, daß den Juden ihr König, nach dem Ausdrucke der heiligen Schriften, nur „der ſchöne Sänger

Israels“ iſt, mir aber, wie jeder fantaſievolle und erhabene Dichter von profetiſchem Geiſte durchdrungen erſcheine.

In der Oberkirche wieder angelangt, wohin die Legende das letzte Abendmahl Chriſti verlegt, umrudelte uns ein Haufe neugieriger Kinder: weiße, braune, ſchwarze Knaben und Mädchen. Alle verlangten ſie Backſchieſch, was ich ihnen auch gern gewährte. In der Diagonale der ſteinernen mauriſchen Kuppel, unter der wir wieder heraufgekommen waren, befindet ſich eine kleine Thüre, zu der ſechs Steinſtufen hinaufführen. Unſer Führer hieß uns aus der Kirche heraus auf die Terraſſe treten, weil, um uns die Gemächer hinter jenem Pförtchen zeigen zu können, ſich die Frauen aus denſelben früher entfernen müßten.

Es gingen nach einer kleinen Weile vier weiß verhüllte Frauengeſtalten an uns vorüber, nur aus dem Augenausſchnitt des Geſichtsſchleiers funkelte es ſchwarz hervor.

Wir traten wieder ein und die bezeichneten Stufen empor in ein Vorgemach, das einen Spitzbogen halb verkleidet zeigt. Aus dieſem in eine weiß getünchte kahle Stube gelangt, ſahen wir die Fenſter mit hölzernem Gitterwerk, entlang den Wänden einen ſchmutzigen breiten Divan, darüber mit Holzwerk vergitterte Niſchen zur Aufbewahrung von Kleidern.

Wir befanden uns im Harem des Zionwächters.

Durch die Kirche zurück, wieder im Hofraume ſtiegen wir eine Treppe empor zu einer weiten Terraſſe mit ſchöner Ausſicht über die ganze Stadt. Vor einer Niſche in der Mauer lagen Strohteppiche für die betenden Moslems. Eine ſchmale Treppe brachte uns in eine Halle, wo ſich ebenfalls ein der Mauer angebauter, von einem grün kottonen Baldachin verhängter, friſch weiß übertünchter Sarkofag befindet. Auf ſeiner Ueberwölbung laſen wir dreizehn mit Bleiſtift hebräiſch geſchriebene Namen, wahrſcheinlich ließ man die Arbeit des Uebertünchens durch einen jüdiſchen Maurer beſorgen.

Aus dieſem Raume ſieht das oben angedeutete Fenſter in die Kirche hinab, ihm gegenüber ein anderes über einen Theil der Stadt jenſeit des Zionthores.

In den Hofraum zurückgekehrt, legten wir unſere Schuhe wieder an und gingen durch eine majeſtätiſch hochgewölbte Spitzbogenhalle ins Freie hinaus. Hier entließ ich das bewaffnete Gefolge, nur Kawaß Muſſa blieb bei mir.

Ich befand mich auf den chriſtlichen Friedhöfen, die hier in einzelne Abtheilungen für die auch noch im Tode getrennten Sekten geſondert ſind. Ich las viele Inſchriften der Grabſteine, die flach auf den Gräbern liegend, mir weithin zerſtreute weiße Blätter eines zerriſſenen Buches ſchienen, das der Tod geſchrieben hat. Sie erzählen von Pilgern aus allen Theilen der Erde und preiſen ihr Schickſal, daß es ihnen gegönnt war, hier vom Tode ereilt zu werden.

Es war Abend geworden, die Sonne ging hinter den Bergen von Moab unter, über welche ein golden violettes Leuchten und eine Verklärung ging, wie ſie Moſes ſah, nachdem die Herrlichkeit Jehova's an ihm vorübergezogen war, auf dem Berge Sinai.

Jüdiſche Legenden von König David's Grab.

Der Dolch.

In alter Zeit einmal beſuchte ein Paſcha von Jeruſalem das Grab des Königs David, oder, wie es die Moslim nennen, des Nebi Daud, „des Profeten David," auf Zion. Um beſſer ſehen zu können, bog er ſich über die Oeffnung, die zur Gruft führt; da entfiel ſeinem Gürtel ſein mit Perlen und Diamanten beſetzter Dolch. Er befahl ſogleich ihm den Dolch zu holen und man ließ einen Moslem an einem Seile hinab in die Gruft.

Nach wenigen Minuten wurde er entſeelt emporgezogen. Da ließen ſie einen zweiten Moslem an einem Seile hinab und wieder nach wenigen Minuten zog man ihn ebenfalls entſeelt herauf. Und ſo geſchah es einem dritten und einem vierten.

Der Paſcha ſchwor, daß er ſeinen koſtbaren Dolch haben müſſe und wenn die ganze Bevölkerung Jeruſalems darüber zu Grunde gehen ſollte. Da ſprach der Kadi zum Paſcha: „Vernichte, o Herr, in deinem Zorne nicht ſo viele Rechtgläubige! Wenn du deinem Diener aber Gehör geben magſt, ſo ſende zu dem Chacham Baſchi, daß er einen Juden hinabſchicke, dir den Dolch zu holen. Sollte er ſich des weigern, ſo magſt du ihm drohen mit dem Tode aller Juden. Ich glaube aber, du wirſt deinen Dolch wieder erhalten, denn die Juden ſtehen beim Nebi Daud in größerem Anſehen und ſind einflußreich bei ihm."

Dem Paſcha gefiel dieſe Rede; er ſendete zu dem Oberrabbi Jeruſalems und befahl ihm, durch einen Juden den Dolch aus der

Gruft des Königs David holen zu laſſen. Der gottesfürchtige Rabbi erſchrak gar ſehr über den Befehl, die heilige Grabſtätte der Könige durch Fußtritte zu entehren. Weinend bat er um eine dreitägige Friſt, die ihm gewährt wurde.

Heimgekehrt, verſammelte er die ganze Gemeinde und ordnete ein dreitägiges Faſten an und begab ſich jeden Tag ſelbſt, mit Männern und Kindern hinaus vor die Stadt gegen Bethlehem, um am Grabe der frommen Patriarchenfrau Rachel die Todesnot ihrer Kinder zu erzählen und wehzuklagen. So thaten ſie drei Tage hintereinander, faſteten, beteten und wehklagten.

Am vierten Tage ſprach der Oberrabbi zu ſeiner Gemeinde: „Einer muß ſterben für uns Alle und den Gang in die Gruft der Könige thun. Wer von euch will gehen?“ Da alle ſchwiegen, ſprach er weiter zu ihnen: „So möge das Loos entſcheiden!“ Das Loos fiel auf einen ſehr frommen Synagogendiener. „Ich bin der Knecht Gottes!“ ſagte er, und bereitete ſich durch ein Bad und dreimaliges Untertauchen, wie durch geiſtige Reinigung zu dem Todesgange vor. Hierauf nahm er von den Seinen, dann von der weinenden Gemeinde Abſchied und ging hinauf auf Zion und zu der Gruft, wo die Könige von Juda begraben liegen.

Der Paſcha harrte ſchon mit ſeinem bewaffneten Gefolge und der arme Synagogendiener wurde an einem Seile hinabgelaſſen in die Gruft. Der Paſcha horchte hinunter durch die Oeffnung, den Juden, die mitgekommen waren, zitterte das Herz; da ſchrie es nach wenigen Augenblicken dumpf empor: „Hinauf, hinauf!“ Man zog das Seil, es wurde allmälig die blitzende Klinge des Dolches, dann der mit Perlen und Diamenten beſetzte Griff in einer geballten Fauſt ſichtbar; es erhob ſich das todtblaſſe Haupt des Synagogendieners, endlich die ganze Geſtalt, die ſich über den Rand der Gruftöffnung ſchwang und den Dolch dem erſtaunten und erfreuten Paſcha reichte.

Der Paſcha hielt fortan die Juden in Ehren, wegen des beſondern Schutzes, den ſie vom Nebi Daud genießen.

Die Gemeinde jubelte; in allen Häuſern wurden Gaſtmähler gehalten, aus denen Muſik von Cymbeln und Pauken ertönte.

Am glücklichſten aber war die arme Familie des Synagogendieners, der mit Speiſe und Trank, mit goldenen und ſilbernen Geſchenken überhäuft wurde.

Jeder wollte von ihm hören, wie es in der Gruft der Könige ausſehe; er aber ſchwieg darüber und nur dem Chacham Baſchi vertraute er, daß vor ihm plötzlich, als er in der Finſterniß ſich befand, ein funkelnder Greis geſtanden ſei, der ihm ſchweigend den Dolch überreichte.

Die fromme Wäſcherin.

Es lebte einmal in Jeruſalem eine fromme und tugendhafte Frau; ihr Mann und ihre Kinder ruhten ſchon lange im Thale Joſafat und ſie hatte keine Verwandte mehr auf Erden. Sie harrte in ſtiller Demut, bis man auch ſie zum Zionthore hinaus, in das Thal der Auferſtehung tragen werde, und betete fleißig und hielt ſtreng alle dem Weibe auferlegten Gebote. Weil ſie aber arm war, erwarb ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit ihr ſpärliches Brot, indem ſie die leinenen Gewänder der Reichen wuſch. So hatte ſie auch die Wäſche des Schech vom Grabmale des Nebi Daud auf Zion zu beſorgen.

Als ſie eines Tages ihm wieder ſein Linnenzeug blank und reinlich brachte und er allein mit ihr im Hofe der Moſchee war, ſprach er zu ihr: „Du biſt ein braves Weib und ich möchte dich für deine Tugend belohnen. Möchteſt du nicht einmal in das innere Gemach des Grabes Davids, das wohl noch keiner deiner Glaubensgenoſſen geſehen hat, gehen?“ Als ſie ihm antwortete: „Eine ſolche Seligkeit zu erleben wäre mein höchſtes Glück,“ ſprach er weiter: „So folge mir!“ Er ſchritt voran, bis er an eine unterirdiſche Pforte kam, die er öffnete und in die er ſie eintreten hieß. Kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, ſchloß er ſogleich von außen die Thür hinter ihr ab und ließ ſie in einem finſtern Raume. Er aber eilte zum Kadi und erzählte ihm, daß ein jüdiſches Weib ſich freventlich in das Grab des Nebi Daud eingeſchlichen. Als er dies bemerkt, habe er ſchnell die Thüre hinter ihr geſchloſſen, um ſie der gerechten Strafe ausliefern zu können.

Der Kadi rief zornig aus: „Beim Leben des Profeten, die muß verbrannt werden!“

Während dieſes geſchah, merkte die fromme arme Frau, daß ſie der Schech betrogen habe und ihr Leben in Gefahr ſei. Sie warf ſich auf die Erde, weinte laut und flehte zu Gott, ſie um des Königs David willen aus der Todesnot zu retten.

Plötzlich ſtand vor ihr ein ehrwürdiger Greis, den ſie von keiner Seite herkommen geſehen hatte, worüber ſie ſich aber nicht wunderte und auch darüber nicht, daß ſie ihn trotz der tiefen Finſterniß ſehen konnte. Er ſelbſt nur leuchtete in einem matten Bleiglanze, ohne die ſchwarze Nacht um ſich her durch einen Lichtſchein zu erhellen. Er faßte die Frau an der Hand, was ſie ohne Grauen geſchehen ließ, und führte ſie durch lange, unterirdiſche, finſtere Gänge, bis er aus einem Schutthaufen, nahe der Zion-Synagoge mit ihr hervorkam; hier aber ſprach er zu ihr: „Geh in deine Wohnung, waſche ſogleich die Linnen, die dort liegen und laſſe durch nichts merken, was mit dir geſchehen iſt.“ Die fromme Frau wollte ihrem Retter danken, er war aber vor ihren Augen verſchwunden.

Unterdeſſen waren der Kadi, der Mufti und die Effendis der Stadt und noch viele Gläubige auf Zion erſchienen, um die Verbrecherin zu ergreifen und dem Moloch zu opfern. Das unterirdiſche Gemach wurde geöffnet und ſtreng durchſucht, aber Niemand war in demſelben zu finden. Der Kadi fragte zornig den Schech: „Spotteſt du unſer?“ Der Schech betheuerte beim Leben des Profeten, daß er die Wahrheit redete, und nannte den Namen der Wäſcherin. Der Kadi ſchickte ſogleich einige Diener in die Behauſung der genannten Frau. Sie fanden ſie emſig ihr Tagewerk verrichten und ſie fragte, ohne ſich in ihrer Arbeit ſtören zu laſſen, was man denn bei ihr ſuche. „Biſt du heute noch nicht ausgegangen?“ fragten ſie die Männer. Mit zankender Stimme erwiderte ſie: „Was ausgegangen? Ich ſtehe ſeit Anbruch des Tages bei der Arbeit, um am Abend die gereinigte Wäſche abliefern zu können. Seht, was noch da ſchmutzig aufgehäuft iſt. Die Zeiten ſind gar ſchlecht, der Verdienſt ſehr ſchwer und dazu

die Hitze des Tages. Ich habe keine Zeit auszugehen und auch keine mit euch zu reden.“

Als die abgesendeten Diener zurückkehrten und berichteten, wie sie die Frau fleißig bei ihrer Arbeit gefunden haben, hielten Alle die Aussage des Schech für eine Lüge, die er zur Verhöhnung des ehrwürdigen Kadi erfunden hatte. Er wurde ergriffen und auf Befehl des Kadi von umherliegenden dürren Olivenbaumästen ein Feuer angefacht und der Schech hineingeworfen.

Die fromme Wäscherin bekam jetzt alle schmutzige Linnen der Gemeinde zu waschen, denn Jeder wollte von ihr etwas über die merkwürdige Begebenheit hören. Sie zankte aber die neugierigen Leute aus. Erst auf ihrem Todtenbette erzählte sie, welches Wunder ihr begegnet war. Ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen vermachte sie der Gemeinde von Jerusalem mit der Bedingung, daß an ihrem Sterbetage auf ihrem Grabe von einem frommen Rabbi das Gebet, Kadisch, gesagt werde. Und so geschieht es noch bis zum heutigen Tage.

Arabische Legenden.

König David ist, wie wir gesehen haben, den Mohammedanern als Nebi, d. i. Proset David heilig, denn von ihm spricht Gott im Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; wir verliehen ihm Weisheit und die Kunst der Rede, daß er die Menschen richte nach Gerechtigkeit. Wir unterwerfen ihm die Berge vom Anfang zum Untergang und die Schaaren der Vögel.“

Auf das Letztere bezieht sich der zu Ende dieser Blätter geschilderte Leichenzug König Davids. Der Geschichtschreiber Hafis Ibn Aßakir führt manche Sprüche des Königs David an, die sich überlieferungweise erhalten haben und unter denen der originellste ist: „Ein dummer Volksredner wirkt nicht mehr, als der Leichensänger am Haupte des Todten.“

Die moslemitische Legende erzählt von dem Könige und Proseten folgende Züge und Erlebnisse:

Die Reue.

Ueber den am Uria verübten Verrath ergriff den König die bitterſte Reue. Er lag vierzig Tage und vierzig Nächte im Staube und weinte. Zwei Bäche ſtürzten aus ſeinen Augen und floſſen von der Terraſſe des königlichen Palaſtes in den Garten, wo ſie ſich verliefen. Die Thränenweide und der Weihrauchbaum entſproßten der Stelle.

Der Herr der himmliſchen Heerſchaaren ſandte einen Erzengel zu ihm herab und ließ ihm verkünden, daß ſeine Reue erhört ſei. David hörte aber nicht auf zu weinen und fragte: „Wie wird der Herr am Tage des Gerichtes richten zwiſchen mir und Uria?“ Der Erzengel wußte nicht Beſcheid und verſprach den Herrn zu fragen. „Ich werde,“ ſprach der Herr, „am Tage des Gerichtes den Uria entſchädigen. Mein Knecht David muß ſich aber mit Uria verſöhnen.“

David ging zum Grabe Uria's, und ſich auf ſein Antlitz werfend, ſprach er hinab: „Uria! Ich habe dir Unrecht zugefügt, willſt du mir verzeihen?“ Da ſprach es dumpf zurück: „Ja, mein Herr und König!“ Der König redete weiter: „Uria, ich habe nach deinem Weibe begehrt und dich durch einen verrätheriſchen Brief dem Tode auf dem Schlachtfelde preisgegeben. Verzeihſt du mir im Grabe?“ Da blieb das Grab ſtumm und antwortete nicht.

Der Herr ſandte den Erzengel in das Grab, der dem Uria tauſendfachen Erſatz im Paradieſe verſprach, und dann erſt verzieh er dem Könige.

Panzerhemde.

David beſaß die Kunſt, Eiſen in ſeiner Hand weich zu ſchmiegen und verfertigte ſchuppige Panzerhemden, die man vor ihm nicht kannte. Er ließ ſie verkaufen und verſorgte von dem Erlöſe ſeine Tafel. Ein reiſender Engel hatte ihn die Kunſt gelehrt und ihm vorgeſtellt, wie jeder König nebſt der Kunſt des Regierens noch eine zweite erlernen müſſe, damit er, wenn ihn ſein Volk fortjage, ſich Brot zu erwerben verſtehe.

Das Sterben.

König David entfernte ſich niemals aus ſeiner Burg, ohne ſein Schlafgemach zu ſchließen, und er erſchrak gar ſehr, als er eines Sabbats zurückkehrend bemerkte, daß er vergeſſen hatte abzuſchließen.

Und wirklich hatte ſich ein Fremder, ſeltſamen Ausſehens, eingeſchlichen. Der König fragte zornig, wer er ſei, der unangemeldet das Gemach eines Königs zu betreten wage?

„Ich bin," erwiderte der Fremde, „einer, der die Könige nicht fürchtet und den kein Riegel und kein Vorhang einzutreten hemmt." Der König ſagte traurig: „Dann biſt du der Tod!" legte ſich ruhig auf ſein Lager und gab den Geiſt auf.

Der Leichenzug.

Will denn kein gottbegeiſtert Lied
Zum Harfenſchlag erſchallen?
Der königliche Sänger ſchied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O, Stadt der Städte! wie verwaiſt
Stehſt du im Wittwenkleide!
Dir iſt entflohn der holde Geiſt —
Du weinſt in tiefem Leide!

Und es beginnt der Leichenzug,
Faſt nicht zu überſchauen —
Empor ein banges Weinen ſchlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer geht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Prieſter und Leviten.

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Oſtwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen ſchweigen.

Da ſchwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreiſen,
Die letzte Ehre auch, dem Sohn
Des Liedes, zu erweiſen.

Und ſpannet ſeine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß ſo gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger ſchreiten.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geiſt auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Stral durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun beſtattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langſam ſich empor der Aar
Mit rauſchendem Gefieder.

Nebi Samwil.

Aschenhügel vom alten Opferdienste. — Ramathaim Zophim. — Mizpa. — Samuels Grab. — Pilger aus den Dardanellen. — Gräber der Richter.

Kurz nach Sonnenaufgang holte mich Herr Endlicher ab. Wir stiegen zu Pferde von einem bewaffneten Diener begleitet, und sprengten heiter nach den eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Aschenhügeln, die man für Ueberreste vom alten Opferdienste des Tempels hält.

Diese Aschenhügel sind von bläulich grauer Farbe, deren einer beiläufig eine Höhe von 40 Fuß mißt. Eine unsichere Ueberlieferung bezeichnete sie als die Aschenhaufen der Brandopfer aus dem Salomonischen Tempel; während sich die Meisten hinneigten, sie für Potaschenüberreste der Seifensiedereien in Jerusalem zu halten. Herr Finn lenkte die Aufmerksamkeit auf diese Hügel und eine nach München übersendete Aschenmenge veranlaßte eine Untersuchung Liebigs. Dieser zufolge ist die Asche wirklich als von den Brandopfern herrührend anzunehmen, denn sie enthält vorwiegend thierische und keine vegetabilischen Bestandtheile, denen sogar kleine Knochentheilchen und Zähne beigemischt waren.

Wie überall um Jerusalem über steinigten Boden, zwischen zerstreut gepflanzten Oelbäumen, an den Gräbern der Richter vorüber gelangten wir in eine völlig unfruchtbare Landschaft, durch die wir nach einem zweistündigen Ritte an ein kleines Dorf

kamen, das mitten in einer schönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granatäpfeln, Oliven und Weinreben liegt.

Hinter demselben stiegen wir die 500 Fuß steile Höhe von Ramathaim Zophim empor, wo der Mann Gottes Saul entgegen kam, als er die Eselinnen seines Vaters suchen ging. Neuere Forschung hat auch diesen Berg, wo das Rama des Profeten Samuel gelegen haben soll, angezweifelt und mit scharfsinnigen Beweisen die Stadt des Profeten im heutigen Dorfe Roba gefunden. Hier erkannte sie die weithin schauende Mizpa, was Warte heißt, wo die Stämme Israels oft zusammenkamen, Samuel sie richtete und dem Herrn Opfer brachte. Wir wollen diesmal der dreifachen Ueberlieferung der Juden, Mohammedaner und Christen folgen und uns in unserm Glauben nicht stören lassen; jedenfalls stehen wir auf heiligem Boden!

Auf der Höhe angelangt befanden wir uns vor einer verfallenen Moschee, sie ist auf den Grundmauern eines lateinischen Kreuzes erbaut, wahrscheinlich auf den Trümmern des Klosters St. Samuel, das zur Zeit der Kreuzzüge sich hier befunden hat.

So diente dieser Berg, wie mancher Minister der Gegenwart, je nach Umständen den entgegengesetztesten Systemen, dreien Religionsstiftern: Moses, Christus, Mohammed.

Alte in Felsen gehauene Bauwerke liegen in Trümmern ringsumher, in denen noch drei Wasserbehälter zu erkennen sind.

Wir stiegen von den Pferden; ein kleines zehnjähriges Mädchen von schönem Angesichte, faßte die Zügel unserer Thiere zusammen, um sie während unseres Aufenthaltes zur Tränke zu führen und zu halten.

Der wüst genug aussehende steinerne Bau nahm uns auf. Wir stiegen eine Treppe empor und befanden uns in einer Halle, die nach drei Seiten hin offene Fenster hatte. Es ist ein gewaltiger Ausblick hier nach allen Richtungen: Jerusalem und der Oelberg schließen den Horizont nicht ab; das todte Meer schimmert fern her und die Berge hinter dem Jordan ragen empor. Näher liegt das Kloster St. Johann in der Wüste, das alte Engaddi. Nach einer andern Seite streckt sich die Küsten-

ebene mit Dörfern, der hohe Thurm von Ramleh und Jaffa, wiewohl nur dem bewaffneten Auge ſichtbar und wie ein weißer Blitz: das mittelländiſche Meer. Es lagert auf dieſer weiten Landſchaft eine erhabene Einſamkeit und Stille.

Nachdem wir uns auf die Strohmatten der Terraſſe gelagert hatten, um uns vom Ritte und trotz des frühen Morgens von der Sonnenglut zu erholen, nahmen wir ein kleines mitgebrachtes Mahl von Brot, Eiern, Käſe und Wein ein. Plötzlich nahte eine lärmende Karawane, die zu uns heraufkam. Es waren dreizehn orientaliſch gekleidete Juden. Der Vornehmſte unter ihnen, ein ſtattlicher weißbärtiger Greis, Herr Iſak Rußo aus den Dardanellen, kam, nachdem er ein wechſelvolles Leben als Dragoman durchlebt hatte, nach Jeruſalem, um dereinſt da zu ſterben. Zwölf ſeiner Freunde begleiteten ihn, ſie wallfahrteten nach Hebron, Zafet und Tiberias und werden nach Beendigung der Pilgerreiſe von ihrem Freunde für immer Abſchied nehmen und zurückkehren in ihre Heimat. Er aber wird bleiben, um ſich „nach hundert Jahren“ im Thale Joſafat begraben zu laſſen.

Die Pilger ſtimmten das Morgengebet an, und wieder klang die uralt heilige Sprache, wie vor Jahrtauſenden auf der ſchönen Höhe über Felſen und Schluchten des gelobten Landes hinaus. Jeder Einzelne ließ dann vom Vorſänger das Gebet für irgend einen verehrten Todten ſprechen; ich für den frommen hingeſchiedenen Herrn Simon von Lämel, dem ſich ein Miſchberôt, ein Segensſpruch für Frau Eliſe Herz anſchloß.

Nach dem Gebete ſtiegen wir eine Treppe herab in einen großen, viereckigen, von Mauern umgebenen Raum, der von einer eingebrochenen Wölbung nicht mehr ganz gedeckt iſt. Aus dieſer Halle, die mit Steinen, theils mit ärmlichen Hausrat gefüllt war, traten wir durch ein ſchlechtes Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Profeten. Jeder von uns zündete eine Oellampe, die ein Synagogendiener aus Jeruſalem mitgebracht hatte, zu Ehren der heiligen Stätte, an. Wir ſahen von einem ſchmutzigen Wolltuche überhangen einen langen Sarkofag, an deſſen vier Ecken kupferne Ezchajim, Lebensbäume, angebracht ſind.

Wir hoben das Tuch empor und ſahen eine weiß übertünchte, oben etwas gewölbte ſteinerne Truhe, die durchaus nicht den Eindruck eines antiken Werkes macht. In der Mitte des Raumes, auf dem wir uns befanden, klaffte ein Loch das wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. Wir leuchteten hinab, ohne irgend einen Gegenſtand in der leeren Gruft entdecken zu können. Der Muezim der Moſchee führte uns in einen Seitenraum und zeigte einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen kleinen abwärts geſenkten Gang zu der eiſernen Thüre der Gruft führen ſoll, die, wie er ſagte, noch niemals geöffnet worden iſt.

Wir ſtiegen wieder die Treppe hinauf zur weithinſchauenden Halle und wurden mit Tſchibuk und Kaffee bedient. Ich fragte den Muezim, ob viele Pilger herauf kämen? „Nicht viele“, erwiderte er, „und mehr Juden und Mohammedaner, als Chriſten.“

Wir nahmen von den Pilgern Abſchied, ſtiegen zu Pferde und jagten den Berg hinunter über die friſchgrüne Bahn am Fuße deſſelben hinaus, bis uns der Boden langſam zu reiten zwang. Nach einer Stunde waren wir wieder an den Gräbern der Richter angelangt.

In einem freundlich bepflanzten Thale, dem Wady Beit Hanina eine kleine Anhöhe entlang, wo die kleine Waſſerſcheide zum mittelländiſchen Meere ſich abſenkt, befindet ſich eine Anzahl von Grabhöhlen mit ſchön gemauerten Portalen. Wir ſtiegen in einige und fanden ſie in einzelne Grabkammern getheilt, in denen ſich Niſchen für die Todten befinden. Durch eines dieſer Portale gelangten wir in eine Vorhalle, in welcher vier ſchmale niedrige Pforten in Seitenkammern führen, in denen ſich an ſiebenzig Niſchen befinden, daher man ſie für die Gräber des Sanhedrins hielt. Die Juden verehren in ihnen die Gräber der Richter und halten ſie heilig. Sie gehen nicht vorüber, ohne in eines derſelben hinab zu ſteigen und ein Gebet zu verrichten.

Vor einem derſelben ſtanden zwei Männer, die einen Schlauch mit Waſſer einem Eſel auf dem Rücken feſter banden. Neben ihnen

waren zwei mohammedaniſche Frauen, die ſich als wir näher traten, nicht verſchleierten. Wir baten um Waſſer, das uns in freundlichſter Weiſe gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen ſilbernen Kopfſchmuck; als ich mich ihnen, um denſelben zu betrachten, näherte, ſtießen mich beide entrüſtet zurück.

Ich ließ ſie durch unſere Diener bedeuten; ſie fingen aber laut zu zanken an, während ſich die Männer ruhig verhielten.

Wir ſetzten uns wieder zu Pferde und ſprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Miſtſammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein fliehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den ſteilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt iſt, gewährte, wenn wir rückwärts ſahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geſchützten und geſchmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felſen ruhend, unbezwingbar erſcheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beſchäftigt. Einige von den letzteren ſammelten ſorgfältig den Miſt der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die ſie, damit er nicht wieder zerſtreut werde, mit Steinkreiſen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrſcheinlich um ſich in der Arbeit nicht zu ſtören, nicht vor und ſchenkten uns überhaupt keine Aufmerkſamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerſtreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses."

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gehauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht" wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in späterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geschichte wird der Pilger nach einem Jahrtausend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den sie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als sie uns sah, kehrte sie rasch um und war selbst gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Wasser zu schöpfen.

Wir stiegen die Treppe wieder empor und sahen durch eine dem Felsen eingeschnittene Rinne hell und frisch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Meliſinde. — Kaiſerin Maria Thereſia. — Strohmatten.

Zu Pferde geſtiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Joſafat, an Gräbern vorüber, zwiſchen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuſer, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, ſind über die ſteinigte Höhe hingeſtreut.

Ein etwa zwölfjähriges, ſonnegebräuntes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen, minder ſcheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um ſie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher verſetzt, wieder heraufkommen würde. Wir ſtiegen ſechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals ſich über demſelben erhob, iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; ebenſo das Kloſter, das die Königin Meliſinde hier für ſchwarze Nonnen erbaute.

Alles war einſam und ſtill; keiner der Bewohner, die künſtliche Strohgeflechte verfertigen, ließ ſich ſehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger iſt, auch nicht, um Backſchieſch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein ſolches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Bruſtbild der ſchönen deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia mich heimatlich anſah.

Wir ſaßen wieder zu Pferde und ſprengten den Oelberg empor, um wieder der ſchönen Ausſicht auf Jeruſalem froh zu werden. Der Moſcheewächter bewirtete uns oben mit Limonade, Tſchibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, moſaikartig geflochten, auf einem Kunſtprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethsemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Christi Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug geruht hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethsemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italienischer Franziskaner, die kleine eiserne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zipresse warfen Schatten über zierlichst angelegte Beete, in denen Rosen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit besserem Rechte Lacrimä Christi genannt werden könnte, als der, den uns einst der Eremit auf dem Vesuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunst, die wir der Bekanntschaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit streng untersagt ist, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich schönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jerusalem so selten ist.

Die Grabkirche.

Die Juden abgewehrt. — Entgeisterung. — Shakespeare's Dramen. — Ernste Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als Kirchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — Kopten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — Kaffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer sollte in Jerusalem sein und nicht das Verlangen haben auch die Grabkirche zu sehen? Der jüdische Pilger aber, wenn er ein historisches, oder künstlerisches Interesse daran hat, darf es nicht wagen, sich auf die der Christenheit so heilige Stätte zu begeben.

Es scheint dieser Fanatismus kein kluger zu sein. Nirgend mehr als in Jerusalem suchen die Christen Juden zu bekehren. Wenn sie dieselben nun gewaltsam von der Grabeskirche entfernt halten, so geschieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der Bekehrungslust. Oder ist man der Meinung, daß sich die Juden dann um so weniger bekehren ließen?

Ein seltsamer Widerspruch ist es freilich, daß es die Christen nicht stört, wenn der durch sein Religionsgesetz unversöhnliche Feind des Christenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche frei und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem Vorplatze, oder den der Kirche zunächst anliegenden Gassen sich nähern darf. Das Verbot der Christen ist übrigens überflüssig, denn der in Jerusalem ebenfalls fanatischere Jude betrachtet eine Kirche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht anders kann, mit Scheu sich nähert.

Ich mußte zu sehr früher Morgenstunde, wo kaum ein Besucher in der Kirche ist, sie betreten, der mohammedanische Kawaß des österreichischen Consulates begleitete mich. Auf dem schön gepflasterten Vorplatze mußte ich warten; der Kawaß ging die Pforte, vor welcher mehrere Arme beteten, öffnen zu lassen. Ich war allein und konnte ungestört die schöne, wenn auch künstlerisch nicht einheitliche Façade betrachten. Eine der Kirche unmittelbar angebaute Gärberei verbreitete den einer solchen eigenthümlichen Duft. Zwei Männer kamen aus dem Gebäude und schütteten, unbekümmert um den Platz, aus einem Kübel weithin ausgelaugte Lohe. Der Kawaß kam, nachdem ich längere Zeit gewartet hatte, und das hohe Portal wurde aufgemacht. So war ich denn nach anderthalb tausend Jahren der erste Jude, der diese Räume betrat, oder doch davon Kunde giebt.

Immer wieder, wenn wir einem großartigen Monumente gegenüber treten, vorzüglich wenn Religion und Geschichte es ehrwürdig machen, wenn es die Fantasie in verklärender Ferne sich wiederholt aufbaute, tritt eine ankühlende Enttäuschung ein.

So erlebte ich es vor der St. Peterskuppel in Rom, vor der Akropolis in Athen, vor den Piramiden in der Wüste. Das Alles wölbte und giebelte sich höher und fantastischer empor und war von einem Glanze und einem heiligen Hauche umweht, den die noch so kühnen Wölbungen, die mächtig ragenden Säulen und Bogen in der Wirklichkeit nimmermehr haben. Geistvolle Schilderungen der Grabkirche, die ich gelesen hatte, brachten eine ungleich fantasievollere Wirkung in mir hervor, als sie selbst.

Ich liebe es nicht Shakespeare's Tragödien — geschriebene Dome — dargestellt zu sehen. Die Coulissen und Sofitten verengen und verkleinern die Szene und die Gestalten. Beim Lesen aber, wo die Handlanger, welche die Coulissen vor- und rückwärts schieben, nicht stören, ist die weite Welt als Hintergrund der Handlung zu sehen. Es sind die ewigen Berge selbst die Coulissen, die hochfliegenden Wolken mit ihren Sonnenstralen und Blitzen die Sofitten; der Königssaal und die wilde Schlucht stehen so großartig und prächtig, so schwarzgrün und schauerlich vor

dem Auge der Fantaſie, wie ſie niemals ein Dekorazionsmaler lebendig machen kann.

Noch tönen Taſſo's Geſänge, die Verſe Klopſtock's, wie Orgeltöne feierlich in meinem Ohre, noch vernehme ich die Verzückungen Chateaubriands und um auch Anwiderndes zu nennen, die andächtelnden Phraſen Lamartine's, die ſie dem welthiſtoriſchen Grabe zu Ehre anſtimmten; eines Grabes, das allein hunderttauſende Leben der Kreuzfahrer wert ſchien, um es zu erobern. Und haben wir es nicht ſelbſt erlebt, welchen unheilvollen, zu keinem Siege führenden Krieg die heiligen Stätten heraufbeſchworen haben? So trat ich, wenn auch anders denkend und glaubend, doch mit jener achtungsvollen Scheu, die ein hiſtoriſch ehrwürdiges, architektoniſch intereſſantes Bauwerk in uns wach ruft, an daſſelbe heran.

Ich werde weder eine geſchichtliche noch kunſthiſtoriſche Schilderung der Grabkirche hier verſuchen und die tauſend und aber tauſend Beſchreibungen derſelben nicht vermehren. Ich werde die Gedanken, die in einem Juden, gerade in dieſer Kirche auftauchen, nicht niederſchreiben, weil ſie kaum unbefangen aufgenommen werden dürften, ich werde nur einen ſkizzirenden Umriß der Kirche, wie ſie ſich in meinen Augen ſpiegelte, verſuchen.

Durch ein hohes Portal eingetreten, wurde ich auf eine ſchöne Marmorplatte aufmerkſam gemacht, auf der Jeſus Chriſtus von Joſef von Arimathia geſalbt worden ſein ſoll. Weiter vorſchreitend, befand ich mich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf ſechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die ſich zwei Galerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Marmormoſaikboden beträgt etwa ſiebzig Fuß im Durchmeſſer. Die Kuppel iſt, wie die im Pantheon zu Rom in der Mitte offen, ſo daß der Himmel herein ſieht; aber ſie zeigt ihn nunmehr auch an vielen andern Stellen, wo nämlich das Kupfer von Roſt durchfreſſen, oder von den Griechen mit Abſicht zerſtört iſt. Dieſe wollen den Bau durchaus notwendig machen, ihn auf ihre Koſten führen und ſo ihren Anſpruch an den Beſitz der Kirche erhöhen. Von der den Griechen angehörenden Terraſſe allein kann man auf

die Kuppel gelangen, und es fällt auf, daß ſie an dieſer Seite zumeiſt zerſtört, während die den Stürmen preisgegebene Nordſeite, die aber nicht zugänglich, faſt unverſehrt iſt. Durch die Fugen und Löcher zwitſcherten jene Vögel, deren ſich Venus zu ihrem Geſpanne bedient, gleichſam daran mahnend, daß die heidniſchen Römer hier zum Hohne der Chriſten einen Tempel dieſer Göttin aufgerichtet haben. Eine Sekte gewährt der andern die Freiheit nicht, das Dach der Kuppel auszubeſſern, weil jede fürchtet, daß dadurch der anderen ein größeres Eigenthumsrecht an der Kirche erſtehe.

„Wir hoffen" ſagte mein italieniſch erklärender Führer, „der Großſultan werde die Kuppel neu eindecken laſſen."

Seitdem der Beherrſcher aller Gläubigen, dem es ein Religionsgeſetz iſt, das Kreuz mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Großkreuze der chriſtlichen Könige auf der Bruſt trägt, iſt er auch allerdings geeignet, gleichſam ein Patron der heiligen Grabkirche, ſie großmütig eindecken zu laſſen.

Sind nicht auch die Giebel an der St. Stefanskirche in Wien zu großem Theil von geldbeitragenden Juden gebaut? Wie ſich doch die Zeiten wandeln! An faſt jeden mittelalterlichen Dombau knüpft ſich irgend eine Sage, wie der Teufel ſelbſt in irgend einer Weiſe den frommen Bau, wenn auch widerwillig fördern mußte. Der Teufel hat in unſeren Tagen menſchliche Geſtalt angenommen. Juden und Mohammedaner bauen chriſtliche Kirchen aus.

Es ſcheint uns hier die Stelle geeignet, einen Irrthum chriſtlicher Pilger aufzuklären, der in Wort und Schrift wiederholt ausgeſprochen worden iſt, daß die heiligſte Stätte der Chriſtenheit ſich im Beſitze der Mohammedaner befinde. Dem iſt nicht ſo! Die türkiſche Regierung nimmt durchaus keinen Einfluß auf den chriſtlichen Beſitz, dieſer iſt außer allem Zweifel und unangetaſtet.

Die Thatſache iſt folgende: Drei mohammedaniſche Familien haben ſeit Jahrhunderten, um es ſo zu nennen, das Pförtnerlehen bei der Kirche. Um Unordnungen zu vermeiden, hält nur

eine dieſer Familien den Schlüſſel und theilt mit der anderen den kleinen Pförtnerlohn von 60 Para d. i. 7 Kreuzer fürs Aufſperren. Wenn das große Thor geöffnet wird, ſind 70 Piaſter und wenn es den ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaſter zu bezahlen.

Aber ich geſtehe, daß ſelbſt dies mir als frevelhafte Parodie des Hälters der Himmelsſchlüſſel erſchien. Als ich gegen einen katholiſchen Prieſter in Jeruſalem mein Befremden darüber äußerte, erhielt ich die frappante Antwort: „Danken wir Gott, daß dem ſo iſt. Jeder der es mit der Würde und Heiligkeit der Religion gut meint, müßte darum bitten, wenn es anders wäre. Wie der trojaniſche Krieg um die heilige Helena, der wir die Auffindung des heiligen Kreuzes verdanken und die bei uns begraben liegt" fuhr er im ſeltſamſten Anachronismus befangen, zu reden fort, „würde unter den chriſtlichen Sekten der Kampf um den Schlüſſel beginnen. Welche entehrenden, vielleicht blutigen Schauſpiele würden ſich abſpielen! Endlich iſt die Kirche ſelbſt durch einen mohammedaniſchen Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am beſten geſchützt."

Wir waren an eine offene marmorne Kapelle herangetreten, die in der Rotunde ſteht und von der Kuppel hoch überwölbt iſt. Ich trat in einen von fünfzig ſilbernen Lampen, die an ſilbernen Ketten hängen, erhellten Raum. Unter dieſer Lichtglorie iſt ein Stein, den die Legende als jenen bezeichnet, auf welchem der Engel ſaß und verkündete, daß Chriſtus nicht mehr im Grabe zu finden ſei. Aus dieſer Kapelle, dem Eingange gegenüber, trat ich, durch eine kleine niedere Oeffnung mich tief beugend, in einen dunkeln engen Raum, wo ſich ein ſechs Fuß langer marmorner Grabtrog befindet, dies iſt das Grab Chriſti.

Ernſte und ſcharfſinnige Forſcher haben in neuerer Zeit bewieſen, daß alle dieſe Stätten nicht diejenigen ſind, als welche ſie bezeichnet werden, und daß die wirklichen unbekannt ſind. Selbſt ein katholiſcher Prieſter, der ironiſch poetiſche Alban Stolz, wenn er von all den Stätten ſpricht, erlaubt ſich überall das zweifelnde „ſoll".

Eine in Legenden und Sagen ſchwelgende Fantaſie iſt überall hier einer wunderſeligen Andacht der aus der Ferne heran Pilgernden entgegen gekommen. Ein pſychologiſch denkendes, verſtändnißinniges Mönchsgeſchlecht that übrigens gut daran, den nach ſichtbaren Gegenſtänden und Erinnerungsmalen ſich ſehnenden frommen Pilgern ſolche zu zeigen. Einfache, äußerer Anregungen bedürfende, kindlicher Einfalt volle Menſchen werden durch ſie zu elegiſcher Andacht geſtimmt, zu ſeliger Inbrunſt entflammt.

Ich ſtand einſt in einer großartigen Unterwelt. Alabaſterblanke Stalaktiten ſpiegelten magiſch den roten Glanz der Fackeln. Bald trat ich in einen Raum, den der Führer einen Dom nannte. Wir ſchritten die Stufen zu einem eisfunkelnden Throne empor, dann gingen wir Säulenfluchten entlang und blieben vor Altären ſtehen, über die herab weiße Baldachine von unſeren Fackeln rot verbrämt hingen, und wieder zeigte man ein pfeifenähnliches Gebilde, als eine lautloſe Rieſenorgel. Dieſe Benennungen entſprachen freilich nicht ganz den Gegenſtänden, eine willige Fantaſie ließ ſich jedoch leicht anregen, um weiter zu bauen, Manches wegzudenken, und es entſtand eine den Gebilden entſprechende Stimmung, die ſich bald in einer Kirche, in einem königlichen Palaſte, oder vor Obelisken träumen mochte.

So mag es dem frommen chriſtlichen Pilger in der Grabkirche ergehen. Er erhält eine poetiſch erfundene Szene für alle Geſtalten und Gruppen der ihm heiligen Geſchichten, die Illuſtrazion der Urbegebenheiten des Chriſtenthums, ein marmornes Bilderbuch mit blauen, goldenen und ſilbernen Inizialen und Arabesken. Jedenfalls verehrt die Chriſtenheit ſeit anderthalb tauſend Jahren dieſe Stelle als das Grab Chriſti und ſo mag ſie, wie ein Denkmal, das den Todten nicht birgt, aber ihm zum Gedächtniß errichtet worden iſt, von gläubig Verehrenden begrüßt, aber von den ſich anfeindenden Sekten wenigſtens mit keinem Blute befleckt werden.

Wir belächeln mitleidig die tanzenden, oder die heulenden Derwiſche, oder diejenigen, die ſich unter die Füße des über ſie wegreitenden Sultans werfen.

Wie groß erſcheint ein ſo craſſes Barbarenthum gegen das Thun der Chriſten, die ſich an dem ihnen heiligſten Grabe, am Sarkofage Chriſti, erſchlagen, um an dem jährlich regelmäßig vom Himmel fallenden Feuer am Oſtertage, zuerſt die Kerze anzuzünden, oder dergleichen. An der Seite der Kapelle befindet ſich die Oeffnung, durch die das Feuer ſehnſuchtsvoll Andächtigen heraus gereicht wird. „Dieſes Wunder", erklärte mir mein katholiſcher Führer, „machen dieſe Herätiker nur um mehr Geld von den Pilgern zu bekommen." In naiver Redſeligkeit erzählte er mir auch, daß ſich Pilger von den Herätikern gegen eine fromme Geldſpende die Erlaubniß erbitten, mit ihren Frauen, deren Ehe nicht geſegnet iſt, über Nacht in der Grabkirche eingeſperrt beten zu dürfen. Und die Frauen ziehen dann von Hoffnung beſeelt in ihre Heimat zurück.

Rührend erſchien mir an der äußeren Rückwand der Grabkapelle der kleine hölzerne Altar der armen Kopten, wie das Neſt eines aus weiter, weiter Ferne herübergezogenen Vogels, das einem mit vergoldeten Gebälken gezierten Marmorpalaſt angebaut iſt. Dieſe demutvolle Armut ſchien mir beſſer zu dieſer Stätte zu paſſen, als all der Prunk der armeniſchen und der griechiſchen Kirche, welch letztere in ihrer Mitte durch eine Säule den Mittelpunkt der Erde, ſymboliſch wohl ſich ſelbſt bezeichnend, zeigt.

Wir gingen dann in der weiten labyrintiſchen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen beſteht, die bald nebeneinander, bald hoch oben und wieder unten tief hin gebaut ſind, umher: Zum Gefängniſſe Chriſti, zur Stelle, wo er verſpottet wurde, wo die römiſchen Soldaten um ſeine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indeß ihr Sohn gerichtet ward, zur Longinuskapelle und dreißig Stufen hinab zu der der heiligen Helena. Hier ließ in neueſter Zeit der Erzherzog Ferdinand Max ſtatt eines alten hölzernen, einen marmornen Altar ſtellen, auf dem ſich die Geſtalt der heiligen Helena, das Kreuz in den Armen haltend, erhebt.

In der Kirche der Lateiner, deren Wänden entlang gebräunte Chorſtühle ſtehen, wehte uns, unangenehm abwehrend, eine entſetz-

liche Ausdünstung entgegen; sie kommt aus einem anstoßenden Gange wo — doch die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Ein Mosaikkreis bezeichnet die Stelle, wo Christus Magdalenen als Gärtner erschienen sein soll. Das Altarbild ist, wie alle Bilder in der Grabkirche, völlig unbedeutend und auffallen muß es, wie die sich gern schmückende Kirche gerade in einer, die der ganzen Christenheit angehört, nicht ein wahres Kunstwerk aufzuweisen hat. Gibt es, wenn auch keinen Giotto, Cimabue, Gian Bellino oder Kranach, keinen frommen Maler mehr?

Der Franziskanermönch, der sich hier befand, geleitete mich nach freundlichster Begrüßung in die Sakristei und zeigte mir, sie aus einem hölzernen Kasten hervorholend, die schwere goldene Kette, die Sporen und das lange wuchtige Schwert Gottfrieds von Bouillon, dessen schwarz eiserner Griff Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Ich zog es aus der modernen, rotsaffianen Scheide und schwang es, mit ernstem Gedankengruße, gegen die Stelle, wo ehemals die Sarkofage des ritterlich romantischen Helden und seines Bruders Balduin in einem dunklen Gange sich befanden. Als nach dem Brande der Kirche im Jahre 1808 die Griechen die Kirche wieder aufbauten, sah man die mit lateinischen Inschriften gezierten und vom Brande verschonten Sarkofage forttragen. Nach einer in Jerusalem verbreiteten Meinung sollen sie noch im griechischen Kloster verborgen liegen, oder vandalisch zertrümmert und die Asche des Helden zerstreut sein, der das Grab ihres Heilands aller Christenheit erobert hat. An der Stelle, wo ehemals die Sarkofage standen, sind steinerne, mit Strohmatten bedeckte Bänke angebracht, die zum Ruhen einladen.

Im Hintergrunde dieses Ganges befindet sich eine kleine Kaffeeküche und wird dem Gaste orientalisch höflich ein Täßchen Mokka angeboten. Mich widerte diese Höflichkeit an diesem Orte unsagbar an.

Der Franziskaner führte uns hierauf Treppen empor, zu kleinen Zellen, die in krummen winkeligen Gängen angebracht sind, in denen immer einige Mönche des lateinischen Klosters Wache halten, Buße thun und fasten. Sie dürfen drei Monate lang die

Zellen nicht verlaſſen, bis ſie von Brüdern abgelöſt werden. Ein dieſen Zellen angebauter Stall, in welchem ein Mohammedaner Pferde hält, macht dieſe von üblen Dunſt erfüllten Räumlichkeiten für jeden Beſucher ekelhaft. Wir entfernten uns ſo raſch als möglich.

In die Hauptkirche zurückgekehrt, ſtiegen wir eine Treppe wieder empor und ſtanden in einer kleinen Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, zu deſſen jeder Seite ein Altar iſt. Wir ſtanden auf Golgata. Aller Fels iſt rings umher reich mit Marmor verkleidet; eine ſilberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Empor gehoben zeigt ſie den Spalt im Felſen, der durch das Erdbeben bei Chriſti Tod im Felſen entſtanden ſein ſoll.

Wenn es auch hier gelehrte Forſchung unwiderleglich dargethan hat, daß dies nicht die Stätte, wo Chriſtus gerichtet worden iſt; ſo wird ſie doch von Gläubigen dafür gehalten und von Denkern ſymboliſch betrachtet. Darum ſollte dieſer Fels nicht um- und verbaut ſein. Es wäre freilich von ihm keine Spur mehr auf Erden, denn welcher Pilger von den tauſenden und aber tauſenden würde nicht, wenn ein noch ſo kleines Fragment, als Reliquie mitgenommen haben. Aber der Eindruck und die poetiſche Gewalt iſt verloren. Der Fels, auf dem, wie ihn der Talmud bezeichnet, „jener Mann“ gerichtet wurde und den die tiefer denkenden Juden als „Heidenapoſtel“ anerkennen, den eine Milliarde Menſchen als ihren Erlöſer anbetet, ſollte nicht ſo verſteckt, unanſehnlich und faſt unſichtbar gelaſſen werden. Dieſer Fels müßte frei in nackter Einſamkeit, wie der des „göttlichen Dulders“ Prometheus, oder doch wie der des kettenſchmiedenden modernen Titanen im Weltmeere, emporragen, eine Piramide in der Wüſte der Welt! Dieſer Fels, wenn er der wirklich hiſtoriſche wäre, würde den Vandalismus zur Großartigkeit erheben: den Rieſenbau der Grabkirche ringsum abzubrechen und die marmornen Trümmer in weitem ehrfurchtsvollen Kreiſe, als umfaſſenden Ring über die Berge Jeruſalems zu ſchleudern.

Ich wurde von meinem Führer durch alle dieſe Räume, ich darf das Wort brauchen: gehetzt. Er mochte gerne, ſobald als

möglich sein Geschäft, für das er fünf Franken zu bekommen hatte, vollendet haben und seine eintönige eingelernte Art zu erklären, war geradezu eine widerliche. Ich empfing zu meinem Leid den Eindruck eines zwar großartigen, aber nur eines Raritätenkabinettes. Meine gespannte Erwartung, meine erhöhte Stimmung, mit denen ich gekommen war, wichen einer geistigen und körperlichen Abspannung, zu der eine Aufgeregtheit über ein für mich immerhin bedenkliches Unternehmen noch mehr beigetragen haben mochte. Mussa, der Kawaß, vertraute mir später, es habe ihn der Führer, weil er mich keinerlei christlich übliche Verehrung den heiligen Stätten bezeigen sah, besorgt gefragt: ob ich denn kein Christ sei? Er habe ihn aber mit der Auskunft beruhigt: ich sei ein närrischer Engländer und dieses Volk, wenn auch christlich, sei ein herätisches.

Durch das Portal hinaus tretend, saß der mohammedanische Pförtner mit einigen Freunden gekreuzter Beine auf einem Teppich, behaglich Rauchwolken blasend, die sich in die Kirche hinein verzogen, und Kaffee trinkend. Hier verzehrt er auch sein Mahl, das ihm aus den Klöstern gesendet wird.

Vor der Kirche wurde ich von zwei Männern angesprochen, ob ich nicht irgend ein Heiligenbild mir auf den Arm tätowiren lassen wolle?

Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr sollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die moslemitische Legende läßt, im Gegensatze zu diesem Verbote, keinen Anderen als den König David selbst das Tätowiren erfinden. Als dieser, erzählt sie, den Verrat an Uria begangen hatte, ergriff ihn tiefe Reue darüber. Um den schmerzlichen Ausdruck derselben sich für das ganze Leben gegenwärtig zu halten, ritzte er sich mit scharfem eisernen Griffel die Selbstanklage in Arme und Beine. Seitdem ist es im Morgenlande Sitte, daß Pilger nach Jerusalem und Mekka ihrem Leibe die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt,

oder einen Koranſpruch einätzen. Es artete dieſer fromme Gebrauch ſpäter aus und Verliebte brannten ihren Armen rote Herzen, wohl auch ganze Liebesgaſele ein. Die Beduinenweiber tätowiren noch heutzutage ihre Lippen blau, oder einzelne Male auf Stirne, Kinn und Wangen, als unvertilgbare Schönheitpfläſterchen. Die Kreuzfahrer brachten die Sitte ins Abendland, wo ſie ſich bis heute noch unter Soldaten und Wanderburſchen und — Pilgern nach Jeruſalem erhalten hat.

Das österreichische Hospiz.

Schutträthsel für Archäologen. — Wolken kommen. — Schiebtruhen. — Entdeckte Grotten.

Vom österreichischen Consulatsgebäude, das auf einer Anhöhe am Damaskusthore steht, abwärts in der Spitze des stumpfen Winkels, den die Damaskusstraße und die Via dolorosa bilden, wird das österreichische Hospiz für Pilger und für Kranke gebaut.

Ein ganzer Berg von Schutt mußte abgetragen werden, bis man auf einen steinigten Grund gelangte. Der Schutt durfte aus besonderer Begünstigung des Pascha's unmittelbar vor dem Damaskusthore ausgeschüttet werden. Schon erhoben sich ansehnliche Hügel desselben, die künftigen Räthsel für archäologische Kombinazionen. Ich sah der Arbeit der Araber oft zu, die fast immer unter Singen gethan wird. Eines Tages sangen sie: „Wolken kommen!" und hörten nicht auf, diese zwei Worte den ganzen Tag singend zu wiederholen. Ein Arbeiter gab mit diesen Worten das Signal, daß der ihnen verhaßte, christliche strenge Aufseher nahe. Ein anderes Mal beginnen sie, wenn der Baumeister kommt, etwa: „Sei gegrüßt, o Herr!" Und diese Worte bleiben der Liedestext für den ganzen Tag. Ich konnte zu jeder Zeit und selbst wenn die Arbeiter in heißester Sonnenglut die ununterbrochene Arbeit verrichteten, viel Heiterkeit unter ihnen bemerken.

Großes Vergnügen bereiteten die ihnen neuen Schiebtruhen mit Rädern zur Wegschaffung des Schuttes. Es gab ein förmliches Wettrennen damit. Dazwischen bewegten sich pflegmatisch

langweilige Kameele, denen die Steinlaſten gleich ſchwer zu beiden Seiten angehängt werden. Kleine Eſel mit Kalk, Waſſerſchläuchen und dergleichen erheben oft ihr grelles Schreien und trotten, angetrieben, munterer zwiſchen her.

Eines Tages wurden wir mit der Nachricht überraſcht, es ſeien unterirdiſche Stuben entdeckt worden. Unſere Neugierde war ſehr geſpannt und wir ſtiegen auf Leitern in den Unterbau des Hoſpizes. Wir befanden uns da in einer mannhohen Grotte mit fünf aus dem Felſen gemeißelten, mit ihm zuſammenhängenden Säulen, davon zwei viereckig ſind, drei wie verſteinerte Baumſtämme ausſehen. Zwei Fenſter und eine Thüre waren mit Steinen verlegt. Im ſteinigten Fußboden, nahe den Wänden, ſind runde Löcher, wie zum Durchzuge von Stricken beſtimmt, ausgemeißelt, daher die Araber die Grotte für einen Pferdeſtall hielten. Uns ſchienen es vielleicht die Behältniſſe für wilde Thiere, die für den Zirkus eines römiſchen Imperators hier gehalten worden ſind. Die Koſten einer weiteren Ausgrabung, ſo anreizend ſie war, durften nicht gewagt werden, und ſo iſt eine vielleicht ſehr intereſſante Entdeckung für Jahrhunderte wieder verloren; nur ſoviel ſchien ſich feſtzuſtellen, daß dieſe Baulichkeiten unter dem Niveau der Via dolorosa ſich hinziehen und die ohnehin willkürliche Annahme derſelben monumental widerlegen möchten. Eine zweite, dem Damaskusthore nähere Grotte iſt höher, aber kleiner, der Boden mit zollgroßen Steinen moſaikartig gepflaſtert; auf demſelben lagen zwei Stücke prächtig weißen Marmors, davon ich, wie auch ein Moſaikfragment, durch die Güte des Herrn Endlicher mit in die Heimat brachte.

Das Kreuzkloſter.

Marmorbrüche für des Hoſpiz. — Weiß-Rot. — Sparſamkeit am unrechten Orte. — Die Bundeslade. — Bauſtil. — Schulen und Schlafhallen. — Tolles Pferd.

Graf Pizzamano hatte die Freundlichkeit, mir ſeinen arabiſchen Rotfliegen-Schimmel, einen Paßgänger, ſatteln zu laſſen und ich ritt, als wir aus den Grotten heraufgekommen waren, in Begleitung des Herrn Endlicher zu dem Kreuzkloſter. Am Damaskusthore meldete der Kawaß unſern Hinausritt an, um, wenn wir nach ſieben Uhr etwa erſt zurückkehren ſollten, das Thor noch offen zu finden. Wir ſprengten durch eine mit Oelbäumen bepflanzte Thalſchwingung, zur Linken die Stadtmauer gegen das Jaffathor hinauf und gelangten zu den Steinbrüchen, aus denen das Hoſpiz die Steine holt. Es iſt ein poetiſcher Gedanke des Architekten, daß er die Fronten des Gebäudes ſchichtenweiſe mit rotem und weißem Marmor, den öſterreichiſchen Farben, bekleidet, und nur zu beklagen iſt es, daß eine ängſtliche Sparſamkeit die Ausführung eines großartig gedachten Baues hemmt. Es ſollte nicht vergeſſen werden, daß es der öſterreichiſche Klerus, daß es Oeſterreich iſt, das nach ſechs Jahrhunderten zum erſten Male wieder in der heiligen Stadt Fuß faßt und nicht zurückſtehen darf hinter den monumentalen Werken Englands und Preußens. Freilich hatte der urſprünglich ohne Lokalkenntniß voreilig entworfene Koſtenüberſchlag von 60,000 Gulden ſchon das Doppelte erreicht, ohne daß mehr als die Wegräumung des Schuttes und die Grundmauerung möglich geweſen wäre.

Am offenen mohammedaniſchen Friedhofe vorbei, über ſteinigte

Felder, auf denen verſtreut Olivenbäume grau grünen, in eine Thalſchlucht einlenkend, hielten wir nach zwanzig Minuten vor dem Kloſter. Auf einer der kleinen Anhöhen des zurückgelegten Weges, erzählt Geramb, ſoll die Bundeslade geſtanden haben. Wann und aus welchem Anlaſſe gibt der abenteuernde Fantaſt nicht an. Das Kloſter ſteht an der Stelle, wo der Stamm zum Kreuze für Chriſtus gefällt worden ſein ſoll.

Es iſt ſchwer, den Bau dieſes Kloſters zu ſchildern. Weite Höfe, freie Treppen, auf und nieder, große Säle, Erker, ein im Bau begriffener Glockenthurm, bogenüberwölbte Hallen, freie Terraſſen; alles ſcheint ohne Plan und zufällig entſtanden zu ſein, und gewährt eben dadurch ein fantaſieanregendes Bild. Nur ein architektoniſch meſſendes Auge könnte ein ordnendes Geſetz in dieſem modernen arabiſchen Baue erkennen.

Wir ſahen zwei Lehrſäle, wo Knaben in Elementargegenſtänden, Religion, Geographie und Sprachen Unterricht erhalten und wurden hierauf in die wohleingerichtete luftige Schlafhalle der Zöglinge und in den Speiſeſaal geführt, wo in muſterhafter Ordnung für das Abendmahl der Mönche und Zöglinge die Tiſche gedeckt waren.

Auf dem Rückwege hatte ich Mühe, das feurige Pferd zu bändigen. Jagend und über Gräben ſetzend, brachte ich es, mit ſtarker Fauſt die Zügel kürzend, nur dahin, daß es ſich bis zum Ueberſtürzen bäumte. Ich wünſchte mir in dieſem Momente die Schenkelkraft Gottfrieds von Bouillon, der jedem Pferde mit ihr die Rippen einbrechen konnte. Eine uns entgegenkommende Schaar von Kloſtereleven mit den ſie begleitenden Mönchen ſchien es zur Ruhe zu bringen. Ich hörte ſpäter, daß das ſonſt treffliche Pferd zuweilen tolle Launen habe, die ſelbſt dem geübteſten Reiter das Leben koſten können.

Die Dunkelheit hatte uns, wie immer im Morgenlande, plötzlich überfallen. Die vor dem Jaffathore Luſtwandelnden erſchienen im Abſtich zu dem noch roten Abendhimmel ſchwarz und größer. Die weiten Gewänder flatterten im Abendwinde und gaben der ganzen Szene ein fantaſtiſches Anſehen.

Das griechiſche Kloſter.

Ein ſilbernes Herz. — Ein geweihtes Kruzifix. — Abgelehnte Spende. — Ein berühmter Vater.

Eine geiſtvoll anmutige ſerbiſche Dame in Wien, deren Herz damals bedrängt ſein mochte, ließ eines aus Silber formen, als Weihgeſchenk für die heilige Grabkirche. Sie bat mich, es dem griechiſchen Kloſter zu übergeben. Mein Name war als der des überbringenden Pilgers in das Herz gravirt, und da ich vom griechiſchen Patriarchen Jeruſalems, der ſeit Jahren ſeinen Sitz in Konſtantinopel hat, ein Empfehlungsſchreiben zu überreichen hatte, wurde mir der Beſuch, den ich nur bis nach Beendigung meiner Miſſion verſchoben hatte, um ſo leichter. Dr. Fränkel begleitete mich.

Wir wurden von den Prieſtern, deren edel geformte Köpfe und ſchöne Geſtalten auffielen, auf das Freundlichſte empfangen; ſie wußten, daß ich Jude ſei und fanden nichts Störendes darin, daß ich der Ueberbringer eines Weihgeſchenkes, auch ein ſchön aus Lindenholz geſchnitztes Kreuz eines Freundes mit der Bitte überreichte, es auf dem heiligen Grabe zu weihen. Ein Prieſter wurde in die Grabkirche, die eigends aufgeſperrt werden mußte, geſendet, um das Herz am Altare zu befeſtigen und das Kreuz zu weihen.

Wir empfingen unterdeſſen Tſchibuk und Kaffee, ſüß eingeſottene Früchte, Liqueur und friſches Waſſer. Der Stellvertreter des Patriarchen ſchrieb mir eine griechiſche Quittung über den Empfang des ſich opfernden Herzens, wobei er viele Mühe hatte, meinen Namen richtig zu ſchreiben, wie denn das Schreiben ihm

keine sehr geläufige Beschäftigung schien. Als ich für das Aufsperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerksam gemacht, eine kleine Geldspende für die Kirche überreichen wollte, wurde sie mit den Worten abgelehnt: „Wir sind Dir verpflichtet für das Weihgeschenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht hast. Der Name der frommen Dame ist mir nicht unbekannt, Gott segne sie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir schieden in der freundlichsten Art; etwa zwölf Priester gaben uns das Geleite.

Das armeniſche Kloſter.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloſter der Armenier. Es bildet mit ſeinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terraſſen, ſeiner Kirche und einem Garten faſt einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abweſend war, wurden uns auf ſilbernen Geſchirren die üblichen Erfriſchungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunſtreich aus Alabaſter gemeißelter Brunnen, ſchön geformte blanke Meſſinggitter fallen beſonders auf, der Eſtrich iſt bunter Marmormoſaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher iſt die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geſchmückt. Die Bilder jedoch ſind alle ohne Kunſtwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Rieſenperlen an rotſeidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im erſten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

Das abissinische Kloster.

Armut und Pracht. — Grab der Kaiserin Helene. — Schwarze Mönche und Nonnen. — Weißer Bart eines Negers. — Maulbeeren. — Fußkuß.

Wie in der Grabkirche die arme Kapelle der Kopten zur Pracht des Ganzen einen rührenden Gegensatz bildet, so ist der Eindruck des abissinischen Klosters einer Herberge der Armut zu vergleichen, gegenüber den Palästen der Griechen und der Armenier.

In einem großen Hofraume, dessen eine Seite durch die Grabkirche abgeschlossen ist, liegen Säulenreste, theils verstreut, oder halb zerbrochen aufragend. An den Wänden sind Bogenansätze sichtbar und das Ganze gewährt einen ruinenhaften Anblick. Einige Maulbeerbäume geben Schatten. In der Mitte dieses Hofes befindet sich ein kapellenartiger Bau, durch dessen Fenster ich in einen dunklen, tiefen, von einer Lampe matt erhellten Raum niedersah, in das vermeinte Grabmal der Kaiserin Helene. Entlang der Mauern sind einzelne Stuben, deren Thüren gegen den Hofraum offen sind und nur so Licht erhalten. Dies sind die Zellen der schwarzen Mönche und schwarzen Nonnen, die im Schmutze derselben, in zerlumpten Kleidern rauchend auf dem Boden kauerten, oder im Hofe nicht wie, sondern als wirkliche Bettler umhergingen. Eine Nonne, die mehr aus Gewohnheit als aus Züchtigkeit ihr schwarzes, altes, verfallenes

Antlitz verhüllte, rieb zwischen zwei Steinen Weizenkörner zu Mehl. Frappant war mir unter den Mönchen die hier zum ersten Male gesehene Erscheinung eines schwarzen Menschenantlitzes mit schneeweißen, vom Greisenalter gebleichten Augenbrauen und einem langen, weißen Barte. Ich wurde von den Mönchen, um ihre morgenländische Gastfreundlichkeit aus Armut nicht völlig verleugnen zu müssen, eingeladen, von den Maulbeeren, die eben reif an den Bäumen hingen, zu essen. Ein kleines Geschenk, das ich dem Mönche, der uns umherführte, gab, erwiderte er durch das Küssen meiner Füße.

Diakoniſſinnen.

Blumen und Dornenkränze. — Die Schweſtern und der Pfarrer. — Kranken- und Schulzimmer. — Weiblicher Apotheker. — Wohlthuende Ordnung.

Einen freundlichern Eindruck machte auf mich das Haus der preußiſchen Diakoniſſinnen. Eingetreten fand ich in einer Stube im Hofraume die Schweſter Charlotte, der ich vom Superintendenten der evangeliſchen Gemeinde in Wien Grüße zu überbringen hatte. Sie war fieberkrank und konnte ſich nur ſpielend mit dem Auftragen trockener Blumen, die an hiſtoriſchen Stätten gepflückt werden, beſchäftigen. Sie war ſo gütig, mir einige mit künſtleriſchem Sinne zuſammengefügte Kränze als Pilgerſpenden für Freunde zu überlaſſen und einen von mir erbetenen Kranz aus Dornen noch beſonders zu winden.

Die Schweſter Roſette führte uns in die Krankenſtuben, wo fünf Betten für Männer und vier für Weiber bereit ſind.

Die Krankenwartung, Apotheke und Küche werden von den Schweſtern beſorgt. In der Schule fanden wir vier Mädchen, die nach den Elementargegenſtänden in Religion, Naturgeſchichte, Geographie, in engliſcher und deutſcher Sprache von einer Schweſter unterrichtet werden.

Im Bibliothekzimmer gab der proteſtantiſche Pfarrer für den der k. preußiſche Conſul Dr. Roſen im Auftrage ſeiner Regierung eben ein Haus um 13,000 Thaler angekauft hatte, einer Schweſter Bibelunterricht.

Das Gespräch mit den Schwestern und dem Pfarrer, freundlich es war, bot nichts, was ich als bedeutend oder belel rend in mein Notizbuch eingetragen hätte. Ein verständig klar Erfassen der Pflichten des Tages, ohne, wenigstens mir gegenübe die leiseste pietistische Andeutung sprach sich ruhig aus. Das In stitut ist noch räumlich und geistig in seinen Anfängen begriffen das Ganze macht den Eindruck wohlthuender Ordnung und du tender Reinlichkeit.

Hareme.

Einrichtung. — Die Frauen. — Eine braune Sklavin. — Naive Fragen. — Herzliches Benehmen. — Zwillinge. — Dichter und die Frauenschönheit.

Herr Dr. Fränkel, der auch in den mohammedaniſchen Häuſern beſchäftigte Arzt, verſchaffte mir das im Abendlande ſtets mit ſehnſüchtiger Neugierde und mit feinſchmeckendem Lächeln beſprochene Vergnügen, der Gaſt eines Harems zu ſein. Nachdem ich, ohne eine Gefahr beſtanden zu haben, glücklich den weißen, braunen und ſchwarzen Frauen und Sklavinnen entkommen, und ohne türkiſche Eiferſucht zu erwecken, aus den Haremen zurückgekehrt bin, will ich dieſes Paradies des Moslem ſchildern und einige ſeiner Geheimniſſe verrathen.

Ohne früher angekündigt zu ſein, traten wir in das Haus des reichen Effendi Faëdi. Aus einer engen dunklen Vorhalle kamen wir, eine Treppe hoch auf eine offene Terraſſe. Hier empfing uns der auf und ab ſchreitende Herr des Hauſes in freundlichſter Weiſe und lud uns ein, ihm in das Frauengemach, das eine Treppe höher gebaut iſt, zu folgen.

Oben angelangt, befanden wir uns auf einem kleinen Vorplatze vor einer Thüre. Hier ſtanden mehrere Paare hölzerner Stöckelſandalen und gelber Pantoffel, wie ſie Frauen ablegen, um den Teppich der Stuben nicht zu beſchmutzen.

Die nicht eben alte, aber gealtert ausſehende Frau ſaß von vier verheirateten Töchtern umgeben, deren eine früher in Naplus wohnhaft, Witwe geworden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Dr. F. wurde wie ein Hausfreund in Europa aufs herz-

lichſte empfangen, faſt mit einer Umarmung, ihm und mir Sitze auf dem Divan angewieſen.

Das Geſpräch wurde arabiſch geführt und bezog ſich auf gemeinſchaftliche, mir fremde Gegenſtände und Verhältniſſe. Ich hatte Zeit, Szene und Perſonen zu betrachten.

Die Stube hatte vier Fenſter, ſtatt der Scheiben waren enge Holzgitter angebracht, die den Blick in die Straße gewährten, ohne daß man von unten herauf bemerkt werden konnte. Entlang den Wänden waren einen Schuh hohe, breite Divane, mit buntem Ziz überzogen; der Eſtrich mit einem Teppiche belegt. Eine Mauerniſche durch eine bunt angeſtrichene hölzerne Thüre zu einem Schranke benützt, unterbrach eine der Wände.

Die Frauen trugen weite, meiſt farbig geſtreifte Gewänder, die vorn offen, die Bruſt durch einen hell roſenroten, feinſten Schleier ſehen ließen. Das Haupt bedeckte ein Tarbuſch. Augen, Lippen und Wangen geſchminkt, hatten die Geſichtszüge nichts, was ihnen eine beſondere Bedeutung gegeben, oder, wiewohl ſie angenehm waren, Aufmerkſamkeit zugewendet hätte. Die Nägel und die Handflächen waren gelb gefärbt.

Die Frauen zogen von Zeit zu Zeit den Schleier über dem Kinne zuſammen, um ihn gleich wieder fallen zu laſſen, ſo daß dies Thun mehr als ein gewohnheitliches, als abſichtliches erſchien. Das Geſetz des Profeten hatte hier, wie ſchon häufig im Oriente, ſeine Kraft verloren:

„Und ſage den gläubigen Frauen, ſie ſollen ihre Augen niederſchlagen und ihre Keuſchheit bewahren und ihre Reize nicht entblößen und ſie ſollen ihre Schleier auf ihre Buſen fallen und ihre Reize Niemand als ihre Gatten ſehen laſſen und ſollen nicht ihre Füße auf eine Weiſe zuſammenſchlagen, daß dadurch etwas von den Reizen, die ſie verbergen, entblößt werde.“

Eine abiſſiniſche Sklavin, jung und auffallend üppig, brachte mit dem üblichen ſtummen Gruße Limonade, die Waſſerpfeifen und den Kaffee. Ihr Haar war etwas kraus und hing regellos um das dunkle, broncefarbene Angeſicht, aus dem grauhelle Augen eigenthümlich hervorleuchteten. Die Naſe war kurz und ſchön geformt

nur die aufgeworfenen Lippen und die Farbe mahnten an die fremde Raçe und ließen die prächtigen Zähne nur um ſo weißer hervorglänzen. Der Hausherr mochte bemerken, daß mein Auge länger auf der Sklavin weilte, denn er lächelte verſtändnißinnig und ließ, da er vernommen hatte, daß ich einen ſchwarzen Knaben kaufen wolle, nach einigen Tagen diplomatiſch anfragen, ob ich mich nicht zu einem ſchwarzen Mädchen lieber entſchließen könnte?

Die Witwe war die heiterſte unter den Frauen, ihr Scherzen hatte kein Ende mit dem Doktor und zu mir gewendet ließ ſie mich durch ihn fragen: Warum ich als ſein Freund dulde, daß er nicht wieder heirate und ob ich ſelbſt eine Frau habe? Als ich ihr dies bejahte, fragte ſie weiter, ob ich denn nur die eine habe?

„Wir im Abendlande dürfen nicht zwei Frauen nehmen.“

Mit wahrhaft mitleidigem Tone ſagte ſie: „Ihr Armen!“ Und gleich wieder munter: „Was kennſt Du auf Erden Schöneres als eine Frau?“

„Vier Frauen! wie Dein Profet ſie jedem Moslim erlaubt.“

Die Frauen lachten und der Hausherr ſagte: „Du biſt ein ſehr kluger Frangi! und ich ſtaune Deine Gelehrſamkeit an. Aber ihr im Abendlande ſeid im Irrthum über uns. Wir haben ſelten mehr als eine Frau. Aber wir können unſere Frauen, wenn wir mit ihnen unzufrieden ſind, leicht verſtoßen und immer wieder eine andere zu uns nehmen.

Die Frauen hörten ernſt und unverwandten Blickes den Hausherrn an, wie ſie immer ehrerbietig thaten, wenn er ſprach.

Die Frau des Hauſes fragte mich hierauf, ob wir unſere Frauen ſtreng bewachen, und als ich ihr bemerkte, daß bei uns jede Frau die Hüterin ihrer eigenen und der Ehre ihres Mannes und von einer Bewachung nur im Sinne des Schutzes die Rede ſei, erwiederte ſie: „Es giebt keinen beſſeren Beweis für die Liebe des Mannes, als wenn er ſeine Frau ſtreng bewacht.“

Nach einer Stunde des Aufenthaltes nahmen wir zum allgemeinen Bedauern Abſchied und wurden um ſo nachdringlicher zu baldigem Wiederkommen eingeladen, als die Frauen hörten, daß

ich ein Arzt ſei. Sie reichten uns, wie es in England ſchöne Sitte iſt, zum Abſchiede auf das herzlichſte die Hand und geleiteten uns bis zur Thüre des Zimmers, während der Hausherr uns bis zu der des Hauſes vorausſchritt.

Wir gingen hierauf in ein anderes Haus, um eine fieberkranke mohammedaniſche Frau zu beſuchen. In einer Stube, wie die eben beſchriebene, lag die Frau in einer Ecke auf dem Eſtrich. Das Bett wird in mohammedaniſchen Häuſern jeden Abend bereitet und des Morgens wieder weggeräumt.

Die Kranke war fünfzehn Jahre alt, Mutter zweier Kinder und von ſehr anmutiger Geſichtsbildung. Das Fieber rötete ihre Wangen und über ſtechenden Schmerz der Leber klagend, rief ſie einigemal in rührend bittendem Tone: „Mache mich bald für meinen Mann geſund.“ Eine Sklavin hatte uns zu ihr geführt, und ſie verrieth, vielleicht des großen Schmerzes wegen, den ſie litt, keine Art von Verlegenheit, als ſie mich, einen ihr völlig fremden Mann, mit dem Arzte eintreten ſah. Dieſer führte mich als Arzt auf und ſie reichte mir ſogleich beide Hände hin, um an beiden gleichzeitig den Puls fühlen zu laſſen.

Einen reicheren, völlig fremden Anblick gewährte das Innere des Hauſes von Effendi Mohammed Ali. Durch eine kleine Thüre in eine dunkle gewölbte Thorhalle eintretend, wo ein Pferd und ein Eſel angebunden ſtanden, gelangten wir, nur wenige Stufen empor, in einen großen Hofraum, in welchem Mandelbäume rot blühten und zwölf ſchwarze Sklaven jeden Geſchlechtes und Alters, die Frauen nur mit langen Hemden, die Männer halb gekleidet, unter lebhaftem Schreien mit leichten Arbeiten beſchäftigt waren.

Die Frauen ſcheuerten an den Ziſternen meſſingene Geräte, Glutpfannen, Waſchbecken, Unterſätze von Nargilehs, die Männer putzten Pfeifenröhren, trugen kleine Holzbündel, die Kinder tummelten ſich zwiſchen durch.

Unter ihnen ging die bunt gekleidete Frau des Hauſes, eine Papierzigarette rauchend, umher und verhüllte, als wir eintraten, ihr Antlitz mit einem ſchwarzen undurchſichtigen Schleier. Sie begrüßte den Doktor und bedauerte, daß ihr Herr nicht zu Hauſe ſei, doch ſolle er es ſich in demſelben mit ſeinem Freunde gefallen laſſen. Sie verließ hierauf raſch den Hofraum und zog ſich in die Frauengemächer zurück.

Der Doktor bemerkte mir, daß die Verſchleierung und die raſche Entfernung nur meinetwegen und weil der Herr des Hauſes nicht gegenwärtig ſei, ſtattfinde. Er hatte die Frau vor Jahren von Zwillingen entbunden, wobei ſie ſich weit natürlicher als jede Frau im Abendlande benommen, und ſeit jener Zeit eine beſondere dankbare Verehrung für ihn habe. Wie denn ſeiner Erfahrung zu Folge, Dankbarkeit ein vorragender Zug im Charakter der Mohammedaner ſei.

Zwei ſchöne, ſiebenjährige Knaben ſprangen jetzt aus den Gemächern, in welche ſich die Frau zurückgezogen hatte, heraus und an den Doktor freudig heran.

„Sehen Sie! die Mutter ſchickt mir ihre Kinder, um mich zu ehren. Hören Sie was ſie mir antworten werden. „Wer bin ich denn, ihr lieben Kinder?“

Wie aus einem Munde riefen ſie: „Du biſt unſer zweiter Vater.“

Sie führten uns im Hauſe umher, das eine Treppe hoch einen großen Saal mit vielen holzgitterigen Fenſtern hat. Die Divane waren von hochrotem Wollſtoffe und mit goldenen Franſen verbrämt; die Polſter ebenfalls mit rotem Stoffe überzogen und mit goldenen Blumen bepreßt. Kein Lüſter, kein Spiegel war zu ſehen: Fenſterſtöcke, in Mauerniſchen angebrachte Schränke und die Thüren von weichem Holze und mit keinerlei Farbe angeſtrichen.

„Sehen Sie, das iſt die gerühmte orientaliſche Pracht!“ ſagte der Doktor.

Wir gingen über die Terraſſen, durch Bogen, Höfe, durch ein unbeſchreibliches Chaos von Bauſtiel zu einer anderen Seite des Gebäudes, wo ein zweiter Saal mit Nebenſtuben eben vollendet war.

Geſtatte uns nun der freundliche Leſer, das Bild des morgenländiſchen Weibes im Spiegel der Dichtung zu betrachten.

Der Dichter gewährt ihm jede Huldigung, den ſüßeſten Ausdruck der Zärtlichkeit und der ſelbſt in Liebeswahnſinn übergehenden Zärtlichkeit, ſowie der unverbrüchlichſten Treue, wie ſie nur die Romantik aufzuweiſen hat.

Wir haben kein Lobgedicht auf Frauen gefunden, welches daſſelbe ganz ſchilderte, und ſo laſſen wir die Anſchauung der einzelnen Schönheiten des Weibes nach arabiſchen Dichtern hier folgen, und zwar in einer kleinen Blumenleſe, die von abendländiſchen Dichtern noch nicht völlig unternommen wurde und die gleichzeitig allgemein verſtändlich, keiner Noten, dieſer Bleigewichte an den Schmetterlingsflügeln eines Gedichtes, bedarf.

Schönheit.

Die Schönheit iſt der Orient,
Der Blitz der durch die Wolken brennt;
Sie iſt der Ring, der Wein, das Licht,
Das ſich in Edelſteinen bricht;
Der Löwe und der Welten Blut,
Der Quell, das Meer, die Roſenglut,
Koran, der Himmel, Stern und Mond,
Der Gipfel an des Daſeins Horizont.

Liebe.

Das Licht, die Sure, das Geſetz,
Aus Sternen ein geſtricktes Netz.
Schmelztiegel, Dolch und Königsgeier —
Auf Erden lebt kein Liebesfreier,
Noch keinen Sklaven hat ſie freigelaſſen.
Du mußt in Liebe dich zu Liebe faſſen.

Stirne.

Es glänzt die Stirne, ob mit Fluch, mit Segen?
Als weiße Schickſalstafel mir entgegen.

Von ihr bezaubert ganz, der Frühling hat
Ins Antlitz ihr geweht ein Lilienblatt.

Augen.

Aufrührer sind fürwahr die Augen meiner Lieben,
Sie haben aus dem Land der Ruh mein Herz vertrieben.

Ach ihre Augen, zwei Todtschläger,
Vom Rausche voll zwei Seelenjäger.

Wimpern.

Mir will kein Nahen zur Geliebten glücken,
Da Dolch und Lanzen mir entgegen zücken.

Verstohlener Blick.

Ein Himmelsunglück und ein wahres Schelmenstück
Ein Unruhstifter ist ihr halbverstohlner Blick.

Brauen.

Auf der Wageschale ihrer Brauen
Ist mein schwankendes Geschick zu schauen.

Wangen.

Die Nachtigall hat sich verirrt zu deinen Wangen,
Sie hielt für Rosen sie, im Frühling aufgegangen.

Sie zog den Schleier fort von ihrem Wangenpaar,
Das göttliche Geheimniß ward mir klar.

Muttermal.

In ihrem Angesicht der Neger wacht,
Verfinstert steht darauf ein Stern der Nacht.

Sie weigerte den Mund im Scherz,
Da küßt' ich ihr verbranntes Herz.

Mund.

Zwei ſchön gereimte Verſe ſchwellen
Die Lippen dir, die purpurhellen.

Und wenn ſie ſpricht, ich höre ihre Seele
Erklingen ſanft Salomos Juwele.

Nur eingebildet iſt der Punkt,
Der ihr als Mund im Antlitz prunkt.

Zähne.

Wem ſie anmutsvoll entgegen lacht in Gnaden,
Dem erglänzen feucht die Trauben der Plejaden.

Prächtig ſah ich, als mir Gruß die Lippen ſandten,
In Korallen eingefaßte Diamanten.

Zunge.

Ihr Mund iſt eine Kanne von Rubinen,
Die Zunge dran muß ihr als Piepe dienen.

Naſe.

Seh ich mir von ferne die Geliebte an,
Ein Profetenfinger winket mich heran.

Kinn.

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen.

Ohr.

In ihres Ohres Muſchel ruht
Die Perle meines Liedes gut.

Haare.

Das Haar von ihrem Haupt in Locken fällt,
Gleich Salomonis ſchwarzer Geiſterwelt.

Und ſchüttelt mit dem ſchwarzen Haupt die Holde,
Die Locken taumeln ihr, wie Trunkenbolde.

Ich ſah mein weißes Mädchen ſich erheben,
Verſchwinden gleich in ihrem ſchwarzen Haar;
Und ſo erſchien ſie mir ganz wunderbar,
Ein heller Tag von finſtrer Nacht umgeben.

Geſtalt.

Zeder, Palme, die Zipreſſe kaum
Gleichen dir, du Schmeicheleienbaum.

Die Geliebte.

Zur Kaaba pilgre ich heran,
Du biſt der Lichtvers im Koran.

Des Paradieſesvogels Schatten
Biſt du auf Erden hier dem Gatten.

Antike Steinbrüche.

Gefangene Juden. — Eine Quelle. — Namen der Felsen. — Toaste auf den Frieden Europa's. — Tacitus Meinung? — Vermessung.

Im Jahre 1855 erzählte ein Jude zufällig dem schottischen Reisenden Douglas, daß sich vor dem Damaskusthore eine kleine Oeffnung der Stadtmauer befinde, die zu weiten und tiefen Höhlen unter der Stadt führe, aus denen die Steine zum Tempelbau gebrochen worden sind. Herr Douglas verfügte sich heimlich mit einigen Freunden dahin, und gab einen kurzen Bericht über seine Entdeckung im Londoner „Athenäum".

Kurz vor meiner Ankunft in Jerusalem gab es, in Beziehung zu diesen Höhlen eine bedenkliche, jedoch heiter endende Szene. Eines Tages wurde eine bedeutende Anzahl von Juden, die mit Leitern, Stricken, Brecheisen, Laternen versehen waren, von türkischen Soldaten als Gefangene in die Behausung des Pascha gebracht. Da die Meisten Aschkenasim waren, hielt man sie für russische Spione, welche, da der türkisch-russische Krieg eben loderte, im Interesse Rußlands die Stadt Jerusalem durch Aufnahme ihrer Befestigungswerke und durch heimliches Minengraben, verrathen wollen.

Da die meisten österreichische Unterthanen, oder seine Schutzbefohlenen waren, wurde der Consul von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und brachte die ernste Situazion bald zu friedlichster Lösung. Unter den Juden verlautete nämlich der Besuch des schot-

tiſchen Edelmannes in den Höhlen vor dem Damaskusthore, und da ſie hörten, daß von dorther Steine zum Tempelbaue genommen worden ſein ſollen, konnten ſie dem Drange nicht widerſtehen und gingen unvorſichtig, keine Erlaubniß hiezu erbittend, die Höhlen zu beſichtigen.

Meine Neugierde war ebenfalls rege geworden, und Graf Pizzamano, der ſelbſt gerne die Höhlen ſehen wollte, ließ unſeren Wunſch beim Paſcha melden. Der franzöſiſche Conſul Herr Barrere und der Architekt Herr Endlicher hatten ſich uns angeſchloſſen.

Unter Vortritt der Kawaſſe und mit einem kleinen Gefolge von Männern, die Fackeln, Leitern und einige Flaſchen Wein und Cognac trugen, begaben wir uns nach Mittag um drei Uhr vor das Damaskusthor. Etwa fünfzig Schritte vor demſelben rechts, über moderne Schutthaufen, die vom Abgraben für den Grund des öſterreichiſchen Hoſpitzes herrühren, gelangten wir vor eine niedere und ſchmale Oeffnung, die dort iſt, wo die Stadtmauer auf ſichtbarem lebendigen Felſen emporgebaut iſt.

Wir befanden uns, etwa eine Klafter tief herabgelangt, unter einer weiten niedern Wölbung, unter der wir gebeugt gehen mußten. Der Boden war Schutt, und etwas gegen die Tiefe der Höhlungen geneigt. Thierknochen, wie ſie Hyänen oder Schakale bei ihren Mahlzeiten mögen übrig gelaſſen haben, lagen umher.

Am Ende dieſer Fläche befanden wir uns vor einem tiefen Abgrunde, über den ſich mächtige Bogen wölbten, die auf rieſigen, hohen Felſenſäulen ruhten. Zwei Männer kletterten mit Fackeln hinab, die rote, fantaſtiſche Lichter zu der hohen Kuppel empor und in die Räume hin warfen. Wir gelangten durch ſchmale Gänge, da und dort über ſchmalſte Felſenſteige, an Klüften, an Grotten und Niſchen vorüber, über Berge von Felsblöcken weg, unter Arkaden und ſäulengetragene Gewölbe. Auf einer Stelle wurden wir auf eine fickernde Näſſe aufmerkſam und ihrer Spur folgend, ſahen wir es herabtropfen. Das Waſſer ſchmeckte bitter, und erweichte den Fels. Ich nannte die Quelle: Thräne der Juden.

Weiterſchreitend ſchien eine auf die Spitze geſtellte Piramide unſeren Gang hemmen zu wollen; ſie war nur die Wand, hinter der wir wieder in andere Räume gelangten, wo koloſſale Felſenblöcke gemeißelt da lagen, die mit denen, der Größe nach wenigſtens, verwandt ſind, die wir an der Tempelmauer und ſonſt in Jeruſalem geſehen haben.

Wieder ſahen wir andere Stellen, wo nach einer leicht eingemeißelten Contur der Schnitt in den Felſen begonnen und mitten in der Arbeit unterbrochen nicht vollendet wurde. Wir wanderten mühſam, bald in eine ſchwindelnde Höhe, bald in einen finſteren Abgrund gelangend, an zwei Stunden durch dieſe unterirdiſche Welt, die bisher nur Einzelnen, wie eine Sage bekannt war.

Unſere Fantaſie war angeregt und wir fühlten uns wie Entdecker, die eine neue Welt betreten, berechtigt, ihr einen Namen beizulegen. Einen Felsblock, der ein länglich zugeſpitztes Dreieck an der Decke über uns bildete, nannten wir: die Davidsharfe; eine lange Felſengalerie: die des Gottfried von Bouillon; einen hohen Wall und einen Felſenthurm: Richard Löwenherz' Gefängniß; nicht fern eine Grotte, die des Sängers Blondell. Ein von einer Höhe den Abſturz drohendes Felsſtück wurde der Stein des Syſifos, und ein langer viereckiger Raum, in deſſen Tiefe eine Niſche ſich befindet, die Kirche Leopolds des Glorreichen genannt. Vier Dome tauften die Conſuln: Königin Victoriahaus, Abdul Medſchids Moſchee, Franz Joſefs Palaſt, Napoleons Mauſoleum.

Wir tranken, in die Vorhalle dieſer unterirdiſchen Welt zurückkehrend, auf den Frieden Europa's, der eben durch die Zeitungen in Jeruſalem bekannt geworden war. Feurige Toaſte in einer Gräberwelt, im Lande der Wunder, der beſiegten Könige und der verſtummten Proſeten!

Als wir die Flaſchen und die Gläſer unſerer aus Mohammedanern und Juden beſtehenden Begleitung reichten, tranken ſie fröhlich Cognac und Wein, und als hätten ſie die erhöhte Stimmung unſerer Reden verſtanden, ſchmetterten ſie die Gläſer an die

Felſen, daß es klirrte und im roten Fackellichte wie Sterne in der Finſterniß aufblitzte.

Einige Tage darauf beſuchte ich dieſe Höhlen noch einmal mit dem gelehrten k. preußiſchen Conſul Dr. Roſen, dem ich von unſerem Gange erzählte und ſeine Wißbegierde rege gemacht hatte. Er ſprach die Meinung aus, ob wir uns nicht in den „cavati sub terra montes“ des Tacitus befänden und ob nicht Verbindungen mit den unterirdiſchen Räumen des Tempelplatzes ſich entdecken ließen? Eine nähere Unterſuchung der Archäologen und Topographen, wie Robinſon und Tobler, würde gewiß die Dunkelheit dieſer unterirdiſchen Räume aufhellen.

Herr Endlicher verſprach genaue Meſſungen vorzunehmen, und einen Plan dieſer Höhlen, die wir als uralte, vergeſſene Steinbrüche erkennen mußten, zu entwerfen. Wir werden die Arbeit mit einer ſachlichen Beſchreibung der gelehrten Welt vorlegen.

Auf dem Blutacker.

Hebräiſche und griechiſche Inſchrift. — Campo ſanto in Piſa. — Die Höhlen. — Verſchiedene Meinungen. — Das Judenreich wieder hergeſtellt. — Seltſame Gedanken.

Durch den k. großbritanniſchen Conſul Herrn Finn wurde ich auf Grabhöhlen in Hakeldama, dem Blutacker aufmerkſam gemacht, in denen ſich Schädel verſchiedener Raçen geſondert und geſchichtet befänden. Eingedenk des mir von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien gegebenen Auftrages, dem ich ſchon in Athen und auf dem Libanon genügen konnte, war mein Wunſch lebhaft, die Grabhöhlen zu durchforſchen, und wohl auch ein Zeichen mitzubringen, daß ich in dieſer Unterwelt geweſen ſei. Als Herr Finn eines Tages mich einlud, mit ihm auf den Blutacker zu gehen, war ich durch Geſchäfte verhindert. Seine freundliche Zuvorkommenheit machte mich ſpäter mit dem k. engliſchen Viceconſul von Kaifa Herrn Roggers bekannt, der die Güte hatte, unter Begleitung eines Kawaß mein Führer in die interreſſante Gräberwelt zu ſein.

Wir begaben uns zum Jaffathore hinaus und durch das trockene Bett des Kidron ſchreitend, gelangten wir in die Thalſchlucht Hinnom, an einen ſchroffen, ſenkrecht, bis 40 Fuß hohen, lang geſtreckten Abhang. Dieſer iſt voll Grabhöhlen, faſt nur eine in viele Kammern getheilte Gruft. Die meiſten Grabhöhlen ſind mit Steinen und Schutt ſo verlegt, daß man ihnen nahe ſein muß, um ſie zu bemerken. Eines dieſer Gräber hat da, wo

man eintritt, eine vierzeilige, mit hebräiſcher Quadratſchrift geſchriebene Inſchrift; von denen nur fünf Worte leſerlich ſind. Die erſte Zeile beginnt mit dem Worte למלכות, die zweite mit שנת in der Mitte der vierten Zeile ſind die Wörter למלכות ש' und ein ע kaum ſehr deutlich mehr zu leſen. Der fantaſtiſche Schilderer Jeruſalems, Rabbi Hillel, will durch den letzten Buchſtaben, der ein S iſt, verleitet: Salomo leſen, und ſo das Grab bis in die Zeiten dieſes Königs zurückverſetzen. Die angeführten hebräiſchen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „Tage" — „Jahr" — „Unter der Herrſchaft des Königs und Herrn." — Leider iſt das Wichtigſte, die Jahrzahl verloren. In einem anliegenden Grabe wurden eigenthümlich ſich ziehende im Geſteine befindliche Adern ebenfalls für jüdiſche Inſchriften angeſehen. An einigen anderen ſind griechiſche Inſchriften angebracht.

Ein neuerer, engliſcher Schriftſteller will dieſe Gräber, von denen ſchon Edriſi im zwölften, und Felix Fabri im fünfzehnten Jahrhundert als von alten Judengräbern ſprechen, entdeckt haben. Sie ſcheinen dieſelben zu ſein, von denen Benjamin von Tudela berichtet. Auch wird von dieſen Grabſtätten, als denen, für geſtorbene Pilger und Fremde geſprochen, in deren Räumen ſich fromme Einſiedler, etwa wie die moslemitiſchen Marabu aufhielten.

Ich fragte, wann wir denn das Hakeldama oder den für die dreißig Silberlinge angekauften Blutacker erreichen würden? und erfuhr zu meiner Ueberraſchung, daß wir uns eben auf demſelben befänden. Der Raum des Blutackers iſt nicht abgegrenzt und nur die Ueberlieferung bezeichnet ſeit Jahrhunderten eine gewiſſe Stelle des Bergabhanges als denſelben. Ein langes, ſteinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, iſt das ehemalige Leichenhaus, durch deſſen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabverſenkt wurden.

Ich erinnerte mich, daß ich zwanzig Jahre früher ſchon auf Erde vom Blutacker auf dem heiligen Felde in Piſa geſtanden habe. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieſer

Erde, die nach frommer Annahme Leichen in 24 Stunden verweſen machen ſoll, ungeheure Mengen als Ballaſt in Schiffe und brachte ſie nach Italien.

Wir hatten um die Höhlenräume genauer unterſuchen zu können, Kerzen mitgenommen; doch konnten wir ſie in den Gräbern ſelbſt erſt anzünden, indem wir nur auf Händen und Füßen uns fortbewegend, hineingelangen konnten.

Aus einem in den Fels gehauenen Vorgewölbe ſahen wir zur Rechten und zur Linken niedere Oeffnungen in den Felſen eingeſchnitten. Eingetreten waren in allen offene Sargtröge, in denen Schädel, nur wenig ſonſtige Knochenfragmente und Ueberreſte von Gewändern lagen, zerbröckelte und zerfaſerte kleine Stücke. Nachdem wir in alle ſechs Grabhöhlen getreten und wieder in das Vorgewölbe zurückgelangt waren, krochen wir in eine Oeffnung, welche dem Eingange gegenüber iſt, und zwar nach abwärts. Hier lagen hunderte von Schädeln chaotiſch durcheinander.

Die Bildung derſelben nur in geringerer Anzahl kaukaſiſch, die meiſten hatten den Negertypus; doch mag dieß zufällig in dieſer Höhle ſo ſein, denn ſchon in einer andern fanden wir das Verhältniß umgekehrt.

Von einer, wie ich in Jeruſalem reden hörte, ſymmetriſchen Aufſchichtung derſelben, wie die in der Schädelgruft zu Sedlec in Böhmen, ſahen wir nichts; auch nicht eine Sonderung nach Raçen. Vielleicht war es urſprünglich ſo; aber jeder Gaſt mag wohl, wie wir ſelber gethan, um ſie zu betrachten, Schädel von ihrer Stelle genommen haben, ohne ſie genau wieder an dieſelbe zurückzulegen. Mancher rollte uns auch unter den Füßen zu einer andern Höhle hinab. Ich nahm drei der Schädel mit.

Eine andere Gruft hat einen aus zwei Seitenſteinen und einem Querſteine gemeißelten Eingang, welche Zierarten, zwei Kränze und geflochtene Brote wie das Grab des Kalba Zebua haben. Die Vorhöhle zeigt matte Spuren von blauer und roter Malerei.

Vor der Höhle erwartete uns Herr Dr. Neumann, der wegen ſeines ſtärkeren Körperbaues mit uns nicht in die niedern und

ſchmalen Oeffnungen ſchlüpfen konnte. Der Kawaß that die Schädel ſorgfältig in einen Sack, um den im Intereſſe der Wiſſenſchaft begangenen Gräberraub vor den Blicken eines uns etwa Begegnenden zu ſchützen. Juden, Chriſten und Mohammedaner würden gleich ſehr unſer Thun verurtheilt haben, wenn wir nicht gar uns einer gefährdenden Mißhandlung ausgeſetzt hätten.

Als wir auf dem Rückwege allgemeine Weltzuſtände, die ſich zunächſt auf die Geſtaltung des Orients durch den letzten Friedensvertrag bezogen, beſprachen, und Herr Roggers wie über ein großes Thema geiſtvolle Variazionen ſprach, richtete er in einer plötzlichen Wendung die Frage an mich: „Glauben Sie, daß die Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren und hier herrſchen werden?“

Nein, mein Herr!

„Die Profeten aber ſagen es voraus?“

Auch den Beſitz Israels verkündet ſein patriotiſcher Feldherr weit größer, als er geworden iſt.

„Eben darum müſſen die Juden wieder zurückkehren in das Land ihrer Väter, um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen.“

Die Vorpoſten hier ſind jedenfalls traurige Wiedereroberer. Sind ſie Krieger? Sind ſie Ackerbauer? Sind ſie Handwerker? Ein Volk von Proletariern habe ich hier gefunden, das bettelnd die Hand nach Europa ausſtreckt, und das, verzeihen Sie, mein ſehr geehrter Herr! Ihre pietiſtiſchen Landsleute dem Glauben der Väter untreu zu machen bemüht ſind, indem ſie eben die wehrloſe Armut der Juden als Enterhacken benützen.

„Nicht die Juden, die den Meſſias erwarten, ſondern die, für welche er gekommen iſt, werden das Wort der Profeten erfüllen.“

Wie aber, wenn ich Ihnen den Spruch eines Profeten entgegenhalten würde, der in der Verſtreuung der Juden über die

ganze Erde und nicht in ihrer Vereinigung hier auf dem kleinen Lande ihre zu lösende Aufgabe, die Verbreitung der Gottesidee findet? Es ist einer mächtigen Fantasie eigen, und die der Profeten war eine solche, daß sie oft Entgegengesetztes ausspricht, und je nach der momentanen Stimmung Anschauungen hat, die mit einander im Widerspruch sind. Die Wahrheit und Ehrwürdigkeit der vollberechtigten erhabenen Stimmung sind aber nicht immer ewige Wahrheiten. Oder wollen Sie von Männern, zumal des fantasiereichen Morgenlandes, die in der Begeisterung in Bildern und simbolisch sprechen, dieselbe Consequenz wie vom verstandesklaren Parlamentsredner des nebelreichen Nordens, wenn er die Sache des Volkes vertritt? Und selbst im Talmud, den man das Produkt einer grübelnden Weisheit nennt; nicht einen Satz finden Sie, dem nicht ein anderer entgegenstünde. Sie können die Eine That aus ihm rechtfertigen und zugleich verdammen. Und ich muß stets lächeln, wenn ein Talmudkundiger Stellen zitirt, um seine Behauptungen zu beweisen. In solchen Fällen erbitte ich mir jedesmal die den Gegenbeweis führende Stelle.

„Aber war es nicht nahe, mein Herr! Wenn sich die Absicht des Kaisers Nikolaus erfüllt hätte, und das türkische Reich getheilt worden wäre? Die Theilung Polens, welche die große Kaiserin Maria Theresia weinend unterschrieb, es ist eben kein glorreiches, aber ein Beispiel für die kontinentalen Mächte. Wäre dann Egypten nicht Englands, Sirien Frankreichs, die Donau-Fürstenthümer Oesterreichs und weit mehr noch Rußlands geworden? Es sind Männer eigenthümlich strenggläubiger Art, die in unserem Parlamente sitzen. Mancher, seien Sie überzeugt, mein Herr! würde in einem solchen Momente, was er jetzt als nicht an der Zeit, als nicht praktisch erkennt und verschweigt, dann ausgesprochen haben: die Juden im gelobten Lande aus aller Herren Ländern zu sammeln und es zu einem jüdischen Griechenland etwa zu machen, oder Jerusalem zu einer Bundesfestung, wie das deutsche Mainz. Nennen Sie solche Redner Fantasten, mein Herr! Aber es gibt Menschen, zumal im altgläubigen Alt-England, die an die wörtliche Erfüllung der Profenworte glau-

ben, wenn ſie noch ſo nüchtern ſonſt die Gemeinintereſſen des Landes vertreten.“ —

Es ſind eigenthümliche Geſtalten, die ſich auf dem dreimal heiligen Boden der heiligen Stadt bewegen, und es iſt, als ſtrömte er einen unſichtbaren Hauch aus, der die Gemüter anders, als im dunklen Abendlande ſtimmt. Da faßt nicht ſelten die Fantaſie die Zügel der Gedanken, und was vielleicht an einem anderen Orte ſeltſam, unklar erſcheint, hier hat es ein Recht, ausgeſprochen zu werden. Man befindet ſich eben im Lande der Wunder.

Der Tempel.

Die Zahl 40. — Juden betreten das Heiligthum. — Ein Wahnſinniger zum Tode verurtheilt. — Mehmed Ali begnadigt. — Verbot des Talmuds. — Aszetik der jüdiſchen Fantaſie. — Erherzog Ferdinand Max und Sir Moſes Monteſiore. — Wiſſenſchaft und Glaube. — Engländer und Juden. — Eben Sch'tia. — Mohammedaniſche, jüdiſche und chriſtliche Legenden. — El Akſamoſchee.

Auffallend und wohl der Bemerkung wert iſt, wie oft in den heiligen Büchern die Zahl vierzig wiederholt iſt. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnen die Gewäſſer der Sündfluth. Vierzig ſind der Geſchenke Jakobs an Eſau; beider Alter, als ſie heiraten iſt vierzig Jahre. Vierzig Jahre weilt das Volk Israel in der Wüſte, eben ſo viele Tage Moſes auf dem Sinai. Nach vierzig Tagen kehren die Männer zurück, die das erobernde Land auskundſchaften gingen. Vierzig Jahre dauert die Waffenruhe nach dem Siege über Kuſchan Riſchathaim und nach dem Siege am Berge Tabor durch Debora. Vierzig Tage ſtellte ſich Goliat höhnend vor das Lager der Israeliten hin. Vierzig Jahre regieren die Könige David und Salomo und der Hoheprieſter Eli. Vierzig Tage war Jeſus Chriſtus ausgeſetzt vor ſeinem Tode und vierzig iſt die Zahl der altjüdiſchen Prügelſtrafe. Vierzig iſt die runde Zahl der heiligen Schrift, die beim Mangel einer beſtimmten allgemein hin ausgeſprochen wird.

Der Zufall fügte es, daß ich juſt vierzig Tage in Jeruſalem verweilte und jeden Tag, um es ebenfalls in runder Summe zu ſagen, vierzig moraliſche Streiche in die Seele empfing. Der ſchmerzlich wehmütigſte war der vierzigſte Tag meines Aufenthalts in Jeruſalem.

Ich ſtand auf der Stelle des Allerheiligſten im Tempel Jehova's.

Wer würde ſich nicht ſehnen, dieſe Stätte zu betreten? Sie allein iſt eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem wert. Der Erfüllung eines noch ſo heißen Verlangens von Hunderttauſenden war ſtets das Verbot der Moslemin entgegen; dem jüdiſchen Pilger aber auch noch das der eigenen Glaubensgenoſſen. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die Reinigungen durch die Aſche der roten myſtiſchen Opferkuh nicht mehr ſtattfinden können, betrachtet ſich Israel als unrein. Kein Unreiner aber durfte nach der heiligen Schrift das Heiligthum betreten, und haftete der Fluch des Ausgerottetwerdens auf demjenigen Juden, der dem Verbote entgegen handelte. So hat es zur Zeit des unzerſtörten Heiligthumes gegolten.

Nach der Zerſtörung finden wir in dem „Itinerarium hierosolymitanum" vom J. 333 nach der chriſtlichen Zeitrechnung folgende Stelle: „Es liegt ein Stein da" — wir werden dieſen ſpäter auf dem Tempelplatze in der Omarmoſchee ſehen — „zu dem jedes Jahr die Juden kommen, ſie ſalben ihn unter Wehklagen und Weinen und zerreißen ihr Kleid."

Ein Blutzeuge des alleinigen Gottes, Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden auf den Tempelberg. Als ſie emporſtiegen und ſprachen: „Unſer Heiligthum, unſer Ruhm, wo unſere Väter dich einſt geprieſen haben, iſt verbrannt und all unſere Herrlichkeit zerzört." Da, durchs verwüſtete Gemäuer fuhr ein Fuchs auf und an ihnen vorüber und ſie fingen über den Anblick zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte. „Wie kannſt Du, Rabbi," fragten ſie ihn befremdet, „lachen, wenn Du ſiehſt, was profezeit wurde: „Auf dem verwüſteten Berge Zions ziehen Füchſe einher." Und er antwortete ihnen: „Dieſe erfüllte Profezeiung iſt mir eine Bürgſchaft für die Erfüllung einer anderen, die da ſpricht: „Ich der Herr werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umzeben."

Zur Zeit der egyptiſchen Eroberung Syriens im Jahre 1833, rzählte mir Herr Rabbi Schwarz, fanden die Moslems des Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Moſchee, der ſich Nachts dahin eingeſchlichen und thöricht Lampen und Geräte zerbrochen hatte. Man erkannte bald, daß er wahnſinnig ſei, doch wurde er in einen Kerker geworfen.

Kein Jude durfte es wagen, ſich in den Straßen ſehen zu laſſen, und der Wahnſinnige wurde vom hohen Rathe zum Tode des Verbrennens verurtheilt. Die Beſtätigung des Todesurtheils mußte von Mehmed Ali eingeholt werden. Statt derſelben erfolgte die frappante Entſcheidung: Es ſeien die Wächter des Harams zu beſtrafen, die ihres Amtes ſo ſchlecht gewaltet hätten. Die Strafe des lebendig Verbranntwerdens treffe aber nur die Unbeſchnittenen. Der Jude darf zwar das Heiligthum nicht betreten, aber da er beſchnitten iſt, nicht verbrannt werden.

Die Erzählung dieſer Begebenheit ſchien mir eine Warnung, denn der fromme Rabbi mochte, weil ich viel über den Gegenſtand ſprach, meine geheim gehaltene Abſicht doch gemerkt haben.

Die Sehnſucht die Tempelſtätte zu ſehen, war in meiner früheſten Jugend, wenn ich ihre und des heiligen Dienſtes Schilderungen las, rege geworden. Meine Fantaſie ruhte oft auf den geheiligten Zinnen und auf den entweihten Ruinen! ſie beherrſchte mich, als mir das ungehoffte Glück zu Theil wurde, nach Jeruſalem zu pilgern, ſie ließ mich in der heiligen Stadt nicht ruhen, und wuchs, ſeit ich aus des Paſcha's Audienzſaal in den Tempelhof vom Oelberg über den ganzen Raum geſehen hatte, zu einer leidenſchaftlichen Forderung der Seele heran, der ich nicht zu widerſtehen wußte. Wenn ich in der Nähe des Haram ging, was täglich geſchah, und die Zugänge zum Tempel offen ſah, blieb ich jedesmal ſtehen und ich mußte einer faſt unwiderſtehlichen Gewalt gebieten, um nicht einzutreten und mich einer Todesgefahr auszuſetzen.

In neueſter Zeit wurde es dem Erzherzog Ferdinand Max, und dem Herzog von Brabant geſtattet, den Tempelplatz zu beſuchen. Der öſterreichiſche Conſul, der die Erlaubniß einholte, benützte die Gelegenheit und ließ, da der Andrang groß war, um die Prinzen zu ſehen, jeden der Theil nehmen wollte, mitgehen.

Die mohammedaniſche Bevölkerung gewöhnte ſich ſo an den Anblick „Chriſtenhunde“ die ihnen nach Mekka heiligſten Stellen betreten zu ſehen, und weil auch dem Schech eine anſehnliche Rente aus dem Beſuchen erwuchs, war es nicht mehr ſchwer, die Erlaubniß zu erhalten.

Der ſehr fromme und ſtrenggläubige Sir Moſes Monteſiore nahm keinen Anſtand den Tempelberg zu betreten und bis an die Stelle des Allerheiligſten vorzudringen.

Er war denn nach wenigſtens anderthalb Jahrtauſenden der erſte Jude wieder, der da ſtand, wo der Hoheprieſter nur am Verſöhnungstage allein hineingehen durfte. —

Es war ein Sabbat. Ich wohnte der erſten Frühandacht, die in der Synagoge der neu gegründeten Lehranſtalt gefeiert wurde, bei, um ſpäter, wenn ſich die Juden in den großen Synagogen verſammeln und keiner von ihnen in den Straßen zu ſehen iſt, mich in den Tempelraum zu begeben. Ich durfte den ruſſiſchen und polniſchen Juden keinen willkommenen Anlaß geben, mich mit dem Banne zu belegen, was auch zum Leide der Großgemeinde geſchehen wäre.

Mich ſelbſt aber hielt ich für genug rein geſtimmt, um die heilige Stätte zu betreten, nicht aber gewillt, eine koſtbarſte Erinnerung nicht zu erwerben, weil irgend ein Talmudiſt den Zutritt unterſagt hat.

Es iſt charakteriſtiſch am Judenthume, daß es jede ſinnliche Anregung zur Andacht vermeidet, ja wie wir es eben ſehen, bei einem durch die heiligen Schriften durch Tradizion und Geſchichte unwiderleglich echten Monumente ſtreng verbietet. Kein Erinnerungsmal, kein Bild, kein Klang ſtimmen und tragen die Andacht des Juden empor. Sein Gottesdienſt iſt asketiſch und an den unſichtbaren Gott darf kein Zeichen mahnen; keine gemeißelte Geſtalt, als fürbittender Wegweiſer in die Ewigkeit, aufgeſtellt ſein. Wie tief muß der fromme Glaube in Gemüthern leben, daß er ein unverſiegbarer Quell Jahrtauſende lang, wie oft auch verſchüttet und vergiftet, immer wieder geſund und klar zum Lichte ſtrömt! Und doch wirft man dem ſemitiſchen

Stamme eine überwiegende Verstandesschärfe vor, die allerdings durch die soziale Bedrückung zu allen Zeiten und in allen Ländern immer wieder zugeschliffen ward. Eine stets freie, ja gebotene Forschung in den heiligen und profanen Schriften, konnten der Glaubensseligkeit des Judenthums nicht die Schwingen lähmen, zum Aufschwung zu dem unsichtbar Einen, konnte ihm nicht die Kraft bändigen, für den Glauben der Väter, Schmach und Hohn und Tod in Demut zu ertragen. Es ist ein schlagender Beweis, wie Wissenschaft, Forschung und Erkenntniß dem echten Gottesglauben und der Frommheit des Gemüthes nicht schaden.

Wir dürfen es aussprechen, daß das verständigste, nüchternste Volk, das Volk der Kaufleute: die Juden und die Engländer die den religiösen Geboten am meisten huldigenden Völker der Erde sind. Dagegen bereiseten wir vor zwei Jahrzehenden ein Land, wo jede wissenschaftliche Forschung verpönt, die freie Entwicklung des Geistes nicht geduldet wird, und fanden es gerade in religiöser und sittlicher Verkommenheit. Und diese, auf Beobachtung der religiösen Observanz besonders aufmerksame Regierung, war in verhängnißvoller Zeit just die erste, gegen die sich die politische Empörung erhob.

Froh der günstigen Bewilligung des Pascha, begab ich mich um 8 Uhr Morgens, vom Kawaß des österreichischen Consulates begleitet, in den Haram.

Wir betraten im Hause des Pascha die Wachstube, die mit Flinten, Pistolen und Säbeln an den Wänden, wenn sie sonst reinlich gehalten gewesen wäre, ein genug stattliches Ansehen gehabt hätte. Der Wachekommandant lud mich auf den Diwan, der mit einem zerrissenen Teppich bedeckt war, zum Sitzen ein. Den dargebotenen Tschibuk und den Kaffee lehnte ich unter schicklichem Vorwande ab, weil es Sabbat war und es den Juden nicht gestattet ist, Feuer zu berühren und daher auch Frischgekochtes zu genießen.

Nach einigen Minuten Ausruhens kam der Schech der Moschee,

eine hohe, ſtarke, mit einem langen Stabe bewaffnete Geſtalt, der Kawaß des Paſcha's, noch einige bewaffnete und unbewaffnete Männer und ein ſyriſcher Chriſt als Dolmetſch. Der Schech lud mich ein, ihm zu folgen.

Wir gingen durch einen dunkeln ſchmalen Gang und traten plötzlich in das volle Licht des Tempelplatzes hinaus.

Ich werde die Schilderung durch keinen Gefühlsausdruck unterbrechen, um dem Leſer ein um ſo deutlicheres, ungeſtörtes Bild des Ganzen zu bieten.

Die Ebene des Berges Moria hat eine Breite von nahe an 1000, eine Länge von etwa 1600 Fuß und iſt allſeitig von maſſiven, nach innen etwa 15 Schuh hohen Mauern umgeben. Fünf Eingänge führen auf der Weſtſeite, wo der Klageort der Juden iſt, von der Stadt empor zum Tempelplatze.

An dieſer Seite ſind ſarazeniſche Gebäude, Erker, Thürmchen, Bogen, Hallen, in denen ſich einige „Medreſchen", Schulen der Mohammedaner, Wohnungen für Derwiſche, für die Diener der Moſchee und für Pilger befinden. Vor ihnen auf freiem Platze zwei überkuppelte Bäder. Gegen Morgen hochauf vermauert ragt das goldene Thor, oder wie es die Juden nennen: das Thor des Erbarmens, empor.

Auf dieſer Ebene erhebt ſich eine höhere Terraſſe, zu der von allen Seiten breite Treppen emporführen. Wir ſtiegen eine derſelben von Spitzbogen ſchön überwölbt etwa 15 Stufen hinauf. Dieſe Plattform iſt 550 Fuß lang, 450 Fuß breit, mit buntem Marmor belegt und trägt den Richterſtuhl König Davids und die Omarmoſchee. Ehe wir die Stufen empor ſtiegen, mußte ich die Schuhe abthun, was den Gang durch die weiten, mitunter ſteinigen Räume ſehr unangenehm machte.

Der Richterſtuhl, wie ihn die Moslems benennen, iſt eine auf hohen, ſchlanken Marmorſäulen getragene Kuppel, die mit den bunteſten Marmorarten ausgelegt iſt. Unter ihr befindet ſich eine Betſtelle, die, wenn ſie der andächtige Moslem betritt, ihm den Blick gegen Mekka gewährt.

Die nahe anliegende Moſchee Omars, im ſiebenten Jahrhunderte nach chriſtlicher Zeitrechnung erbaut, ſtellt ein Achteck dar, deſſen jede Seite ſiebenundſechzig Fuß mißt. Durch ſechsundfünfzig, mit farbig brennendem Glaſe ausgefüllte Spitzbogen-Fenſter fällt Licht in dieſelbe. Die zwiſchen den Fenſtern aufſtrebenden Wandpfeiler ſind mit ſchwarz, grün, rot und weiß glaſirten Ziegeln belegt, während ringsum der untere Theil der Wandflächen mit verſchiedenfarbigem Marmor geſchmückt iſt. Die mit Blei eingedeckte Kuppel funkelt mit einem goldglänzenden Ringe gekrönt. Soll er den Vollmond bedeuten? Marmorne Bogenhallen umgeben den Bau, zu dem von den vier Himmelsgegenden hohe Pforten führen. Eingetreten durch eine derſelben befand ich mich in einem magiſchen Dunkel. Die brennenden Lichter der bunten Glasfenſter waren durch die kühn gewölbte, lichtlos finſtere Kuppel, die von vier ſchweren ſteinernen Pfeilern und zwölf korinthiſchen Marmorſäulen emporgehalten wird, gedämpft.

Unter dieſer Kuppel, von rotem Damaſt überhangen, von reich vergoldetem Eiſengitter umringt, ragt es wie ein unregelmäßig Gewaltiges, gerundet empor. Dies iſt der Eben Sch'tia, „der Stein, auf dem die Bundeslade geſtanden iſt, aus welchem die Welt geſchaffen wurde," wie es im Talmud heißt. Es iſt ein Kalkſteinfels, der wie ein auf die Fläche des Tempelplatzes herabgefallener kikloppiſcher Meteorſtein daliegt und der Moſchee den Namen Kubbet es Sukhrah, Kuppel des Felſens, gab. Zwiſchen dem den Rieſen-Felsblock umgebenden Goldgitter und einem in der Runde ſich hinziehenden Corridor, der von acht Steinpfeilern und ſechszehn korinthiſchen Marmorſäulen gebildet wird, ging ich auf dem freigelaſſenen Kreiſe herum. Der Schech hob einigemal die ſchwere rote Damaſtdecke empor, um mich den Fels ſehen zu laſſen.

Die Wände der Moſchee und die aus Gebälk kunſtreich geformte Kuppel ſind grüngolden, arabeskenhaft und mit Koranſprüchen geſchmückt.

Wir ſtiegen aus dem Prachtbau, der in ſeiner Ornamentik übrigens ſehr vernachläſſigt ſchmutzig iſt, eine ſteinerne Treppe

hinab unter den mit Teppichen belegten Eſtrich der Moſchee und befanden uns in einem „die edle Höhle der Moslemin“ befindlichen Raume, in welcher der in der Moſchee ſelbſt aufragende Felſen ſich fortſetzt, oder vielmehr beginnt und wurzelt. Hier iſt er nackt zu ſehen, unterhöhlt und mit Holzbalken geſtützt. Dieſer Raum iſt nur von bedeutender Mannshöhe, aber von einem nicht unanſehnlichen Umfange. Hinabgelangt machte mich der Schech auf zwei Gebetniſchen aufmerkſam, in denen die Könige David und Salomo einſam wachend ihr Herz vor dem Herrn der Welt aufgethan und zu ihm gebetet haben ſollen.

Der Schech ſchlug mit ſeinem langen Stabe auf eine dem felſigen Boden eingefugte, metallene Platte, daß es einen dumpfen Klang gab, wie ein unterhöhlter Boden. Wirklich befindet ſich unter der Platte ein leerer, tiefgehender Raum, der Brunnen der Seelen, den die Moslems Birraruah nennen und der Eingang zur Hölle ſein ſoll. Hierher kommen diejenigen, die mit den Abgeſchiedenen geheimnißvolle Zwieſprache halten wollen. Später, weil die Böſen dem kühnen Beſucher manche Gefahr brachten, wurde die offene Mündung des Brunnens mit der metallenen Decke geſchloſſen.

Der Felſen ſelbſt iſt nicht nur von Mohammedanern, ſondern auch von Chriſten für heilig gehalten. Letztere meinten im Mittelalter, es ſei der Stein, auf dem Jakob ſchlief, als die Engel vom Himmel her zu ihm niederſtiegen und auf dem ſpäter der Todesengel ſtand, der das Volk wegen der Sünde König Davids zu ſchlagen geſendet worden iſt. Die Legende erzählt auch, dieſer Stein ſei unter dem Allerheiligſten im Tempel gelegen und verwahre noch jetzt die Bundeslade und heilige Geräte in ſeinem Innern. Den Moslems iſt der Felſen, nach dem in Mekka, der heiligſte auf Erden, er wird „einer von den Felſen des Paradieſes“ genannt, wohl auch als jener bezeichnet, auf dem Abraham ſaß, ehe er an das Opfer ſeines Sohnes ging. Der Schech machte mich auf die eingedrückten Fingerſpuren der Hand Abrahams aufmerkſam.

Herausgetreten aus den geheimnißvollen Räumen, ſtiegen wir

wieder eine Treppenflucht herab auf die Moriafläche. Rieſige, Jahrhunderte alte Zipreſſen ragen hier in den tiefblauen Himmel empor; ein marmornes Baſſin iſt von einigen Orangen- und Olivenbäumen überſchattet.

Wir gingen der zweiten Moſchee, welche ſich auf der Südſeite der Tempelarea befindet, entgegen, zur el Akſa. Dieſe Moſchee wird für eine altchriſtliche, der Jungfrau geweihte Kirche gehalten; ſie ſtellt ein Längenviereck dar und imponirt durch eine achtfache marmorne Säulenflucht, welche mächtige Architrave trägt, von denen aus ſich kühne Bogen ſpannen. Bedeutungsvoll und wichtiger für die Alterthumsforſchung ſind neben und unter der Kirche in den Fels hinein gegrabene Gewölbe, die durch Koloßpfeiler geſtützt werden und Quaderſtücke von gewaltigſten Dimenſionen. Der Schech erklärte mir, es ſeien dies Unterbaue des Salomoniſchen Tempels. Er ſchlug mit einem Steine einige Fragmente los und gab ſie mir zum Andenken; was er auch am goldenen Thore that. Ebenſo brach er von den Zweigen der Zipreſſen ab, um mir ſie als „Kinder des Heiligthums" zu verehren.

Ich legte wieder die Schuhe an und wanderte jetzt auf dem Tempelplatze umher, jedoch keinen Augenblick vom Schech und dem bewaffneten Gefolge verlaſſen. Einige Arbeiter, die mit Mauerausbeſſerungen beſchäftigt waren, ſonſt befand ſich Niemand auf dem weiten Platze.

Es war ein Schmerzwandeln in den ſtillen, ſonnigen Räumen. Ueber die Mauern herein ſchaute der Oelberg mit ſeinen ſteinigten Flächen, aus denen graugrüne Olivenbäume emporragten, wie Pilger, die hinauf ziehend, ſtehen geblieben ſind, um die Trauer der Landſchaft, um die Stadt zu betrachten und die Zweigarme empor zu heben, um zu beten.

Unter meinen Begleitern erhob ſich plötzlich ein Streit, indem Einer von ihnen von mir ein Backſchieſch verlangte, während ich dem Schech, um auch die Uebrigen zu betheiligen, die ganze, früher beſtimmte Summe übergeben hatte. Der Dolmetſch war nicht ſo

gefällig, mir die Urſache des Zankes zu erklären, doch konnte ich bemerken, daß der Schech gerne den größten Theil für ſich behalten hätte. Es war mir ein Streit zwiſchen Arabern nicht das erſte Mal hier vorgekommen, ſonſt hätte ich meinen müſſen, daß die Männer nur blutig aus demſelben hervorgehen würden; ſo heftig waren ihre Bewegungen, ſo blitzvoll die Augen, ſo gewaltig ihr Schreien. Und doch gingen ſie nach wenigen Minuten wieder friedlich neben und hinter mir her.

Ich gewahrte im Weitergehen an der ſüdlichen Seite der Stadtmauer eine Art Graben, zu dem keine Treppe hinabführte, und an deſſen einer Seite eine weite Oeffnung zu einer Höhle zu führen ſchien. Als ich fragte, ob man da eindringen könnte, bejahten das die Männer und munterten mich auf, hinabzugehen. Mein fragender Blick an den chriſtlichen Dolmetſch wurde zuſtimmend erwiedert und ſo kletterte ich, während meine Begleiter oben blieben, an der einen Wand der Grabenwand etwa drei Klafter tief, auf einzelne vorragende Steine, oder in Fugen tretend, hinab, indem ich mich an den anderen Steinen mit den Händen feſthielt. Ich trat dann durch die Oeffnung in eine tiefer liegende und abwärts führende Höhle, tief unter der Fläche des Tempelplatzes und ſtand in Finſterniß. Allmälig dämmerte es um mich her, dann in immer weiterem Kreiſe und zur Höhe empor. Ich ſtand in einem weiten Raume, in welchem viereckige gewaltige Steinpfeiler aufſtreben und mächtige Bogen tragen.

Der ganze Raum iſt mit Steinen und Schutt, an manchen Stellen bis an die Bogen reichend, angefüllt; ich mußte mühſam klettern, um wieder einige Schritte vorzudringen und das bei genug ſpärlichem Lichte, das an der Seite, von der ich hereingekommen war, durch Löcher hereindringt, die ſich zufällig in dem auch vor dieſem unterirdiſchen Bauwerke aufgehäuften Schutte befinden.

Ich war von einem heftigen Staunen ergriffen und konnte den Bau nur mit dem unterirdiſchen tauſend Säulenwerke nahe dem Almeidan in Konſtantinopel vergleichen. Schmerzlich war es mir aber, daß es Forſchern wie Robinſon und Tobler nicht gegönnt war, wie überhaupt auf den Tempelplatz ſo auch nicht hier herab

zu gelangen, um ihre gelehrte Kritik und ihre scharfen Maße anzulegen. Völlig unvorbereitet und ohne jeden Apparat, wie ich war, konnte ich nur ein allgemeines Bild dem Gedächtnisse einprägen und glauben, daß ich mich, vielleicht hier, in dem „cavati sub terra montes“ des Tacitus befand; in jenen Höhlungen unter dem Tempelraume, in die sich zur Zeit der Belagerung durch Titus der letzte Kämpfer Jerusalems, Simon mit den Seinen zurückgezogen hat.

Ich war einer der Letzten, welche die ewig merkwürdige Stätte des alten Jehovatempels betraten; denn wieder ist es, seit Kiamil Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, von moslemitischer Seite streng untersagt.

Der letzte Hohepriester.

Die stolze Zion ist gefallen,
Es liegt die Gottesstadt verheert.
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo sonst des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Priester sind erschlagen,
Die Leichen ruh'n in kalter Nacht;
Es stört das mitternächt'ge Zagen
Nur, wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachberstend durch das Dunkel kracht.

Ein Priester nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht' nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit Purpurborden,
Sein weißes Priesterkleid er an.

Auf seiner Brust ein helles Prangen:
Der Urim Tumim Feuerschein,
Und seine Silberlocken hangen
Um edle, tiefgefurchte Wangen
In seines Bartes Schnee hinein.

So ſchreitet er durch öde Gaſſen,
Der Nachthall nur begleitet ihn,
Die Trümmerwerke rings erblaſſen,
Wenn durch gejagte Wolkenmaſſen
Sie plötzlich Mondeslicht beſchien.

Und auf des Tempels Quaderſtücke
Steigt ſtumm der Prieſtergreis hinauf,
Getroffen tief von dem Geſchicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum ſchwarz umhang'nen Himmel auf:

„Du biſt von Deinem Volk gewichen,
Dein heil'ger Tempel iſt verheert,
Die hellen Schimmer ſind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel ſtrichen,
Mit Glanz des Ch'rubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar geſpalten,
Als Opfer fiel der Prieſter Schaar;
Du haſt uns würdig nicht gehalten,
Um Deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk iſt todt und Dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüſſel wieder,
Ihn reich' ich bebend Dir empor!"
Und in die Kniee ſinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend ſo die Arm' erhoben,
Des Tempels greiſer Pförtner kniet,
Reicht dunkel es herab von Oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüſſel zieht.

Und die es ſah'n von ferne flimmern,
Die hielten es für Blitzesrot.
Da rings im Tag die Höhen ſchimmern,
Liegt auf des Tempels Marmortrümmern
Der letzte Hoheprieſter todt.

Jeruſalemitaniſche Legenden.

Das Feuer in der Bundeslade.

In Jeruſalem iſt es Brauch, daß der Synagogendiener am Freitagabend den Wein, wenn Kiduſch gemacht iſt, mit in ſeine Behauſung nimmt und ihn wenn der Sabbat ausgeht, zur Hafdalah wieder hinein trägt. Das hängt mit einer merkwürdigen Begebenheit zuſammen, die ich jetzt erzählen will.

An einem Freitagabend ſchlief der Diener der Talmud-Thora-Synagoge ruhig auf ſeinem Lager, als er plötzlich von Jemandem, den er nicht kannte, geweckt wurde. Der Fremde befahl ihm, ohne Zögern in die Synagoge zu eilen, denn im Heichel, in der Lade, wo die Thorarollen aufbewahrt werden, lodere ein blutrotes Feuer und es drohe Gefahr, daß nicht allein die Synagoge, ſondern die ganze Gemeinde von ihm verzehrt werde. Der Diener eilte erſchrocken in die Synagoge, öffnete die Bundeslade, wurde aber kein Feuer gewahr; doch bemerkte er im Dunkeln, daß die Flaſche Wein, die er nach Kiduſch, dem Freitagabend-Segen, hinein geſtellt hatte, von ihrem Platze verrückt ſei; was ihm ſehr verdächtig vorkam.

Er hob die Flaſche heraus und merkte ſogleich beim ſchwachen Scheine des Ner thamid, des ewigen Lichtes, daß die Flaſche vertauſcht ſei und als er vom Inhalte etwas ausgoß, erkannte er, daß es Blut war. Er vernichtete die Flaſche und ſtellte eine neue, mit weißem Wein

gefüllt wieder in das Heichel, verſchloß daſſelbe und die Synagoge und legte ſich wieder auf ſein Lager und ſchlief.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Gottesdienſt begonnen, erſchien der Paſcha von Jeruſalem, der Biſchof des griechiſchen Kloſters, mit ihnen viele Moslemin, Griechen, Pfaffen und Soldaten. Alle Juden wurden bleich, nur der Synagogendiener nicht; er wußte, daß das ſchreckliche Feuer im Heichel glücklich unterdrückt und gelöſcht ſei.

Der Paſcha befahl ſeinen Dienern, alle Niſchen und Winkel der Synagoge zu durchſuchen und da er nichts fand, was verdächtig geweſen wäre, wies ein Grieche nach dem Heichel und rief: „Dort müßt ihr ſuchen!“ Die Diener öffneten das Heichel und fanden neben den Thorarollen alsbald die Flaſche. Der Grieche ſchrie: „Das iſt das Menſchenblut von einem Chriſtenkinde, das ſie zu ihrem Gottesdienſte abgeſchlachtet haben.“

Der Biſchof nahm die Flaſche und fragte den Oberrabbi: „Was enthält dieſes gläſerne Gefäß?“ Ruhig antwortete der Rabbi: „Wein, den wir zum Segenſpruche brauchen.“ Der Biſchof nahm den ſilbernen Becher, der in der Lade ſtand und goß ihn aus der Flaſche voll. Es war ein goldenroter, duftiger Wein, wie er aus der Rebe von Hebron gepreßt wird. Er reichte ihm dem Paſcha und allen Anweſenden, daß ſie ſich davon überzeugen. Nachdem der ſilberne Pokal allen gereicht war und alle ſich überzeugt hatten, bat der Biſchof den Oberrabbi wegen der Störung des Gottesdienſtes um Vergebung; ein Lügner, indem er auf den Griechen wies, habe ihn betrogen.

Der Paſcha riß den Dolch aus dem Gürtel, um den Frevler zu tödten; da hielt ihn der Biſchof mit den Worten ab: „Verunreinige nicht mit Verrätherblut ein Gott Vater geweihtes Heiligthum.“ Als ſie aus der Synagoge herausgetreten waren, glaubte ſich der Grieche durch das reumütige Bekenntniß retten zu können, daß er eine Flaſche mit Blut in die Lade geſtellt habe und nicht begreife, wie ſie wieder von dort weggekommen ſei.

Der Paſcha ergrimmte aber noch mehr und ſtreckte ihn mit dem Dolche nieder.

Regen.

Es werden wohl 150 Jahre her ſein, da war die Bevölkerung Jeruſalems in banger Sorge, denn ſchon war es Spätherbſt und noch immer zeigte ſich keine Wolke am Himmel, die Regen verkündet hätte. Vom Herbſtregen hängt aber nicht allein die Fruchtbarkeit des Landes ab, ſondern auch die Füllung der Ziſternen. Menſchen und Thiere geraten, wenn die Ziſternen nicht genug Vorrat haben, in den Sommermonaten in gar ſchwere Not und Verzweiflung.

Alle Ziſternen, beſonders die Terraſſen, von denen das Regenwaſſer in jene abfließt, waren ſorgfältigſt gereinigt. Alles harrte des Leben bedingenden Regens und es wollte noch immer keiner vom Himmel ſich ergießen. Juden, Mohammedaner und Chriſten betraten zum Himmel und faſteten und zogen zum Grabe Rahels, das gegen Bethlehem iſt, zu dem Grabe des Nebi Daud und in die Grabeskirche; der Himmel blieb verſchloſſen und ſeine Schleuſen wollten ſich nicht öffnen.

Da ſandte der Paſcha zum Oberrabbiner von Jeruſalem, zu dem frommen Greiſe Galanti, geſegnet ſei ſein Name! und ließ ihm drohen: ihn und alle Juden aus Jeruſalem und aus Paläſtina zu vertreiben und ihr Eigenthum einzuziehen, wenn es in drei Tagen nicht regnen ſollte; denn nur das böſe Volk der Juden ſei an der Unbarmherzigkeit des Himmels ſchuld.

„Ihr rühmt euch ſtolz“ ließ er ihnen ſagen, „das auserwählte Volk Gottes zu ſein und nennt ihn eueren Vater. Zeigt jetzt in der Zeit der Not, daß er euer Gebet erhört. Sonſt thue ich, beim Leben des Profeten, wie ich geſprochen habe.“

Die jüdiſche Gemeinde war in Verzweiflung. Der Oberrabbi ordnete ein dreitägiges Faſten an und vor der Tempelmauer wurde es von betenden und weinenden Männern, Frauen und Kindern nicht leer.

Als am dritten Tage ſich die Sonne dem Untergange näherte, ließ der Oberrabbi der ganzen Gemeinde befehlen, ihm noch auf das Grab des Rabbi Schimon des Gerechten, geſegnet ſei ſein Andenken!

das Geleite zu geben, um dort um Regen zu flehen. Jeder aber, Männer und Frauen, ſollen ſich mit Regentüchern, Mänteln und Schuhen verſehen, denn der Heimgang vom Grabe werde unter einem gewaltigen Regenguſſe ſtattfinden.

Alle ſtaunten über dieſe Vorherſage, thaten wie ihnen geheißen ward und folgten ihrem frommen Oberrabbi in andächtigem Zuge durch das nördliche Stadtthor Bab-el-Amud. Als der Kommandant der Wache den Zug erblickte, der ſo gekleidet war, als ob es heftig regnete, konnte er ſich des Lachens nicht enthalten. Als man ihm von der Vorherſage des frommen Rabbi erzählte, die mit dem wolkenloſen Himmel im Widerſpruch ſtand, ergrimmte er heftig und ſchlug dem greiſen Rabbi ins Angeſicht. Der Greis blickte ihm ruhig ernſt ins Auge und zog mit ſeiner Gemeinde weiter, bis ſie in das Thal Joſafat zu dem Grabe Schimon des Gerechten kamen. Der Rabbi knieete an der Stelle nieder, wo das Haupt des Hingeſchiedenen ruhte und um ihn her die Gemeinde. Sie erhoben lautes Wehklagen und Beten; der Rabbi aber ſoll, ſo erzählten Diejenigen wieder, die ihm zunächſt knieeten, unhörbare Worte in das Grab geſprochen haben. Die Wörte waren aber ſo mächtig, daß ihnen, wenn ſie dieſelben auch nicht hören konnten, doch das Herz davon erbebte.

Plötzlich erhob ſich ein ſtarker Wind, ſo daß die Olivenbäume auf dem Oelberge geſchüttelt wurden, und der blauweiße Himmel umwölkte ſich. Es fielen ſchwere Tropfen und immer inbrünſtig und lautlos ſprach der Rabbi in das Grab, bis es in Strömen vom Himmel floß und die Anweſenden ſich in ihre Mäntel und Decken tief einhüllen mußten.

Der Kommandant der Wache lief jetzt heran, warf ſich dem Rabbi zu Füßen und bat ihn demütig um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. Dann hob er ihn auf ſeine Schulter und trug ihn bis zur Behauſung.

In Jeruſalem herrſchte maßloſe Freude. Drei Tage und Nächte hindurch ertönten alle Häuſer von Zimbeln und Pauken, von Liedern und Händeklatſchen und die Juden feierten Gaſtmäler und freuten ſich, wie es drei Tage und drei Nächte ununterbrochen regnete.

Mohammedaner und Chriſten ſprachen es unverholen aus, daß

ſie nur den Juden den Regen zu verdanken hatten und ſie erkannten beſchämt, daß das Gebet der Juden einen beſſern Eingang bei Gott gefunden habe, als das ihre.

Der Kommandant der Wache kam am vierten Tage zum Rabbi mit der Bitte, ihn in den Bund der Väter aufzunehmen und dann ſein Knecht ſein zu dürfen.

Drei Kabbaliſten.

Der Rabbi Schalom Scharebi, der Rabbi Chajim del Roſa und der Rabbi Joſef David Azulai waren ſehr fromme und tief gelehrte Männer. Ihnen waren die Geheimniſſe der Kabbala erſchloſſen und ſie wußten von den Dingen der Erde und des Himmels mehr, als andere Menſchen und ſie freuten ſich ihrer Wiſſenſchaft und hörten nicht auf zu forſchen Tag und Nacht. Sie betrübte nur Eines, daß die Juden noch immer in Sklavenbanden ſchmachten, verſtreut auf der Erde leben und der Meſchiach noch immer nicht kommen wolle. Faßten ſie in einer heiligen Nacht den gewaltigen Beſchluß, mit ihrer Geiſteskraft, mit ihres Herzens Willen den Meſchiach zu zwingen.

Sie fingen an ſich zur Beſchwörung vorzubereiten durch dreitägiges Faſten, das ſie mit Unterbrechung eines Tages durch viele Wochen fortſetzten; ſie geißelten gegenſeitig ihre Leiber und als es, was in Jeruſalem ſelten iſt, ſchneiete, legten ſie ſich in den Schnee. Sie hielten ſich während dieſer Zeit fern von ihren Frauen, und beteten und forſchten mehr, als ſie je in ihrem ganzen Leben gethan.

Als ſie ſich genug geiſtig gereinigt glaubten, ſtanden ſie um die Stunde, in der man Chazos zu machen pflegt, auf, und gingen auf die hohe Terraſſe der Synagoge und beteten jeder einzeln inbrünſtig und heilig. Dann traten ſie zuſammen, ſprachen geheimnißvolle, gewaltige Namen Gottes aus, welche ſie noch niemals gewagt hatten, über ihre Lippen zu bringen und es zitterte ihnen das Herz dabei und ihre Kniee wankten.

Da ertönte durch die Luft das Bas kol, die Stimme eines Unſichtbaren: „Wenn ihr nicht ablaſſet von euerem inbrünſtigen Denken und von euerem zwingenden Thun, muß die Welt aus ihren Fugen

weichen und zu Grunde gehen, denn ihr wollet beſchleunigen, wozu es nach dem Rathſchluß Gottes noch nicht Zeit iſt."

Alle drei ſtürzten auf ihr Angeſicht und hörten athemlos, was die Stimme weiter zu ihnen ſprach:

„Einer von euch muß ſich aus der heiligen Stadt entfernen, denn nur drei zuſammen können den Meſchiach zwingen."

Die Drei horchten noch weiter, aber die Stimme tönte nicht mehr und ſie erhoben ſich todtbleich von der Terraſſe und wußten, was ſie zu thun hatten. Jeder ſchrieb ſeinen Namen auf ein Pergamentblättchen, ſie thaten dieſe in ein Buch, und beſtimmten, daß Derjenige, deſſen Name gezogen würde, Jeruſalem ſogleich verlaſſen müſſe.

Noch an demſelben Tage rüſtete ſich Joſef David Azulai zur Abreiſe und Niemand in der Gemeinde konnte begreifen, warum er plötzlich die heilige Stadt verlaſſe und Allen that es um den frommen Rabbi leid. Er ſchiffte ſich in Jaffa ein nach Livorno, wo er einen ſtrengen Wandel führte, meiſt in ſchweigender Betrachtung ſein Leben hinbrachte und als er geſtorben war, den Ruf eines großen Kabbaliſten hinterlaſſen hat.

Viele Jahre waren ſeit dieſer Begebenheit vergangen, und Rabbi del Roſa lag, von ſeinen Schülern umgeben, zu ſterben und er ſprach zu ihnen: „Wenn ich todt ſein werde, ſo tragt mich nicht aus dem Hauſe; ergreifet meine Beine und ſchleifet mich die Treppe hinab durch die Stadt, durch das Zionthor bis hinaus in das Thal Joſafat und werft mich in die Grube." Die Schüler ergriff ein Grauen und ſie fürchteten ſich vor dem Sterbenden.

Als der Rabbi todt und die Leichenwaſchung beendet war und die Todesklage anhob, da legten ſie die Leiche auf eine Bahre und trugen ſie auf ihren Schultern hinaus „in das Haus des Lebens", denn ſie trugen Scheu den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen.

Als ſie die Bahre hinſetzten, kamen Männer aus dem Dorfe Siluam, das oberhalb des jüdiſchen Begräbnißplatzes liegt, und fingen wegen einer nicht bezahlten Schuld mit den Juden Streit an. Die Juden, weil ſie unbewaffnet waren, mußten fliehen und die Fellachim ergriffen, um ihr Schmach anzuthun, die Leiche bei den Beinen, ſchleiften

ſie über die Grabſteine, ſo daß das Haupt zerſchmettert wurde und warfen ſie dann in die Grube.

Von Rabbi Schalom Scharebi habe ich nichts erzählen gehört und weiß nicht, welchem Tode er verfallen iſt.

Die Hand.

Die Sonne ſtand noch am Himmel, als drei Mädchen auf einer Terraſſe ſaßen, wo drei Mandelbäume mit roten Blüten ſtanden. Die eine hieß, wie jenes ſchöne Mädchen aus Sunem, Abiſag; ihre Wangen waren, „wie der Ritz am Granatapfel, zwiſchen ſchwarzen Zöpfen.“ Die zweite hieß Sultana, ihre Augen waren blau und man konnte ſie wie die Sulamits Taubenaugen nennen; „ihr Haar glänzte ſchwarz wie die Ziegenheerden, die beſchoren ſind auf dem Berge Gilrad.“ Die dritte hieß Mirjam, ihre Lippen glänzten „wie eine roſinenfarbige Schnur“ und alle drei waren lieblichen Anſehens.

Dieſe drei Mädchen ſaßen auf der Terraſſe und ſprachen allerlei heitere Reden, wie Mädchen pflegen und banden ſich Blumen zwiſchen die goldenen Spangen an ihren Schläfen und in ihre mit goldenen Flitterſternchen geſchmückten Haare, die in vielen Flechten auf ihren Nacken bis an die Lenden fielen.

Um dieſelbe Zeit ſaßen drei junge Schüler in der Jeſchiba eines frommen Rabbi am Fuße des Berges Zion und ſprachen von einigen ſchweren Fragen im Talmud und bemühten ſich die Löſung zu finden. Einer von ihnen aber hörte nur ſcheinbar aufmerkſam zu; ſeine Wangen waren bleich und eingefallen von vielem Nachtwachen und ſeine beiden Freunde warnten ihn ſchon oft getreulich nicht mit den Geiſtern anzubinden. Er aber wollte Macht über ſie gewinnen und ſtudirte die Kabbala. Seine Freunde waren jetzt zu eifrig in einen talmudiſchen Streit verwickelt und merkten nicht auf ihn, der in tiefſter Gedankenſehnſucht an Abiſag dachte, die er mit verzehrender Glut, ohne Gegenliebe, liebte. Er träumte ſo mächtig von ihr und fühlte ſich ihr ſo nahe, daß er ſie zu zwingen meinte in leidenſchaftlicher Trunkenheit.

Da ereignete ſich etwas gar Seltſames unter den drei Mädchen auf der Terraſſe. Die Sonne war im Untergehen; ſie ſahen ſich um-

)lungen haltend, dem ſchönen Sterben zu und ſangen die liebliche
telle aus dem hohen Liede: „Ich bin eine Blume in Saron, und eine
oſe im Thal.“ Da zuckte es wie ein weißer Schimmer über ihnen es
kte ſich eine feine, bleiche Hand herab und griff nach der Hand
)iſag's und eine weichtönende Stimme ſprach die Trauungsformel:
)are at mekudeſchet li“. Darauf erhob ſich die bleiche feine Hand,
:e eine Taube glänzend und verſchwand.

Die Mädchen hatten inne gehalten im Liede und ſahen und hör-
n ſchweigend, was eben ſich zwiſchen ihnen ereignete. Nur war es
ltſam, daß keine von ihnen über die wunderbare Erſcheinung und
e weichtönende Stimme erſtaunte und ſie ſangen wieder: „Mein
reund iſt weiß und rot, auserkoren unter vielen Tauſenden. Sein
aupt iſt das feinſte Gold, ſeine Locken ſind kraus, ſchwarz wie ein
abe, ſeine Lippen ſind wie Roſen, die von fließenden Myrrhen
iefen.“

Bald nach dieſer Begebenheit wurde Abiſag von ihren Eltern
inem Manne verlobt. Da erſchien ihr ein Jüngling mit eingefalle-
en Wangen und drohte ihr, ſie zu verklagen beim Besdin, denn ſie
i bereits ihm angetraut ſeit jenem Abend, wo er ihr die Hand ge-
eicht und die bindende Trauungsformel geſprochen.

Abiſag war ſehr erſchrocken und ging zum Oberrabbi von Jeru-
alem und erzählte ihm, was ihr widerfahren ſei. Der Oberrabbi mit
einem Besdin erkannte aber die Verlobung mit der Hand, als zu Recht
eſtehend an und verſchob die Verheiratung mit der Hand auf ein
olles Jahr.

Die Eltern des Mädchens hörten nicht auf dieſe Entſcheidung
nd bauten einen Trauhimmel auf und führten unter Zimbelklang und
aukenſchall ihre Tochter Abiſag dem harrenden Bräutigam zu. Siehe
a wieder die feine bleiche Hand und eine weichtönende Stimme ſprach:
Wenn es mir nicht gegönnt iſt, daß Du mein Weib ſeieſt, ſo will ich
nen Kuß von Dir haben.“ Die Umſtehenden ſprachen: „Auch zwölf,
enn Du willſt.“

Der Unſichtbare küßte, ſo daß man es hören konnte, die junge
raut und ſie ſank von dem Kuſſe getödtet, lautlos zu Boden.

Eine Familienmegilah.

Es war zur Zeit des Königs Saragaſanus im Jahre 5167, der in Saragoſſa ſeine Reſidenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrſchte die uralte Sitte, daß wenn der König das Judenviertel betrat, ihm ſogleich die älteſten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geſchmückten Käſtchen verwahrt waren, entgegen gingen. Ihnen ſchloß ſich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen ſprachen, rief die ganze Gemeinde: Amen!

So war es ſeit alten Zeiten her. Einmal aber fühlten einige ſehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudiſchen Grundſätzen keine Entweihung ſei, jedesmal ſechsunddreißig Thorarollen dem Könige grüßend entgegen zu tragen? Da beſchloſſen ſie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit koſtbaren Stoffen behängte Käſtchen zu nehmen und ihm entgegen zu gehen. So geſchah es auch, und ſie gingen dem Könige viele Jahre lang mit dieſen leeren Käſtchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragaſanus ein reicher Jude, der ſein begünſtigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben ſeiner Väter ab, und hieß dann Markus; wodurch er ein noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Haſſer und Verläumder ſeines Volkes wurde, als die im chriſtlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragaſanus wieder einmal im Judenviertel erſchien, und ihm in der althergebrachten Weiſe gehuldigt wurde, pries er, des Abends auf ſeinem Throne ſitzend, in Gegenwart der verſammelten Hofes die Anhänglichkeit der Juden an ihren König und rühmte die fromme Sitte, den König mit ihrem Theuerſten mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf un

ſprach alſo: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich ſo treu an ihrem Könige hängen. Die ſchön gezierten Käſtchen, die ſie Dir entgegentragen, ſind leer, und enthalten nicht die ihnen heiligen Thorarollen.“ Der König und alle Anweſenden erſtaunten Solches zu hören, Saragaſanus erzürnte ſehr, und ordnete an, daß ſein ganzer Hofſtaat ſchon am folgenden Morgen bereit ſei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu ziehen und ſchwur, wenn ſich die Wahrheit deſſen, was Markus ſagte, bewähre, alle Männer tödten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu laſſen und alles Gold und Eigenthum der Juden ſolle des Königs werden.

Während der König alſo ergrimmt redete, ſchlief der Diener einer der zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf ſeinem Lager. Er erwachte plötzlich, und ſah einen Mann, majeſtätiſchen Anſehens, mit langem Barte, einen ledernen Gurt um den Leib gewunden, vor ſich ſtehen, und er erkannte den göttlichen Profeten Elijahu, der ihn alſo anredete: „Du ſchläfſt? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, ſetze in jedes der drei leeren Käſtchen die Thorarolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu ſchlafen. Zu Niemandem aber rede, daß ich Dir erſchienen bin, ſonſt biſt Du des Todes.“ Erſchrocken ſtand der fromme Diener vom Lager auf, und that, wie ihm befohlen war, und legte ſich wieder, um zu ſchlafen.

Dieſelbe Erſcheinung hatten die Diener der eilf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erſcheinung nur ihm geworden ſei.

Der verhängnißvolle Tag brach an; es war der 17. des 11. Monats Schebat, im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragaſanus, das 5180. Jahr nach der Zerſtörung des zweiten Tempels; da erſchien, kaum daß noch die Morgenröthe die ſchwarze Nacht zu verſcheuchen begann, plötzlich der König Saragaſanus im Judenviertel. Zu ſeiner Rechten ging der Verräther Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneten Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um den König zu begrüßen und ihm zu huldigen; die Rabbinen zogen ihnen mit den 36 Thorarollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzrollen Eures Propheten Moses, in dessen Namen Ihr mich segnet, sehen.“ Todesangst überfiel die Juden, und die Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt.“ Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener des Königs Saragasanus ritten heran, und öffneten die Gehäuse der Gesetzrollen. Wie waren Alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitels im 3. Buche Moses aufgerollt fanden: „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verwerfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott.“ Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich so von der Verläumdung des Markus überzeugt hatte, war er sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit, und erließ ihnen, als Zeichen seiner Huld, für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verläumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Ueberreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene, wunderbare Rettung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweiheter bleibe, ein Fast- und Bettag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmälern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach 436 Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megila besitzt am 17. Schebat liest und mit einem Freudenmahle feiert.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener, um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Propheten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

die Bewohner eilten ſchaarenweiſe herbei, und es entſtand ein gar gewaltiger Tumult. Es kamen auch die Eltern, und ſahen erſchüttert ihren jungen Sohn, den ſie bei ſeinem Namen, aber vergebens riefen. Er regte und bewegte ſich nicht.

Die Menge ſtaunte, fragte, und konnte das, was ſie ſah, nicht begreifen; bis einer zu erzählen anfing, wie er den Jüngling den Dolch gegen den Oberrabbi der Juden habe zücken ſehen; der Rabbi ſei ruhig weiter gegangen, während der Jüngling erſtarrt ſtehen blieb. Nun war die Sache Allen klar, und man wußte mit einem Mal woran man ſei und was man zu thun habe.

Die Eltern eilten zum Oberrabbi, und fielen ihm zu Füßen, und baten ihn, ihren Sohn aus der Erſtarrung zu erlöſen. Jetzt erſt erfuhr der Rabbi, in welcher Gefahr er geweſen und wie ihn Gott der Heerſchaaren gerettet habe. Er weigerte ſich aber den Jüngling zu retten; da verſprachen die mohammedaniſchen Bewohner der Stadt, die alle den unglücklichen Eltern zum Hauſe des Rabbi gefolgt waren, daß keinem Juden fortan ein Haar gekrümmt werden dürfe. Der Rabbi hieß ſie einen Eid ſchwören, daß ſie die Juden nicht mehr verhöhnen und kränken würden, und ſie ſchwuren ihn mit lauter Stimme.

Der Rabbi ging jetzt, wo der verſteinerte Jüngling ſtand und ſprach in Gegenwart der lautlos horchenden Menge zu der Menſchenſtatue:

„Senke den Arm mit dem blitzenden Dolche.“

Der Jüngling ließ den Arm ſinken.

„Sieh mit den Augen.“

Und die Augen fingen an ſich zu bewegen und weich zu glänzen.

„Rede mit Deinem Munde.“

Und der Jüngling ſprach: Gelobt ſei Allah, Mohammed iſt ſein Proſet und die Menſchen alle ſind ſeine Kinder.

„Geh!“

Und der Jüngling ging.

Die Menge erhob ein Jubelgeſchrei, und zwei Männer faßten den Rabbi, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn, von

der Bevölkerung der ganzen Stadt begleitet nach seiner Behausung.

Die Juden aber standen, so lange dieser Fromme lebte, im größten Ansehn und Jeder fürchtete sich, sie durch Wort oder That zu beleidigen.

Rabbi Kolonimos.

Im Jahre 5480 nach Erschaffung der Welt lebte Rabbi Kolonimos als Oberrabbiner der aschkenasischen Gemeinde in Jerusalem. An einem Sabbat vor Tagesanbruch stand der Rabbi von seinem Lager auf, und ging, wie er jeden Morgen that, zur Westmauer des Tempels, um in einsamem, inbrünstigem Gebete seine Gedanken zu Gott zu erheben. Er hatte kaum die Schuhe abgelegt und die Stirne träumend an einen Stein der Mauer gelehnt, da stürzte der Synagogendiener todtbleich zu ihm heran, und meldete ihm zitternd, daß die Gemeinde in der größten Gefahr schwebe, indem die Mohammedaner bewaffnet das Judenviertel umlagern, schon das Thor der Synagoge erbrechen, und drohen, die ganze Gemeinde nieder zu metzeln, wenn der Oberrabbi ihnen nicht ausgeliefert wird. „Warum verlangen sie aber nach mir?“ fragte der Rabbi. „Herr, ich wage das Entsetzliche nicht zu wiederholen.“ Der Rabbi aber erwiderte: „Man fand einen gemordeten Knaben vor der Synagoge liegen, und die Wüthenden sagen, ich hätte ihn erschlagen.“ Der Synagogendiener antwortete, staunend woher dem Rabbi die Kunde gekommen: „Du hast es ausgesprochen, o Herr!“ Der Rabbi redete in ehrwürdiger Ruhe weiter zum Diener: „Bewahre mich der Himmel, daß ich Menschenblut vergieße. Sie reden Lügen, eitel Lügen, und die Wahrheit wird an den Tag kommen.“

Während er dies sagte, stürmte eine tobende Menge schon heran, mit gezückten Schwertern und geballten Fäusten dem Rabbi drohend. Sie ergriffen und schleppten ihn zum Gerichtshause vor den Kadi, und riefen: „Wir bringen Dir den Mörder!“

Im Gerichtssaale lag auf dem Teppich die blutige Leiche des gemordeten Knaben, seine Augen waren offen und aus seiner Brust quoll Blut hervor.

Der Kadi fragte ernst: „Warum hast Du diesen Knaben gemordet?“ Eine lautlose Stille entstand plötzlich im Saale, um die Antwort zu vernehmen.

Der Rabbi antwortete: „Ich habe nicht gemordet.“

Da begann das Toben der Menge wieder, Schreie und Flüche wurden laut, und Einige stürzten gegen den Rabbi los, um ihn zu tödten. Der Kadi gebot Ruhe, und fragte den Todbedrohten: „Wie willst Du Dich von dem Verdachte des Mordes reinigen?“

Der Rabbi erwiderte: „Lasse mir Dinte, Papier und Feder reichen, und der Todte soll Dir selbst den Mörder nennen!“

Als man ihm Dinte, Papier und Feder brachte, schrieb er geheimnißvolle Buchstaben auf das Papier, und legte es an die Lippen des ermordeten Knaben. Und da war es entsetzlich anzusehen, wie die Leiche sich emporrichtete, und sitzend mit offenen Augen die Menge anstarrte, dann aber plötzlich aufsprang, auf einen Mohammedaner losstürzte, und mit einer die Herzen zerschneidenden, fürchterlichen Stimme schrie: „Dieser hat mich erschlagen!“ Nach diesen Worten stürzte der blutige Knabe wieder als Leiche auf den Teppich zurück.

Der Mörder bekannte, entsetzt über die Erscheinung, seine blutige That und wurde vor dem Gerichtshause durch den Diener des Kadi sogleich gehängt.

Die Eltern des Knaben stürzten jetzt zu den Füßen des Rabbi hin, und baten ihn, den Knaben durch seine geheimnißvolle Macht lebendig zu erhalten. Der Rabbi antwortete ihnen: „Das darf ich nicht. Mir war es nur gegönnt, die Gemeinde Gottes zu retten.“

Der fromme Rabbi aber vollbrachte fortan sein Leben in Buße und Fasten, denn er hatte durch Schreiben den Sabbat entweiht. Er lebte noch viele Jahre und Alle hatten große Ehrfurcht vor ihm. Sterbend befahl er, daß hundert Jahre lang jeder, der

n ſeinem Grabe vorübergehen werde, einen Stein auf daſſelbe
erfe, weil in alten Tagen derjenige, der den Ruhetag entheiligte,
eſteinigt wurde.

Und ſo geſchah es volle hundert Jahre nach ſeinem Tode,
is vor vierzig Jahren der letzte Stein nach ſeinem Grabe ge-
chleudert wurde. Am ſüdöſtlichen Abhange des Oelberges iſt aber
och jetzt der Steinhügel ſichtbar, unter welchem der wunderwir-
ende Rabbi Kolonimos begraben liegt.

Aberglaube.

Wenn in Jeruſalem, der die Ziſternen füllende Regen lange ausbleibt, und Sorge darüber entſteht, und zu dieſer Zeit ein Rabbi ſtirbt, gibt man dem Todten, ein von dem Sterbekleide abgeſchnittenes, naßgemachtes Leinwandſtück in die Hand, damit er nicht vergeſſe, wenn er jenſeits anlangt, um Regen zu bitten.

Wenn innerhalb eines Jahres in einem Hauſe ſich zwei Todesfälle ereignen, wird, wenn Männer geſtorben ſind, ein Hahn geſchlachtet, wenn aber Weiber, eine Henne. Kopf und Füße müſſen begraben, das Fleiſch an Arme vertheilt werden.

Ein Geiziger verſchluckte ſterbend ſeine Perlen und Diamanten, ſein Diener bemerkte das und grub die Leiche aus, um ſie zu berauben. Die Leiche aber ſprach zu ihm: „Ich bin ein Rabbi geweſen, den Geizigen, den Du ſuchſt, haben die Geiſter fortgetragen, weit von hier in mein Grab. Mich aber brachten ſie in ſein Grab, um mich für meinen frommen Lebenswandel zu belohnen, durch ein Grab im gelobten Lande unſerer Väter."

Die Geiſter haben Hühnerfüße, ſind bald ſehr groß, bald ſehr klein, und alle ſchwarz.

König Salomos Asmodai, den er in ſeinem Siegelringe gefeſſelt hielt, iſt nicht mehr; jetzt herrſcht deſſen Sohn Daniel.

Zur Zeit des Asmodai hatte ein Mann eine Waſſerkanne vorſichtig genug hingeſetzt, und fühlte plötzlich Schmerz in ſeinem

Fuße. Ein Chacham ſah in das Waſſer der Kanne und ſprach hinein: „Was haſt Du dem Manne da gethan?“ Asmodai, der Geiſt antwortete aus dem Waſſer heraus: „Siehſt Du nicht, daß er das Gefäß auf meinen Fuß geſetzt hat?“ Und der Chacham ſprach entgegen: „Du kannſt als Geiſt den Mann, er aber Dich nicht ſehen.“ Der Waſſerträger bat hierauf, indem er die Kanne aufhob, den Geiſt um Verzeihung, und der Schmerz in ſeinem Fuße hörte auf. Der Stelle aber, auf der die Kanne ſtand, war es wie die Spur eines Hühnertrittes eingedrückt.

Es gibt Häuſer in Jeruſalem, wo Männer und Frauen nicht zuſammen wohnen können, die Schedim, die böſen Geiſter, erlauben das nicht, und ſo wohnen nur Weiber darin.

„Ajin rah“ das böſe Auge iſt auch in Jeruſalem ſehr gefürchtet. Wenn ſie ein Haus friſch übertünchen, malen ſie eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern — „Chamſa“ fünf — an die Wand. Kindern binden ſie ein ſilbernes oder goldenes Händchen an den Kopf. Wenn Jemand unwohl iſt und glaubt, es durch das Ajin rah zu ſein, läßt man den „Abſprecher“ und die „Abſprecherin“ holen, dieſe fahren mit einem Kamm, oder ſtielloſen Meſſer über den Kopf des Unpäßlichen und ſprechen dabei die Namen der Erzväter Abraham, Iſak und Jakob, und den Namen Moſes des Lehrers aus. Eine alte ſepharediſche Frau und ein junger Sepharedi haben als Abſprecher und Abſprecherin in Jeruſalem ein gutes Einkommen.

Die Geiſter ſtahlen des Nachts ein Kind, weil Niemand bei der Wöchnerin wachte; ein Frommer ging eben in die Synagoge, ſah das Kind von den Geiſtern tragen und nahm es ihnen ab.

Geſegnete Frauen meſſen mit einem Seidenfaden die Weſtmauer des Tempelplatzes, und winden ihn um den Leib, um den Segen nicht zu verlieren, oder ſie hängen ein, an einer Schnur befeſtigtes Schlößchen um den Hals, deſſen Schlüſſel ſie wegwerfen. Unfruchtbare Frauen rupfen das Gras aus den Ritzen der Weſtmauer, kochen es, und trinken den Abguß.

Indulke iſt eine abergläubiſche, ſogenannte ſympathetiſche Heilungsart, und muß in Fällen eines heftigen Schreckens, oder einer

Gemütsbewegung angewendet werden. Denn da beherrscht ein böser Geist den Menschen. Man muß daher dem Geiste schmeicheln, „indulgere“ daher Indulke, damit er vom Menschen ablasse.

Die Indulke ist eine doppelte: eine neun- und eine vierzigtägige.

Bei der kleinen Indulke muß der Kranke von einer pulverisirten, in Zuckerwasser aufgelösten Mumie drei Nächte hintereinander trinken, jedesmal ein Loth. Der Kranke wird früher gewaschen, in weißes Leinen gehüllt und in ein weißes Bett gelegt. Die Frauen im Hause dürfen nicht ihre Weiblichkeit haben, sonst schaden sie dem Kranken und sich selbst. Der Kranke bleibt allein, keine Thiere, namentlich dürfen sich keine Hühner im Hause befinden. Jeder Geruch von Knoblauch, oder Zwiebel muß sorgfältig vermieden werden. Der Kranke darf während der neun Tage nichts anderes als Milch, Butter und Brot genießen.

Ein Rabbi ging an dem Fasttage Schiweaßer be Tamus mit drei seiner Kollegen, weil der Tag sehr heiß war, in einen kühlen Zisternenraum, um sich abzukühlen; da sah er im Wasser einen Schatten, über welchen er sehr erschrack. Die Indulke war sofort angezeigt. Am neunten Tage aber entstand im Hause ein Knoblauchgeruch, die Wirkung war gestört, und man mußte die vierzigtägige Indulke anwenden.

Zwei Frauen gingen zu einundvierzig säugenden Müttern — so viele müssen es sein — und während die eine ein tiefes Schweigen beobachtend, jede Säugende „mölkte,“ erzählte die andere von den Leiden des kranken Rabbi. Als man ihm die Milch brachte, trank er sie, ohne den üblichen Segensspruch zu sagen und lag dann, als sich die Frauen entfernt hatten, schweigend und allein hin. Da kam surrend und golden ein Bienenschwarm an die Gardinen seines Bettes, und sog, ohne den Mund anzulegen an dem Kranken, und die Milch aus seinem Leibe, etwa wie Bienen, nur den Duft und nicht den Honig, aus einer weißen Blume ziehen. Er gerieth, während er dem Flattern der schönen Thierchen zusah in einen heftigen Schweiß, schlief ein, und da er erwachte, war er genesen.

Wenn Kinder erſchrecken, ſtreut man von ihrem Bette Zucker, bis zur Ziſterne. Der Geiſt folgt, genäſchig wie er iſt, der Spur und ſtürzt ins Waſſer.

Die Juden in Afrika ſchlachten am Schluſſe der Indulkekur auch noch einen ſchwarzen Hahn und glauben den Geiſt getödtet zu haben.

Als ich dem Rabbi, der mir die große Indulke, als an ſich ſelbſt erlebt, erzählte, bemerkte: daß ich einmal, ich wiſſe nicht mehr wo, in einer vergilbten Pergamentrolle den Spruch geleſen habe: „Du ſollſt keinem Aberglauben huldigen!“ da ließ er ſich von meiner Ironie nicht irre machen, und erwiderte: „Du haſt Recht. Der Aberglaube, als ein Lügenhaftes iſt verboten; die Dir mitgetheilten Dinge ſind aber wahr!“

Abſchied.

Beim Paſcha. — Zündhölzchen als Bibliothek. — Gegengeſchenk. — Freiherr von Bruck. - Preußiſche Legazionen. — Strenge Mautbeamte. — Prieſterſegen. — Dankadreſſe an Frau von Herz-Lämel. — Ein Gedicht.

Meine Aufgabe war glücklich gelöſt. Ich rüſtete mich zur Abreiſe, reicher geworden an Erlebniſſen eigenthümlicher Art, aber von jener Wehmut erfüllt, die ein unglückliches Glück in der Seele eines Dichters iſt. All' die Geſänge, die ich dem heiligen Lande und ſeinen profetiſchen Geſtalten geweiht hatte, hier wären ſie niemals in meiner Seele empfangen, und vom Geiſte großgezogen worden.

Ich begab mich mit dem Grafen Pizzamano zum Effendi Abdala Waſi Nakib d. h. Richter, wenn zwiſchen den Grünbeturbanten, den Abkömmlingen des Profeten ein Streit entſteht, zum reichen Suleiman Ibn Dſchari und zum Paſcha von Jeruſalem um Abſchied von ihnen zu nehmen.

Wir fanden den Paſcha Kiamil diesmal in ſeiner Wohnſtube, die mit violettem Ziz als Zelt tapezirt war; in einer Ecke befand ſich ein ſehr breiter erhöhter Diwan, der als Schlafſtelle dient, in der Mitte des Zimmers war ein Tiſch, auf dem einige Schreibrequiſiten und ein auf Pergament geſchriebener Koran, rot gebunden mit Goldſchnitt lagen.

Nach den üblichen Höflichkeitsformeln, Tschibuk und Kaffee fragte mich der Pascha wiederholt, wie er mir dienen könne? Ich dankte ihm für seine freundliche Gnade und die Auszeichnungen, die er mir erwiesen und überreichte ihm 100,000 Stück — Zündhölzchen als Geschenk. Sie waren in Etuis, die Bücher darstellten, zierlich verpackt aus der Fabrik des Herrn Pollack in Wien und verbreiteten, wenn man sie anzündete, einen angenehmen Wohlgeruch. Ich ließ dem Pascha durch den Dolmetsch sagen: nachdem ich in Jerusalem eine Schule gegründet habe und ein Schriftsteller sei, hoffe ich, werde er es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich eine Bibliothek voll feuriger Gedanken in seiner Wohnung anlege, die ihm wohl duftend sein möge!

Er nahm das, mehr humoristische als wertvolle Geschenk äußerst freundlich auf und erwiderte es noch an demselben Tage durch einen kostbaren mit Gold und Seide geschmückten Tschibuk.

Er trug mir die wärmsten Grüße für Se. Excellenz des Freiherrn von Bruck auf, nach welchem ich überhaupt im Oriente aller Orten mit vieler Theilnahme gefragt wurde. Sein Name lebt, namentlich in Konstantinopel wie eine Zauberformel in der Erinnerung. Er ist der einzige österreichische Staatsmann, der während einer nur kurzen Wirksamkeit den Namen Oesterreichs höher hob als viele seiner Vorgänger, die ein ganzes Leben im Oriente zubrachten; er bewirkte dies durch seinen in sich ruhenden Charakter, durch eine würdevolle imposante Persönlichkeit, durch glänzende Großmut.

Ich begrüßte noch einmal den Chacham Baschi, die angesehensten Rabbinen, die Herren Finn, von Bartere und Dr. Rosen, dem ich zu besonderem Danke für manche heitere Stunde und geistvolle Belehrung mich besonders verpflichtet fühlte. Es ist charakteristisch, daß die meisten Männer der preußischen Legazion im Oriente Männer der Wissenschaft waren und sind. Dr. Schulz, von Wilbenbruch, Dr. Otto Blau, Dr. Wetzstein, Dr. Rosen, sie alle, der orientalischen Sprachen, trotzdem sie keine munifizente Aka-

demie wie in Oeſterreich darin unterſtützt, vollkommen kundig, haben ſich einen Namen auf verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft gemacht und zur Kunde des Morgenlandes reichlich beigetragen.

In meiner Wohnung ſah es bunt, wie auf einem Jahrmarkte aus. Gegenſtände aller Art, die ich als Pilgerſpenden in die Heimat bringen wollte, lagen bunt umher: Erde aus dem Thale Joſafat, Wein von Hebron, Oel vom Oelberge, Thonpfeifen und Seife aus Jeruſalem, Roſenkränze und Kreuze aus Betlehem, Photographien heiliger Orte und Monumente, Flaſchen mit Jordanwaſſer, Roſen von Jericho, Steine vom todten Meere, Blumen von Zion und den Gräbern der Könige, der Grundſtein für den neuen Tempel in Wien, Schofar und Ezchajim, Amulete, Bruchſtücke von der Tempelmauer, Pergamentrollen und Bücher, Schädel vom Blutacker, Beduinenmäntel, barbariſch geſtickte Arbekanſot u. ſ. w. u. ſ. w.

Rabbi Motche Schnitzer der Steinmetz und Zauberformler bewältigte dieſes Chaos in wunderbarer Weiſe. Er ſang während er Alles verpackte halblaut Lieder mit eigenthümlicher Melodie und ich glaube, daß es geheimnißvolle Beſchwörungen waren, denn Alles kam unverſehrt in Wien an.

Noch ſollte ich einen beſſeren Begriff von dem Mautamte in Jeruſalem bekommen, das mich an die ſtrenge Unterſuchung in Konſtantinopel erinnerte, und freilich durch die Art und Weiſe in Damaskus und in Jaffa wieder vernichtet ward. Um in Jaffa die wohlverpackten Kiſten nicht wieder öffnen zu müſſen, wollte ich ſie mit dem Jeruſalemer Mautzeichen verſehen laſſen. Zwei Mautbeamte kamen zu mir in die Stube, und wollten, ehe ſie die Kiſten verſiegelten, den Inhalt ſehen. Bei der ſorgfältigen Verpackung der Hunderte von kleinen Gegenſtänden, die einen vollen Tag in Anſpruch nahm, war dies unmöglich, und ſo verweigerten ſie, die vielleicht nur einen flüchtigen Blick in die Kiſten gethan hätten, die Verſiegelung, weil der Form nicht genügt werden wollte. Weder der öſterreichiſche Conſul, noch ſpäter der Dragoman des Paſcha's, der eine ſchriftliche Deklarazion der Gegenſtände von mir unter-

zeichnet vorlegte, vermochten das ſonſt ſo berüchtigte Pflichtgefühl türkiſcher Mautbeamter zu beugen. Endlich verſicherten ſie, daß eigentlich ihre Siegel nicht nützen würden beim Einſchiffen der Kiſten in Jaffa. Ich erſpare vielmehr zweimal ſiegeln zu laſſen.

Herr Philibert in Jaffa an den ich Kreditbriefe hatte, und dem ich manche Freundlichkeit ſchuldig wurde, ließ als ich in Jaffa ankam, meine Kiſten, ohne daß ſie irgend einen Anſtand gefunden, oder eine Durchſuchung erfahren hätten, auf das Schiff bringen, das mich nach Egypten führte. In Alexandrien vollbrachte ein ganz kleines Backſchieſch, was conſulariſche Gewalt und Paſchawillkür nicht vermochten.

An demſelben Tage erhielt ich vom Chacham Baſchi die dieſem Kapitel in worttreuer Ueberſetzung angefügte Dankadreſſe an Frau Eliſe von Herz-Lämel und ein Gedicht an ſie.

Am 6. Juli, einem Sonntage, wartete vor meiner Thüre der mir von Grafen Pizzamano empfohlene Führer und Dolmetſch, der arabiſche Chriſt Matthia mit zwei Pferden, einem Maulthiere, dem mein Gepäcke aufgeladen wurde und mit einem Eſel für den begleitenden Diener. Ich theilte unter die angeſammelten jüdiſchen Bettler Geld aus und ging mit den beiden Doktoren Fränkel und Neumann langſam zum Jaffathore. Hier baten die Thorwächter um Backſchieſch und dankten für eine kleine Gabe in höflichſter Weiſe.

Vor dem Thore wartete ein Mann aus dem Kreiſe der Kohanim, der Prieſter, und ſprach mir den üblichen Segen nach: „Es ſegne Dich Gott und behüte Dich; er laſſe leuchten ſein Angeſicht über Dich und ſei Dir gnädig. Es wende Gott ſein Angeſicht zu Dir und bringe Dir den Frieden.“

Ich nahm von den beiden Freunden wehmütigen, herzlich gefühlten Abſchied. Ich bin ihnen für geiſtige Unterſtützung, für mit mir getheilte Sorgen und gemeinſchaftlich empfundene Kränkungen,

für Gaſtfreundſchaft und Theilnahme jeder Art für immer verpflichtet geworden.

Ich ſchüttelte den Staub Jeruſalems ſtark von meinen Füßen und in den Sattel geſchwungen ritt ich raſch die Höhe empor und oben das Pferd wendend, heftete ich noch einen langen Blick auf die Stadt, auf Moria, auf Zion, auf den Oelberg — ich ſetzte dem Pferde die Sporen ein, Jeruſalem war verſchwunden.

An Frau von Herz-Lämel in Wien.

„Der Herr, der Gott der Heerſchaaren, ſei mit uns!

Die Herrſcherin der Frauen mit edlen Sitten und Frömmigkeit begabt, Frau Lipet Herz, von der edlen Familie Lämel; ihr Namen ſei geſegnet, ihre Leuchte erlöſche nie, dem milden Lichte des Mondes und dem ſiebenfachen Lichte der Sonne vergleichbar! So ſei der Wille des Ewigen!

Nach dem Gebete für Dein Lebensglück und Deinen Seelenfrieden flehen wir, mit zum Himmel emporgehobenen Händen und ſehnſüchtigen Blicken, zu ihm, der in Zion thront, und an Jeruſalem Wohlgefallen hat, daß Deine Tage und Jahre lange dauern mögen, Du freudvoll blühen mögeſt, wie die Roſe, behütet und beſchützet vor allem Böſen!

Der heutige iſt ein Licht verkündender Tag für die Juden, denn es nahete uns mit leuchtenden Blicken Seine Herrlichkeit, der erfahrene Arzt, der glänzende Dichter, der treue Abgeſandte, der mit Geiſt begabte Herr L. A. Frankl. Er kam mit der Botſchaft der Milde nach der heiligen Stadt, von Dir geſendet mit Liebe und Erbarmen ſich der kleinen Kinder von Jeruſalem anzunehmen, und das Banner der heiligen Thora für ſie zu entrollen und aufzurichten; ein Lehrinſtitut zu errichten für kleine arme Kinder, zum Heil der Seele Deines edlen ſeligen Vaters, Simon Edlen von Lämel, bis zur Zeit der Meſſiaserlöſung!

Der Abgesandte war glücklich in seiner Sendung und er gründete mit aller Macht und Kraft das erwähnte Lehrhaus. Nach verrichtetem Gebete nähern sich die Kinder dem königlichen Tische, um, nach eines jeden Maaß, zu essen und zu trinken, und gleich darauf bis zur Mittagszeit im Zelte der göttlichen Lehre zu verweilen. Zur Mittagsstunde nach eingenommenem sättigenden Mahle kehren sie wieder zum Unterrichte der Thora, der Proseten und der heiligen Schriften mit Andacht zurück, um die Worte des Herrn erklären und deuten zu können, jeder nach seinem Fassungsvermögen! Gott fügte es, daß wir zwei tüchtige, gottesfürchtige Lehrer gefunden haben, die auch im Schönschreiben zu unterrichten befähigt sind. Ebenso ist auch für die Bekleidung der Entblößten gesorgt, zweimal im Jahre, und es wacht täglich ein befähigter Arzt über den Gesundheitszustand der Kinder. Mit den Namen Deines edlen Vaters geziert wird diese Lehranstalt blühen und gedeihen; auch ist sie so verzeichnet im Gedenkbuch der Gemeinde der Sepharadim.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses waren wir, die Rabbinen, Chachamim und Vorsteher und Leiter der heiligen Gemeinde, versammelt, sprachen das andächtige Gebet für das Seelenheil Deines seligen Vaters und den Segen für dessen fromme Tochter, für Dich, edle Herrin! sowie für die hochherzigen Vertreter der israelitischen Wiener Kultusgemeinde und alle Großen der Erde, für Jeden mit seinem Namen.

Am Neumond Tamus (Parschat Chukat) des Jahres 5616 (1856) wurde die fromme That ins Leben gerufen und der Schulunterricht begonnen. Gott verleihe der Anstalt ewige Dauer zum Andenken des frommen Mannes, des Herrn von Lämel, bis zu den Tagen des Messias!

Wir unsererseits loben mit Freudigkeit Gott den Herrn, der uns einen Retter und Helfer zugewiesen: ein Lebenshaus, ein Haus der göttlichen Lehre zu gründen, die unschuldigen Kinder zu erleuchten und zu belehren, auf deren Unschuld, nach dem Ausspruche der Weisen, die Welt gegründet ist. Möge Alles zum Seelenheil Deines edlen Vaters gereichen, auf daß seine unsterb-

liche Seele in Eden unter dem Schutze des Allgütigen der ewigen Wonne ſich erfreue, daß jeder ein Loblied anſtimme, von Deinen hochherzigen Handlungen durchdrungen, mit den Worten der alten Weiſen: „Heil, der Dich gezeugt!“ Dein Name, edle Frau! wird die weihevolle Stadt mit Segenswünſchen für und für ob Deiner Thaten verherrlichen. Hienieden und in einer beſſern Welt, Jenſeits, wird Dein Ruhm ewig blühen! Segen ſei der Abglanz, die Lichtſpur Deiner Milde! Gott erfülle Dir alle Deine Wünſche! Mit ſeiner Rechten reiche er Dir langes Leben, mit ſeiner Linken irdiſche Güter, Reichthum und Herrlichkeit! Wir, die Erwählten von Deinem verehrten Bevollmächtigten, Dr. L. A. Frankl, wir weihen Dir den ſchuldigen Tribut des Lobes und der innigſten Anerkennung, Dir gelobend, das Wohl der Anſtalt nach Kräften zu fördern und zu heben.

Jeruſalem, Nemand Tamus 616.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baſchi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbiners von Jeruſalem, Inſpektor und Vorgeſetzter der Lehranſtalt.

Dr. **Simon Fränkel,**
Direktor des Monteſiore'ſchen Dispenſatory.

Mordechai Chajim Mejuchas,
Vorgeſetzter und Inſpektor der Lehranſtalt.

Dr. **Bernhard Neumann,**
Direktor und Arzt des Rothſchild'ſchen Hospitales.

Meir Rafael Panigel,
Mitglied des Besdins, Vorſteher und Inſpektor der Lehranſtalt.

Am Tage nach der Einweihung der Schule übergab mir ein Mann ein Gedicht, welches Frau Eliſe von Herz-Lämel feiert und darum ſchon von beſonderem Intereſſe iſt, als es von einem Poriſch herrührt und zeigt, wie ſelbſt im Kreiſe dieſer fanatiſchen Gemeinde, einzelne die Wohlthat der gegründeten Lehranſtalt empfanden. Wir theilen den Schluß des Gedichtes in freier Ueberſetzung hier mit:

An Frau Eliſe von Herz-Lämel

am Einweihungstage der Lehranſtalt am 23. Siwan 5616.

„Wie die Morgenwolke die Sonne umhüllt und ein friſcher Windhauch ſie verjagt, daß das Licht des Tages hell ſtralet, ſo wird auch Dein Werk hervorleuchten.

Wenn einem Baum, an Gewäſſern gepflanzt, auch die Krone abgeſchnitten wird, er behält dennoch die Kraft der Wurzel, er ſtirbt nicht ab und grünt und blühet friſch hervor.

Eine echte Glaubensflamme, wenn auch durch einen Sturm niedergedrückt, ihre in der Aſche fortglimmenden Funken brechen wieder hervor und werden dem Hauſe Jakobs zur Feuerſäule, ſo daß ſie leuchtet auch in finſterer Nacht.

Die Flamme, die den Geiſt Jochannan ben Sakai's belebte, als er nach der Zerſtörung nur eine Schule gründen zu dürfen ſich erbat, ſie lebt als Funke in Deinem edlen Herzen wieder auf.

Du erhebſt Dich als eine Mutter in Israel und pflanzeſt einen Baum des Lebens auf Zion. Du haſt ſo Jeruſchalaim zum Siegelringe Deiner Rechten gemacht.

Die Kinder der heiligen Stadt werden in die von Dir gegründete Anſtalt wallen und die Gotteslehre in ihren jungen Seelen empfangen.

Du haſt ein Haus der Tugend hergeſtellt, eine Schöpfung, ein Denkmal Deiner Milde. Ein Mann herrlichen Geiſtes voll iſt Dein Bote, um das Haus an der Stätte des Glaubens aufzubauen.

Auf, ihr lernbegierigen Kinder! auf, ihr Väter und Kinder, ſegnet und danket der Frau Lipet Herz, aus der edeln Familie der Lämel.

Ihr Andenken wird ſegenvoll blühen für die Wohlthat, die ſie euch erwieſen hat, die fortdauernd für euch wirkt. Sie hat ihren Namen eingezeichnet in der Stadt des Ewigen."

Fort.

Einfache Begleitung. — Tennen. — Bunte Bilder.

Das Schiff, das mich nach Egypten bringen ſollte, legte erſt in vierzehn Tagen in Jaffa an und ich benützte dieſe Zeit, um die Städte Paläſtina's und das Land der alten Phönizier zu bereiſen.

Am 6. Juli 1856, wie ich bereits berichtet, ritt ich von der heiligen Stadt fort. Nicht wie über den Libanon in ſtattlicher Karawane, diesmal nur von einem Dolmetſch und einem Diener begleitet und zwei Maulthieren, welche mein Gepäck trugen, gefolgt. Ich hatte, um die Koſten zu ſparen, weder Zelt noch Küchengeräte mitgenommen und war ſomit jeder zufälligen, oder auch ſich verweigernden Gaſtfreundſchaft preisgegeben. Aber der vom Grafen Pizzamano mir empfohlene Dragoman Matthia war verläſſig, aller Wege genau kundig.

Wir haben den Weg von Jaffa nach Jeruſalem bereits geſehen, die Erſcheinung iſt dieſelbe geblieben, nur an den wenigen Dörfern, wo wir vorüberkommen, wird das Getreide gemäht und liegt um kleine offene Plätze, wie Wände und Hügel aufgeſchichtet. Auf dem kreisrunden Platze mitten inne werden von einem Manne, oder einem Weibe zwei, auch drei Ochſen im Kreiſe herumgetrieben, um die Aehren auszutreten. Wenn wir an ſolchen Tennen vorüber-

kommen, laufen uns Kinder mit irdenen Krügen zu und bieten laues Waſſer zum Trinken an.

Wenn wir uns von dieſen Stätten entfernen, iſt es wieder einſam, die Felſen und die Flächen ſind kahl und das Gebirge von Juda wirft blendend und heiß die Stralen der Sonne zurück.

An mir ziehen die Erſcheinungen und die Erlebniſſe der letzten Wochen bunt und wirr noch einmal vorüber. Meine Seele iſt bewegt und ich fange an Gedanken und Gefühle, die in Jeruſalem in mir einzeln auftauchten, zu ordnen und zu formen. Je nach ihrem Inhalte ſetze ich, faſt unbewußt, als wollte ich ihnen entfliehen, zuweilen das Pferd in Galopp, dann laſſe ich es wieder langſam über Felſen ſeinem eigenen Willen folgen und es ſchlägt auf den Steinblöcken gleichſam den Takt zu den wunderlichen Rhythmen in mir, die hart und ſchroff wie das Gebirge ſelbſt ſind, das mich einſam umgiebt.

Es füllten ſich einige Blätter meines Tagebuches mit einem Klageliede auf Jeruſalem.

An Jeruſalem!

„Wie geht das zu, daß die heilig
gar Buhlerin geworden iſt!“
Jeſaia 1

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

„Wer weilen dürfte an den heilgen Stellen!“
War meiner Jugend Wunſch und früher Traum.
Es ſehnt der Hirſch nach friſchen Waſſerquellen,
Wie nach Jeruſalem mein Herz, ſich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geſchaut nur mit der Sehnſucht Blick.
Was führte, günſt'ger mir als dem Propheten,
Mich in das Land der Väter das Geſchick?

Gebälk von Zedern ſah ich ſtolz ſich heben,
Muſik der Pſalmen tönte wunderbar —
Und ſchöner, als es jemals war im Leben,
In Glorien ſtellte ſich dein Bild mir dar!

Ich kam — o nur die Berge ſind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt, bis hoch empor,
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Prieſter Chor.

Wo ſind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der ſo lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von ſeinen Heiligthumen,
Der Kidron ſelbſt, er iſt verſiegt, verſteint.

Unſterblicher Genoß! dein muß ich denken,*
Den auch hierher geführt der Sehnſucht Pein,
Mit Thränen dieſen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen,
In Sehnſucht zitterte, wie mir, dein Herz.
Wenn Königskronen ſich ums Haupt dir wänden,
Du würdeſt ſie hinſchleudern hier im Schmerz.

Und als du ſahſt die Hunde hier, zerfleiſchen
Dein Volk, den edlen königlichen Leun,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreiſchen,
Die, Adler zu verzehren ſich nicht ſcheun:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Haſt du dein ſchönſtes, ew'ges Lied geſungen,
Es brach, wie Waſſer rauſcht vom Fels, hervor.

Ein Reiter ſprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir ins Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geiſt in wehem Doppelſchmerz.

Juda Halewi, der berühmteſte ſpaniſch-hebräiſche Dichter ſtarb im zwölften Jahrhundert vor den Thoren Jeruſalems.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halewi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Beſing auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen ſtolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert,
Auf Zions Schutt ein größres Martirthum?

Ein Lanzenſtoß hat dir das Herz durchſtochen,
Mir gingen tauſend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenoſſe und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind ſahſt du getreten
Dein Volk; ich aber wie es ſelbſt ſich ſchlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Profeten
Zur Schau die geiſtigen Ruinen trägt.

Zerbrochne Säulen und geborſtne Quadern,
Was ſind ſie wert noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um ſie weint, nicht in den Adern
Der rote Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen in Jeruſalem zu ſterben
Und auszuruhn im Thale Joſaphat —
Es ſtarb auch mein Herz, als ich dieſen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich ſah auch ſie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Ismael verachtete Verächter,
Sind halb des Glaubens ſie, des Wahnes halb.

Jehova's Witwe ſeit uralten Tagen,
Legt ſie den Schleier ab, getröſtet ſchon?
Seh ich das Heiligſte zu Markt ſie tragen,
Scheint ſie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge,
Das dreimal heilige Jeruſalem,
Jetzt müßten es zerſchmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu ſagen wär' es ſchwer!
Wie ſtürzte ſonſt ſich über die Ruinen,
Vertilgend nicht ein neues todtes Meer!

Doch iſt der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an ſeiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einſt, nur Einer,
Der unſichtbar der Welten Kreiſe ſpannt.

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Proſeten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

Arabiſche Gaſtfreundſchaft.

Hanna Ajub. — Betende Mönche. — Schmuck und Schönheit. — Sultanin von Oeſterreich. — Schwarze Bedienung. — Ein Fächer.

Nach neunſtündigem Ritte erreichten wir Ramleh und kehrten im Hauſe des öſterreichiſchen Conſularagenten ein, das ſich aus der Ferne durch die auf dem Dache aufgehißte weiß-rote Flagge ankündigte, bei Herrn Antonio Ajub, einem ſyriſchen Chriſten, dem ich empfohlen war.

Wir traten in den ſchönen Hof des Hauſes, wo unter dem Schatten von blühenden Mandelbäumen zwei Negerinnen meſſingenes Geſchirre blank ſcheuerten. Eine von ihnen unterbrach das Geſchäft und kehrte bald mit Limonade und Tſchibuk für mich zurück, während ein Neger mir das Waſchbecken brachte, um mir Geſicht und Hände vom Staube zu befreien. Die Negerin ließ von zwei Mägden Polſter herbeiſchleppen und ſie auf den blanken Flieſen des Hofes für mich zu einem Divan bereiten. Die ſchwarze Sklavin that all dies aus eigenem Antriebe; doch hatte ſie nicht das Recht, mich in die Gemächer des Hauſes zu führen, weil ihr dies von ihrem Herrn noch nicht befohlen war.

Ich freute mich der Ruhe, des Schattens und des Nargileh's in dem ſtattlich ſchönen Hauſe, da kam Matthia mit der unangenehmen Nachricht, daß wir fort müßten, um die Gaſtfreundſchaft des Franziskanerkloſters in Anſpruch zu nehmen, denn Herr Ajub

sei mit seinem Sohne verreiset und die Dame des Hauses könne uns nicht beherbergen in diesem Falle. Ich erklärte Matthia, daß ich der Dame doch den Brief mit den Grüßen der Gräfin Pizzamano, übergeben wolle und da sie sich zu Besuch bei einer Freundin befand, sendete ich ihr das Schreiben durch eine der Sklavinnen.

Matthia rüstete nichtsdestoweniger zum Aufbruche, denn es sei gegen alle Sitte, daß wir im Hause bleiben. Ich zögerte absichtlich, um die Rückkehr der Sklavin zu erwarten und zu hören, wie orientalische Gastfreundschaft sich gegen mich benehmen würde. Sie täuschte mich nicht, denn schon nach kurzer Zeit kam ein Verwandter des Hauses, um mich im Namen der Frau zu begrüßen und sich des Gastes zu freuen. Ich wurde in das erste Stockwerk, durch Flügelthüren in einen schönen, von elf Fenstern beleuchteten Saal geführt und bedeutet, daß ich der Herr des Hauses und mir Alles zu dienen bereit sei.

Matthia sagte mir: „Das habt Ihr unserem Consul zu danken, der in so großem Ansehen steht, daß die Frau des Hauses das Auskunftsmittel fand, Euch dennoch beherbergen zu können."

Werden wir sie selbst nicht zu sehen bekommen?

„Das wäre ein großes Wunder!"

Matthia wurde abberufen, kehrte aber bald wieder zurück mit dem Auftrage mich zu fragen, was ich speisen wolle? Ich erbat mir Milch und Reis. Der Oheim der Hausfrau kam und lud mich ein, den Sonnenuntergang auf der Terrasse anzusehen und mich der Abendkühle zu erfreuen.

Es war ein wunderbarer Anblick: die Ebene von Saron im Halbkreise vom Gebirge Juda weit hinaus umschlossen, im Abendgolde leuchtend. Ihm gegenüber in unabsehbarer Ferne der rote Ball der Sonne ins Meer sinkend und um mich her in nächster Nähe die üppigsten Gärten, kleine Waldungen von Orangen-, Zitronen- und Olivenbäumen und da und dort eine Palme über den phantastischen Häusern, Kuppeln, Minareten und Thürmen.

Matthia brachte, kaum daß die Sonne untergegangen war, mir meinen Mantel, denn mit der Dunkelheit tritt im Oriente gleichzeitig eine empfindliche Kühle ein, die leicht Fieber erzeugt,

wenn man ihr unverwahrt ausgesetzt bleibt. Er theilte mir ganz befremdet mit, daß die Dame des Hauses sich von ihren Sklavinnen schmücken lasse, um mich auf der Terrasse zu begrüßen. Wirklich erschien sie bald, nachdem von einer Negersklavin für sie ein Teppich auf der Terrasse ausgebreitet und mir ein Blumenstrauß übergeben worden war.

Frau Hanna Ajub ist eine Dame von 33 Jahren, die schon elfjährig vermählt und durch ihren siebenzehnjährigen Sohn bereits Großmutter war. Sie muß von wundervoller Schönheit gewesen sein. Ein roter Feß mit goldener Quaste, von Perlen und Smaragden umwunden, bedeckte ihr edles Haupt, von dem schwarze Haare mit seidenen, goldflittergezierten Schnüren durchflochten, lang den Nacken herabfielen. Um den Hals an einer Perlenschnur hing eine goldene Cilinderuhr, die sich im bunten Gürtel verbarg, während an diesem zwei edelsteingeschmückte Täschchen hingen, in denen sich Talismane befanden, trotzdem, daß an der Stirne ein diamantenes Kreuzchen vom Feß herabhing. Die Gewänder waren von bunter, schwerer Seide, die Pantoffeln rot und goldgestickt.

Ich war aufgestanden, als die Dame auf die Terrasse kam; sie nahm auf dem für sie ausgebreiteten Teppich Platz und grüßte mich dann, indem sie die rechte, von Ringen funkelnde Hand an Stirne, Herz und Lippen legte.

„Ich preise mein Haus", ließ sie mir durch Matthia sagen, „daß ein Hadschi, ein Pilger aus Jerusalem, unserem Hause die Ehre anthut, in ihm auszuruhen."

Ich betrachte Dein Haus als ein Asyl für diese Nacht und Du bist das heilige Bild der Tugend und Schönheit in ihm.

Die Dame hörte diese Huldigung ruhigen Blickes, als eine ihr vollkommen gebührende an, wie denn in ihrem ganzen Wesen eine durch Anmut gemilderte Feierlichkeit herrschte, während die Bewegung der Arme und das Neigen ihres Hauptes etwas von königlicher Huld hatte.

Frau Hanna ließ viele Fragen über die Sitten und Gewohnheiten meines Landes an mich richten, wobei sie es nicht an feinen Bemerkungen, an Lob und Tadel fehlen ließ.

„Iſt eine Kirche des Abendlandes ſo groß und prächtig, wie des heiligen Grabes?“

Viele ſind größer und prächtiger, die St. Peterskirche in würde zwei ſolche Kirchen, wie die des Grabes in Jeruſalem, ſchließen.

„Haſt Du ſie geſehen?“

Ja.

„Und der heilige Vater rühmt ſich eine ſchönere Kirche zu beſitzen, als das heilige Grab?“

Ich ſuchte ihr das Bedürfniß der Kunſt, der Religion zu bilden, zu erklären und wie der Papſt eben durch das Prachtwerk ſeine tiefſte Verehrung ausdrücke.

„Flattert auf der Burg in Wien auch eine weiß-rote Flagge, wie dieſe hier auf unſerem Hauſe?“

Das nicht, aber das Wappen iſt überall mit Farben gemalt und aus Metall geformt, zu ſehen.

„Wie viele Millionen Piaſter iſt der Schmuck der deutſchen Sultanin wert?“

Man könnte zehntauſend Ernten von Paläſten für ihn kaufen.

„Iſt ſie ſchön?“

Ich ſchilderte die Erſcheinung der Kaiſerin von Oeſterreich zu Pferde.

„Mein ganzes Haus fühlt Ehrfurcht und Freundſchaft für den deutſchen Sultan.“

Nicht fern der unſeren erſchienen auf einer Terraſſe mehrere Franziskanermönche; ich erkannte jetzt erſt das Kloſter wieder. Es war faſt Nacht geworden, ein Glöcklein erſcholl und die Mönche hielten im Gebete nieder, über ihnen wiegte eine Palme die Blätter im Abendhauche.

Die beiden Negerſklavinnen kamen, jede mit einem papiernen Fanale, um uns zur Tafel einzuladen. Frau Hanna Ajub ſchritt voran, ich folgte ihr in eine im Hofe kühl gelegene Halle, wo ein langer Tiſch, reich mit Silber gedeckt und ſeltſamer Weiſe nur von einer Wachskerze erhellt war.

Mir wurde, wie ich es gewünſcht hatte, Milch, die roſen-

duftend war und Reis mit kaltem saueren Rahm übergossen, in zwei silbernen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden Negersklavinnen und ein Neger ein. Jene trugen ein silbernes Waschbecken und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete vor mir nieder, während die andere mir Seife bot und aus der Kanne Wasser über meine Hände goß. Nachdem ich mich gewaschen hatte, trat der Neger, dem ein gold- und blumengesticktes Handtuch über die Schulter hing, an mich heran und reichte mir es zum Abtrocknen. Die drei schwarzen Menschen, die eigenthümliche Art mich zu bedienen, wirkten komisch auf mich, ich hatte Mühe mein Lachen zu unterdrücken und ernsthaft drein zu sehen.

In einer Vorhalle des großen Saales erwartete mich die Dame des Hauses und ihr Oheim zum Frühstück: schwarzer Kaffee, in Zucker eingesottene „Lilien von Saron," Ziegenbutter, Käse, Kaktusfrüchte, feines Brot waren auf einem niedrigen Tischchen in zierlicher Ordnung aufgestellt.

„Hast du schöne Träume gehabt?" ließ mich die Dame fragen.

Mir träumte von einem prächtigen Hause, in welchem ein Engel der Gastfreundschaft wohnt.

„Wäre Antonio Ajub, mein Herr und Gatte zu Hause gewesen, er hätte dich mehr ehren können, als seine arme Frau. Er wird trauern, den Gast versäumt zu haben."

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, die Araber ſich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matkam, um zu melden, daß die Thiere geſattelt ſeien. Er mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetſch ſerbiMärchen in Wien, zur Reiſe durch die Wüſte mitgegeben

Durch einen leichten Druck entfaltete ſich aus der Gerte üner Fächer und ſie erfüllte ſo einen doppelten Zweck. Frau Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübſche Vorrichund ich ließ ſie ihr mit den Worten reichen: „Laſſe dieſe dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte e Hand zum Abſchiede, die ſie herzlich, wie eine Freundin endlande thun würde, ergriff; doch duldete ſie nicht, daß ich and küſſe.

Schluß der Tragödie.

Kameelritt. — Blutrache. — Löwin und ihre Jungen.

Ich befand mich ſeit Monaten im Oriente und war bereits ſo vielen Karawanen von Kameelen begegnet, ohne noch dies fantaſtiſche Thier beſtiegen zu haben.

Ich gab Matthia den Auftrag, mir eines für den nur dreiſtündigen Ritt bis Jaffa zu mieten, um mich auf der Ebene, für das Reiſen in der Wüſte einzuüben. Das Kameel beugte demüthig ſeine Knie, ich kletterte in den hölzernen, mit einem Teppich weich belegten Sattel und mich an demſelben feſthaltend, fühlte ich mich, als das Thier aufſtand, wie empor geworfen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, ſich plötzlich ſo hoch über der Umgebung und nur der Willkür eines, wenn noch ſo geduldigen Thieres preisgegeben zu fühlen. Kein bändigender Zügel leitet das häßliche Ungeheuer, das neben ſeiner weitſchrittigen Bewegung auch eine nach beiden Seiten wiegende hat, die bei leicht reizbaren Magennerven die Erſcheinung der Seekrankheit aufkommen läßt. Ich fühlte mich völlig wohl, und erſt an die fort und fort vorwärts fallende Bewegung meines Körpers gewöhnt, fing ich an, ein angenehmes Behagen zu empfinden, und ließ mir den Tſchibuk reichen. Später verſuchte ich es auch, aus Langeweile, da das Thier den Reiter durchaus nicht beſchäftigt, zu leſen. Matthia mit den Maulthieren, die einen ſchwachen Trab gingen,

hatten Mühe, mit meinem pflegmatiſch und langſam ſchreitenden Kameele gleichen Schritt zu halten.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir Jaffa.

Als wir durch die üppigen Gärten, ſchon nahe der Stadt gekommen waren, ſahen wir eine zahlloſe Menge von Menſchen. Wir konnten bemerken, daß eine freudige Bewegung durch die Maſſen ging, aus der einzelne Jubelſchreie und die Muſik von Pfeifen und Handtrommeln zu vernehmen waren.

Wir hielten, uns durchwindend, endlich nahe am Thore, um zu ſehen, was es ſei, das dieſe Menſchenwogen ſo bewege?

Es ging mitten in der Menge eine weiß verſchleierte Frau langſamen Schrittes, ihr zur Rechten und Linken ein fünfzehn- und ein etwa zwölfjähriger Knabe. Beide weiß beturbant, trugen lange Flinten über den Schultern. Es iſt eine Mutter mit ihren Söhnen und ihr gelten die freudigen Zurufe, ihr der Jubel, ihr die Klänge der Muſik.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Aufzuge.

Der Leſer dieſer Blätter erinnert ſich noch der wilden Szene in jener Nacht, da wir im Kloſter zu Ramleh übernachteten. Ein türkiſcher Bauer wurde von drei Beduinen, die mit Kameelen ſein eben eingeheimſtes Getreide ſtehlen kamen, erſchoſſen. Zwei nahmen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der Mörder fiel in die Hand der Bewohner von Ramleh, und wurde dem Gerichte übergeben. Nachdem er vierzig Tage im Gefängniſſe zugebracht hatte, wurde er von vier Bewaffneten nach Jaffa eskortirt.

Das kam der Familie des Ermordeten bedenklich vor, denn eigentlich hätte der Mörder nach Jeruſalem, vor das Gericht des Paſchas geführt werden müſſen. In Jaffa konnte er ſich vielleicht durch Beſtechung retten, oder die Flucht ergreifen. Die Wittwe ging mit ihren Söhnen nach Jaffa, um die ſtrafende Gerechtigkeit nicht ſchlafen zu laſſen. Der Mörder ritt zwiſchen den Bewaffneten ruhig hin und wußte nicht, daß der Tod mit ihm ziehe.

Zwiſchen den Gärten von Jaffa, die von hohen Kaktuswänden eingehegt ſind, erſchallen, wie auf ein gegebenes Zeichen

zwei Flintenſchüſſe zugleich. Der Mörder ſtürzt vom Pferde, Haupt und Herz getroffen, und die Bewaffneten ſprengen da

Der fünfzehn- und der zwölfjährige Sohn haben den ihrem Vater begangenen Mord gerächt. Sie brechen hinter Hecken hervor, und rühmen ſich vor der zuſammen geſtrö Menge ihrer That, die jeder begreift und jeder preiſt.

„Die glückliche Mutter!“ ruft es aus der Menge. „ die Mutter zweier Helden!“ — „Seht die Löwin, die zwei J hat!“ Und wieder Jauchzen, Zimbeln und Trommeln.

Nach Khaifa.

Ungarn und Paläſtina. — Der Engel des Windes. — Die Seekrankheit. — Jüdiſche Gemeinde.

Ich kehrte wieder bei meinem braven Landsmann Platner ein und fand die freundlichſte Aufnahme. Faſt zugleich mit mir traf ein Webermeiſter, Herr Elbe aus Hamburg ein, den Sir Moſes Monteſiore nach Jeruſalem ſandte, um die jüdiſche Jugend, die Luſt zur Weberei hätte, in derſelben zu unterrichten. Es war ein ältlicher, müder Mann mit einer jungen Frau und ſchien mir in ſeiner wenig energiſchen Weiſe kaum geeignet, Luſt und Liebe zum Handwerk erwecken zu können.

Ich theilte Herrn Platner meinen Plan mit, auf den Karmel zu gehen. Er ſah nach der See und meinte: „Der Wind iſt ſehr günſtig; ich rathe Ihnen, ein Boot mit einem Segel zu nehmen, es trägt ſie in ſieben bis neun Stunden an den Fuß des Karmel nach Khaifa.“

Mein Entſchluß war raſch gefaßt und Matthia beauftragt, ein Boot zu mieten.

Frau Platner fing aber mit ihrem Töchterchen ein tapferes Kochen an, und ſie ſetzte einen beſonderen Ehrgeiz darein, die Seefiſche nach heimiſch ungariſcher Weiſe mit Paprika und vom

edelſten Schöpſe Paläſtina's, Guljaſchhuſch zu bereiten und Reis mit feinſtem Knoblauchdufte zu verſetzen. „Sie ſollen glauben“ ſagte ſie, „daß Sie ſind in Ungarn. Was ſind die Fiſch aus dem Meere, gegen die aus der Theiß! und Ochſen, wo hat man hier Ochſen? Da muß man nur in Ungarn leben. Ich ſage Ihnen dieſes Erez Jisroel, Land Israel, iſt Ungarn, und Ungarn iſt eigentlich Erez Jisroel.“

Ein treffliches Mahl ſtand bald in einer gegen die See offenen Halle, und ich rathe jedem Reiſenden, bei Herrn Platner einzukehren, um gut und reinlich zu wohnen, vortrefflich zu ſpeiſen und ſich unter herzlichen, deutſch redenden Menſchen zu befinden.

Matthia kehrte zurück und meldete, daß unſer Boot nach der Mittagsglut bereit ſein werde, in See nach Khaifa zu gehen.

Frau Platner packte einen Korb voll Speiſen für uns, um wenigſtens für drei Tage auszureichen. Braten, Fiſche, Eier, Käſe, Rhum, Wein, Zucker und Kaffee, Oliven, Kuchen, Brot; jedenfalls war ich beſſer verſehen, als meine Urahnen, da ſie aus dem Lande Mizrajim zogen und nur ungeſäuertes Brot mitnehmen konnten. Dafür hatte ich wieder keine goldenen und ſilbernen Gefäße wie ſie mitgenommen.

Mein Gepäck hatte ich in Jaffa zurück gelaſſen, und nur mit einem kleinen Reiſeſacke, in meinem Beduinenmantel vom Libanon und meinen Waffen trat ich, ohne weitere Begleitung als Matthia, die Reiſe durch Paläſtina an. Muſſa Muſtafa hieß der Rais unſeres genug kleinen Bootes, über dem ein weißes Segel, friſch geſchwellt glänzte. Er war ein ſchöner ernſter Mann, der zwei Ruderern gebot.

Wir fuhren fröhlich die Küſte entlang. Mir war dieſe wieder neue Art zu reiſen, von beſonderem Intereſſe, und „ehe der Mond aufgeht“ ſagte Muſſa Muſtafa, „ſind wir in Khaifa.“ Die See lag glatt und blau, wie ein ſtählerner Spiegel, und die Dünenhügel des Geſtades zogen raſch an uns vorbei. Denn es wehte der friſcheſte Wind und wir lagen ganz behaglich unter

dem Segel vor der brennenden Sonne geſchützt. Unſere Freude währte nur zwei Stunden. Der Wind legte ſich und unſer Segel hing ſchlaff herab; die Ruderer brachten das Boot kaum vorwärts. Der Rais wurde bedenklich und meinte, wir könnten jetzt allenfalls vierundzwanzig Stunden und länger auf der See liegen. Es war dieſe Mittheilung doppelt unangenehm, weil meine Reiſe Tag für Tag vorgezeichnet war, wenn ich rechtzeitig wieder in Jaffa ſein ſollte, um mit dem anlandenden Schiffe zu gehen. Endlich fing ein Schwindel an, mir den Kopf einzunehmen, und war der Vorbote einer heftigen Erkrankung. Sie blieb mir und Matthia nicht lange aus; wir wurden elend.

Der Rais kochte Kaffee und goß zur Hälfte Rhum und ziemlich viel Pfeffer hinein. Ich trank ein ſtarkes Glas davon, und fühlte ein Brennen im Magen, und eine Betäubung, die mich bald vom heftigſten Uebel befreite.

Plötzlich erwachte ich; der klarſte Mond und prächtig große zitternde Sterne hingen über mir. Die See plätſcherte ſanft an die Planken des Bootes, das ſich nicht vor- nicht rückwärts bewegte, und nur ſanft wiegte. Vom Geſtade her warfen Felſen, an denen die See laut brandete, Schatten, und um mich her war es vollkommene Ruhe. Der Rais lag in ſeinen Mantel gehüllt, die beiden Ruderer ſaßen auf den Bänken und ſchliefen; die Ruder waren ihren Händen entglitten. Matthia regte ſich nicht. Die Szene und die Gruppen waren genug eigenthümlich, um meine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Ich ſah nach der Uhr, es war Mitternacht und die Sorge legte ſich mir ſchlaflos ans Herz, jede Stunde der Zögerung könnte meinen Reiſeplan verderben. Ich fühlte mich ſehr ſchwach und betäubt.

Ein Rauſchen weckte mich, ich ſchlug wieder die Augen auf; da war es heller Tag um mich, das Segel flatterte, und der Rais ließ mir Glück wünſchen, denn „der unſichtbare Engel des Windes“ ſei wieder mit uns. Das Vorgebirge des Karmel erhob ſich vor unſeren Augen. Die Ruderer unterſtützten den leichten Wind, der ſich in das Segel legte, und ich hatte, während Matthia

für uns Kaffee braute, Zeit, über das ſeltſame Weſen der Seekrankheit nachzudenken.

Ich habe auf früheren und ſpäteren Seereiſen an mir wahrgenommen, daß ich oft bei bewegter See vollkommen geſund, und bei ſpiegelglatter, wie diesmal, ſo krank wurde, wie kaum im Sturme. Es hängt, da das Individuum daſſelbe war, entſchieden von der jedesmaligen Nervenſtimmung ab, ob der Seefahrende erkranke oder geſund bleibe. Wenn der Magen vollkommen geſund am Menſchen und mäßig gefüllt iſt, wird ihm die See weniger anhaben, als wenn er ſchwach und überladen iſt; wiewohl er bei vielen blos durch die Geruchsnerven, wenn ſie durch den Anhauch des Thrans oder der See gereizt werden, erkrankt.

In neuerer Zeit wurde das Einnehmen von Chloroform empfohlen, das wohl unmerkbar nützt, aber dadurch es ſelbſt die Symptome der Seekrankheit auch auf dem Feſtlande zu erzeugen pflegt. Daß eine Betäubung durch ein geiſtiges Getränk nützt, wenn ihm zugleich ein, den Magen ſtark reizendes und erwärmendes Mittel beigegeben iſt, habe ich an mir ſelbſt erfahren durch das derbe Mittel Muſſa Muſtafa's. Ich habe es ſpäter auf der langen Reiſe von Egypten nach Europa wieder verſucht, und wenigſtens an mir als wirkſam erprobt. Ich rieth es da einer ſehr erkrankten, zarten Dame, und erreichte den Erfolg, daß die heftigſten Symptome einhielten, und ein viele Stunden andauernder Schlaf erfolgte. Ob die heftigen Kopfſchmerzen beim Erwachen ein Symptom der Krankheit, oder eine Folge des Mittels waren, ließ ſich natürlich nicht unterſcheiden. Wenn man es anwendet, dabei den Unterleib mit einer breiten Binde feſt zuſammenſchnürt, ſich auf dem Decke in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am wenigſten empfunden wird, horizontal auf den Rücken legt, ſo glaube ich, daß die Krankheit wenigſtens nicht jenen entſetzlichen Grad erreicht, wo der Menſch lieber zu ſterben wünſcht, als weiter ſolche Qual zu dulden. Daß der Seekranke, wenn er das Land betritt, plötzlich geſund und hungrig ſei, iſt geradezu nicht wahr. Im beſten Falle iſt der Kopf noch lange eingenommen.

Um neun Uhr Morgens nach einer Fahrt von einundzwanzig Stunden, die ſonſt in ſieben Stunden vollendet wird, erreichten wir den kleinen verwahrloſten Hafen von Khaifa, und durften den Wind ſegnen, daß er uns nur einen halben Tag verließ. Der Rais erzählte mir, daß er ſchon zuweilen, von Jaffa nach Khaifa fahrend, drei Tage auf dieſer See gelegen habe.

Wir gingen in der Nähe des Hafens in ein genug ſtattliches Kaffeehaus, wo die Tiſche von weißem Marmor, Divane ſchwellend gepolſtert waren. Ueber uns war keine Decke, nur das Holzwerk des Daches ſchaute kahl herab. An den Wänden waren viele hundert Flaſchen mit geiſtigen Getränken angebracht. Der Wirt, ein Grieche, mochte mir die blaſſen Folgen der Seekrankheit anſehen, denn er ſetzte mir, ſtatt des üblichen Kaffees geglühten Cyperwein vor.

Matthia ging, um meinen Brief an den öſterreichiſchen Conſularagenten, Herrn Skopovich, und meine Karte an den engliſchen Vizeconſul Herrn Roggers abzugeben, denſelben, mit dem ich in Jeruſalem das intereſſante Geſpräch über ein gewiß künftiges Judenreich in Paläſtina hatte. Ich unterhielt mich unterdeſſen mit einem ſpaniſchen Juden, der in das Kaffeehaus gekommen war, um mir ſeine Dienſte als Dragoman anzubieten.

Ich fragte ihn um die Zahl und Zuſtände der Glaubensgenoſſen und erhielt folgende wenige Nachrichten von ihm: „Wir bilden blos eine kleine Gemeinde, die kleinſte faſt im gelobten Lande. Sie zählt nicht mehr als 100 Seelen. Wir leben ärmlich nur vom Handel und an uns denkt Niemand, während unſeren Glaubensgenoſſen nach Jeruſalem, Hebron, Safet und Tiberia aus aller Welt reiche Unterſtützung zufließt. Und zu was benützen ſie das viele Geld? Um gut zu eſſen und zu trinken, und zu Müſſiggang, den ſie nur durch Gebet unterbrechen. Gott ſchenkt dem Menſchen nichts, wenn er noch ſo viel betet, er muß arbeiten, dann hilft ihm Gott. Unſere Synagoge iſt klein und elend, unſere Kinder haben keine Schule und

lernen nichts. Das Handwerk iſt ihnen verſperrt, weil wir ſie zum Türken nicht in die Lehre zu geben wagen dürfen. Beſſer Armut, als Laſter.“

Matthia kehrte zurück mit der Nachricht, daß die beiden Herren nicht anweſend ſeien, und daß die Pferde bereit ſtehen, die uns zum Kloſter auf den Carmel bringen werden.

Auf dem Carmel.

Giovanni Batiſta. — Die Bibliothek. — Die Proſeten. — Berggottesdienſt. — Flora. — Das Denkbuch.

Wir ritten zum Thore von Khaifa hinaus, vor welchem ſich mehrere Tennen befanden. Die Art das Korn zu erhalten, war von der verſchieden, die wir in der Ebene von Saron geſehen haben. Hölzerne Bohlen zu einem Quadrat zuſammengefügt, welches etwas über eine Klafter im Geviert hatte, lag auf den in einem größeren Kreiſe zuſammengelegten Aehren. Ein Ochſenpaar war vor die Bohlen geſpannt, und wurde von einem auf ihnen ſtehenden Manne gelenkt. So wurden ſowohl durch den Tritt der Thiere, als durch die ſchwere, nachlaſtende hölzerne Tafel die Aehren von den Körnern befreit.

Wir zogen zwiſchen Oelbäumen, darunter ſehr alten, bald empor; uns zur Rechten Felder, die uns vom brandenden Meere trennten, und durch welche der alt-bibliſche Bach Kiſon zum Meere fließt. Auf dem ſteilen gebahnten Wege, der uns führte, haben wir zur Linken ſchroff abfallende Felſen, in denen ſich da und dort eine Höhle ſchwarz aufthut. Oelbäume und üppiger Lorber bedecken grünend den Berg, an deſſen Spitze wir nach einer halben Stunde anlangen.

Matthia ging in das weitläufige ſtattliche Kloſter, vor deſſen Pforten wir hielten, um uns zu melden. Er kehrte bald mit einem jungen Carmeliter zurück, der mich freundlich willkommen hieß, und

eine lichte, breite Treppe empor, in einen großen Saal führte mit Divanen und der Aussicht auf das Meer, das an 600 Fuß tief unter uns an den Felsen schlägt. Bald darauf erschien der Prior-Stellvertreter, ein Malteser, und fragte, aus welchem Lande ich komme? Als er hörte, aus Oesterreich, beklagte er sehr, daß der Erzherzog Ferdinand Max nicht das Bergkloster besucht, und nur in Khaifa verweilt habe. Der französische Consul wollte nicht gestatten, daß die französische Flagge, unter deren Schutz das Kloster steht, eingerefft, und dafür die österreichische aufgehißt werde. „So haben wir den Besuch eines, wie wir hören, geistvollen Fürsten und er selbst eine schöne Erinnerung eingebüßt." Der Prior fragte nach meinen Wünschen, und als ich ihm sagte, daß ich noch von der See unwohl sei, rieth er mir, in einem der anstoßenden Gemächer mich zur Ruhe zu begeben, und wenn ich erwacht sein würde, es ihm melden zu lassen, weil er mich selbst an die heiligen Orte führen wolle.

Ein Schlafgemach, das durch eine blanke Reinlichkeit anmuthete, und dem alle anderen, in gleicher Reihe liegenden, glichen, nahm mich auf. Auf dem Nachttische lag eine Bibel in frischer, und eine Geschichte des Klosters in italienischer Sprache. Ich ahnte nicht, als ich im Jahre 1838 in dem schönen Frascati bei Rom lustwandelte, und im Jahre 1841 in Wien, einen dort geborenen schlichten Carmeliter am Stefansthurme vorübergehen sah, dem ich einen Artikel in meinen „Sonntagsblättern" widmete, daß ich in dem von ihm neuerbauten Kloster auf dem Berge Carmel einst ausruhen sollte.

Giovanni Batista war der einzige Mönch, der sich aus der Zerstörung des Klosters durch die Franzosen und später durch die Türken, retten konnte. Er flüchtete nach Rom, von wo aus er im Jahre 1819 wieder nach dem Carmel gesendet wurde, um das Kloster herzustellen, ohne Begleitung, ohne Geld. Als Abdalah Pascha von dem Plane des Mönchs hörte, ließ er die Ueberreste des Klosters mit Pulver zersprengen, weil er fürchtete, die Mönche könnten, da eben die griechische Revolution ausgebrochen war, von dem Vorgebirge aus, dem türkischen Feinde,

wenn er hier durch's Meer zog, Signale geben. Im Jahre 1826 erwirkte der Carmeliter persönlich in Konstantinopel einen Ferman zum Wiederaufbau des Klosters. Er eilte zurück auf den Carmel und zwischen Ruinen sitzend, entwarf in er seinem Geiste, und dann mit dem Reißblei den Plan eines großartigen Gebäudes. Er hatte nicht über 100 Francs zu gebieten, und die Ausführung seines Planes nahm, nach seiner Berechnung, deren 400,000 in Anspruch.

Giovanni Batista ist ein Beispiel dessen, was ein Glaubensstarker Wille, und eine nicht ablassende Thatkraft vermögen, wenn ihnen ein weiser Sinn zur Seite steht. Auf seinen Wanderungen zwischen dem Carmel und Nazaret hatte er am Kison zwei verlassene Mühlen bemerkt, sie in Stand setzen, und vom Ertrage den Bau zu beginnen, war sein erster Gedanke. Die Mühlen gehörten einer Drusenfamilie, die es für ein Verbrechen hielt, einem Christen Grundbesitz zu verkaufen; doch ließ sie sich herbei, die Mühlen zu verpachten. Ein dem Mönche befreundeter Mohammedaner lieh, ohne Zinsen, ein kleines Kapital, und so unternahmen drei Männer, jeder einer anderen Religion angehörend, die Wiederherstellung der Mühlen, von der die Grundsteinlegung eines christlichen Klosters abhing.

Giovanni Batista reiste durch alle Länder Asiens, um bei seinen Glaubensgenossen Geld zu sammeln, mit dem er immer wieder auf den Carmel zurückkehrte, um zu bauen. Der mehr als sechzigjährige Greis ermüdete nicht, und ging später noch nach Europa, und sammelte in seinem Hute für den uralt heiligen Berg Carmel in Palästina, Almosen. Ihm wurde das Glück zu Theil, das großartige Werk zu vollenden.

Der Prior erschien nach einigen Stunden wieder, und hatte die Güte, mich durch die überall lichten Räume des Klosters, und viele Stufen hinab, zur Kirche zu führen, die in die Grotte gebaut ist, in welcher der Profet Elia geweilt haben soll.

Die Kirche iſt eine mäßig große Rotunde, die aus der Kuppel Licht empfängt. Die Wände ſind marmorartig gemalt, der Fußboden von ſchwarzem und weißem Marmor blank. Aus der Rotunde führen einige Stufen zu einem tiefen, in den Felſen hineingehauenen Raum, wo ſich ein Altar befindet, der von Lampen beleuchtet iſt.

Der Prior kniete nieder und betete.

Ich hielt es, da ich ruhig ſtehen blieb, für meine Pflicht, ihm zu ſagen, daß ich kein Chriſt ſei.

„Du biſt ein Pilger nach Jeruſalem," erwiederte er, „und das iſt genug, um den Mönchen auf dem Berge Carmel ein willkommener Gaſt zu ſein. Ohne die Hülfe eines Nichtchriſten ſtünde vielleicht dieſer zur Ehre Gottes aufgeführte Bau nicht."

Der Bibliothekſaal, wo in vier großen Kaſten meiſt religiöſe Bücher in lateiniſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache aufgeſtellt ſind, empfing uns mit einem feuchten, modrigen Duft, was wohl daher zu kommen ſchien, daß er ſelten betreten werden mag. Ich erlaubte mir die Bücherſammlung mit meinen „Hebräiſchen Elegieen", die der Dichter Letteris ſo trefflich in's Hebräiſche überſetzte, zu vermehren, was der Prior ſehr freundlich aufnahm.

„Es iſt das einzige Buch, das wir jetzt beſitzen, und das vielleicht ſeit einem Jahrtauſende das Kloſter beſitzt, welches in der heiligen Sprache geſchrieben iſt, in welcher der Profet weißſagte, den wir hier verehren."

Die echt tolerante Anſchauung des ehrwürdigen Priors, wie aller Mönche, die ich ſpäter auf dem Carmel kennen lernte, war eine ſehr wohlthuende, und ſtach gar ſeltſam zu der Abweiſung eines Juden ab, die wir von den Franziskanermönchen in Ramleh zu erzählen hatten.

Ich benutzte die späteren Nachmittagstunden und den Abend zu Spaziergängen auf dem Berge. Ein weisbärtiger, spanischer Mönch, und ein Belgier, der etwas deutsch sprach, waren meine Begleiter. Das ganze Gebirge Carmel, vor allem aber sein Absturz hier in die See ist seiner reichen Flora wegen berühmt. Von den aromatischen Kräutern des Berges mußte in früheren Jahrhunderten den Königen von Frankreich gesendet werden; sie wurden für besonders heilkräftig gehalten. Die Pflanzenwelt hat hier einen dreifachen Charakter: der Berge, der Thäler und des Seegestades, und bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar. Ueber dem Kloster empor erhebt sich der Berg noch über tausend Fuß, und ist mit einer kleinen Eichengattung, Quercus crinita bewachsen, deren Eicheln eßbar sein sollen. Zahlreiche Insekten von bunten Farben flogen und sprangen um uns her, und Vögel sangen ihr lustiges Lied.

Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, that sich die großartigste Welt auf. Vor uns ist das blaue Meer, weithin aufgerollt und von weißen Segeln bedeckt, seine Brandungsdonner schlagen gedämpft empor. Wir sehen die weitgeschwungene Bucht, an deren fernem Ende sich das fantastisch darstellende, alte Ptolemais mit seinen Mauern, Thürmen, Zinnen und Kuppeln erhebt. Wir wenden uns und sehen die schneebedeckten Berge des Libanon im Sonnenglanze leuchten.

Wenn man auf dieser Höhe steht, begreift eine leicht anregbare Fantasie, wie von urältesten Zeiten her, prosetische Dichter und begeisterte Volksredner den Carmel, der in hebräischer Sprache „fruchtbares Feld“ bedeutet, so oft als Bild benutzen, wenn sie Pracht und Segen schildern wollen. Wenn Jesaias im Schwunge der Rede, selbst der Wüste Blütenthum verheißt, so ruft er aus: „Sie wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Sarons“. Im Liede der Lieder weiß der begeisterte Liebessänger nichts schönres der Braut zu sagen, als: „Dein Haupt steht auf dir wie Carmel!“ Jeremias verspricht dem Volke wenn es an Jehova halten wird, „daß er es wieder heimbringen

wird zu ſeiner Wohnung, daß es auf Carmel und Baſan ſeine Heerden weide.“ Wenn Amos dem Volke traurige Zeiten verkündet, und das Strafgericht des Herrn, ſo läßt er „ſeine Stimme aus Zion hören, daß die Triften der Hirten trauern, und Carmels Haupt vertrocknet.“ Hier fiel alles Volk auf das Angeſicht, als Elias das Feuer vom Himmel erflehte auf den geopferten Farren, „und es fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Waſſer auf in den Gruben.“

Es iſt ein durch die frühen Entwicklungsepochen der Völker gehender Zug, daß ſie gern auf Anhöhen beteten und ſich mit empor geſtreckten Armen, wie Statuen von Pideſtalen, gerne erhoben. Den Völkern ſind die Berge heilig. Auf Moria baut der Patriarch einen Altar, auf Horeb erſcheint Gott Moſes im brennenden Dornenbuſche und übergiebt ihm unter Gewitter auf dem Sinai die Tafeln des Geſetzes. Die Bedeutung des Berges Tabor iſt in den Richtern verzeichnet und auf der Höhe von Mizpa richtete Samuel das Volk. Auf dem Gebirge Arrarat ruhte die Arche, der Libanon iſt heilig. In der Urgeſchichte eines jeden Volkes faſt, ragen die Berge, als die erſten, von der Natur gegründeten Säulen ſeiner Tempel empor, und König David ſingt: „Gott hat Luſt auf dem Berge zu wohnen.“

Die urſprüngliche Bergverehrung der Cananiter ſcheint nicht ohne Einfluß auf den Gottesdienſt der Juden geweſen zu ſein. Der Carmel diente übrigens vielen Göttern: er war ein Heiligthum des Zeus, Tacitus nennt den Berg ſelbſt einen Gott, der ſeinen eignen Altar trug. Die Phönizier verehrten keinen Gott, ſondern die Gottheit überhaupt auf dem Carmel, die ſich in der Natur majeſtätiſch offenbart. Pythagoras ſoll lange in einſamer Selbſtbetrachtung auf dem heiligen Carmel gelebt haben, ehe er ſeine Lehre verkünden ging.

Alle die Völker ſind vergangen, ihre Geſchlechter ſind Staub, vom Staube nicht mehr geſchieden. Ich ſtieg mit dem Stolze, der Sohn eines Volks zu ſein, das alle andern überdauert, von dem Berge nieder, der ihm heilig war.

Als wir den Berg herab wieder vor das Kloſter gekommen waren, wandelten die Mönche einzeln und paarweiſe in dem Garten, der zum Theil eine Fortſetzung der Terraſſe iſt, und zum Theile von Felſen niederhängt. In der Mitte des Gartens, der ſchöne Weinlaubengänge, Mandelbäume, Granaten und Zipreſſen hat, erhebt ſich eine ſteinerne Piramide, unter welcher die hier im Kampfe gefallenen Franzoſen ruhen.

Es waren zwölf Mönche, die das Kloſter bewohnen, und jeder gehört einem anderen Vaterlande an; das meine war durch einen Laienbruder Johann Zwittlinger, aus Hohenfurt in Böhmen, vertreten. Er iſt ein Tiſchler, frommer Sinn führte ihn nach Rom, wo er nach ſiebenjährigem Aufenthalte hierher geſendet wurde, und ſeitdem fromm und heiter im Kloſter ſein Handwerk übt. Er lag am Fieber darnieder. Ich ſtattete ihm mit einem Mönche, der Arzt und Apotheker iſt, einen Beſuch ab. Der Mönch hörte gar aufmerkſam zu, als ich mit ihm die Sprache unſerer Heimat redete, welche er früher niemals vernommen hatte.

Abends hatte ich noch eine Beſprechung mit Matthia über den Plan der Reiſe. Es war ein lebhafter Wunſch in mir, Nablus zu beſuchen, das vor einigen Monaten im Aufſtande war, weil ein Miſſionär das Unglück hatte, einen mohammedaniſchen Bettler zu erſchießen. Der öſterreichiſche Generalconſul in Beyrut wollte mir, als ich über Nablus nach Jeruſalem reiſen wollte, die Reiſe nicht geſtatten. Ich fragte bisher aller Orten um die Zuſtände der Stadt, auch die Mönche, und erhielt die Auskunft, daß die Stadt wieder beruhigt, jedoch kein Vertreter einer europäiſchen Macht noch dahin zurückgekehrt ſei.

Matthia meinte, wir könnten ſicher dahin gehen, um ſo mehr, als ich mich völlig fränkiſch kleide. Dieſer Grund war mir nicht klar, worauf er mir auseinanderſetzte, daß ſich alle Jene im Oriente, wenn nicht gefährden, doch nicht nützen, wenn ſie arabiſche Tracht anlegen. Der Orientale meint, dahinter

ſtecke die Abſicht, nicht erkannt werden zu wollen; während er an die Erſcheinung eines Franken gewohnt iſt, der das Land und ſeine Ruinen zu ſehen kommt. Zu dem weiß der Einheimiſche ſogleich, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der unter dem Schutze einer europäiſchen Macht reiſt.

Ich war entſchloſſen, die alten Samaritaner zu beſuchen. Matthia theilte unſere Reiſe genau nach Tagen ein, und erzählte mir, daß in Khaifa ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Baſchi Bozuck mit drei Pferden angelangt ſei. Seine Meinung war, die Thiere zu mieten, und dadurch gleich den gut bewaffneten Mann als Bedeckung zu gewinnen.

Ich freute mich des gefaßten Entſchluſſes, und entließ den Laienbruder, der noch gekommen war, um nach meinen Wünſchen zu fragen, mit einem zufriedenen: Gute Nacht!

Um fünf Uhr Morgens waren unſere Pferde geſattelt. Auf dem Tiſche im Saale war ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Der Prior kam, um mir glückliche Reiſe zu wünſchen, und reichte mir einen Strauß getrockneter Feuernelken, die kleinblätterig ſo blaupurpurn glänzten, daß ſie unwillkürlich an die berühmte Purpurſchnecke des nahen Sidons mahnten, und ein berühmter Schmuck des Berges Carmel ſind. Er reichte mir zugleich das Fremdenbuch des Kloſters, das erſt ſeit dem Jahre 1841 geführt wird. Ich fand von mir bekannt geweſenen Oeſterreichern nur den General von Pott, den Conſul Craigher, der ein Buch über ſeine Reiſe im Oriente herausgegeben hat; beide gehören nicht mehr den Lebenden an. Ein Oeſterreicher, Dr. Carl Ridlinger, aus Gmunden, war mit einem hübſch geformten Gedichte eingezeichnet.

Ich ſchrieb, gedrängt wie ich war, denn unſere Pferde waren bereits geſattelt, folgende Verſe ein:

Das Feuer Gottes fiel auf Opfer nieder,
Geſchlachtet wurden Prieſter hier des Baal,
Groß angewachſen wieder iſt die Zahl!
Profete du des Herrn! wann kommſt du wieder?

St. Jean d'Acre.

Schöner Ritt. — Jüdiſche Gemeinde. — Ein Feigenbaum. — Süße Raſt.

Wir ſchieden des Morgens um 6 Uhr vom Kloſter Carmel, ritten den Berg hinab, wieder durch Khaifa und dann hart am Seegeſtade fort, ſo nahe, daß uns die heranrollenden Wogen oft weiße Schäume unter die Füße unſerer Pferde goſſen. Die See war etwas bewegt und ſchlug breite, grüne Wogen von jener donnernden Muſik begleitet, welche die durch den Anblick des Meeres höher geſtimmte Seele mit wonnevollem Schauer erfüllt. Zu unſerer Rechten lagen kahl und traurig unfruchtbare Sandhügel; über die nur ſelten eine Palme, die gern im Sande gedeiht, emporragte. Ein kühler Hauch von der Flut her milderte das ſtrömende Feuer der Sonne. Die See bildet hier einen halben ungeheuren Bogen, an deſſen beiden ſichtbaren Enden, wenn wir nach rückwärts ſchauten, der majeſtätiſche Carmel mit ſeinem Kloſter aufragte und vor uns weiß funkelnd mit Zinnen und Mauern, Kuppeln und Minareten das alte Ptolomais lag. Und über dem großartigſten Bilde wehte der Himmel wie eine blaue Siegesfahne, auf die der ſilberſtrahlende Glanz der Sonne geſtickt war. Welche Erinnerungen laſſen ſich auf dieſer Szene, bald wie Adler wild, und wieder friedlich wie Tauben, nieder und feſſeln die Gedanken, und entzügeln die Fantaſie.

Zwiſchen Meer und ſand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig, kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen ſchön,
Wehen wie Profetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geſchichte und Legenden,
Längſt ſchon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Roſſes Füße,
Huld'gend vor mir her,
Silberteppiche als Grüße
Gießt das ſtolze Meer.

Und ſo zieh ich, eh ich ſterbe
Wie ein Prinz mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieſes Wunderlands.

Es hatten ſich zwei Herren zu Pferde angeſchloſſen, Männer aus St. Jean d'Acre und führten mit Matthias ein lebhaftes Geſpräch. Ich ritt ihnen immer vor, um in meinen Betrachtungen nicht geſtört zu ſein, und hielt nur dann, wenn die See, wie ein kleiner Fluß in die Dünen hineinſpülte, und wir ihn zu durchſetzen hatten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte mir fort und fort das Spiel der Seeſpinnen, die von der Größe einer Maus mit jeder ſich heranwälzenden Woge auf den Sand des flachen Ufers geſpült wurden und mit unglaublicher Gelenkigkeit ihrer langen Beine wieder in die See der ſich zurückziehenden Woge nachliefen, bis ſie nach einigen Secunden wieder auf dem Trockenen waren.

Nach dreiſtündigem Ritte erreichten wir die Mauern der in alter und neuer Zeit hiſtoriſch merkwürdigen Stadt.

Sie trägt noch die deutlichen Spuren der letzten Kriegsereigniſſe. Zerbrochenes Mauerwerk, umgeſtürzte Säulen, verfallene Häuſer gewähren einen traurigen Anblick. Der Bazar war eben nicht am Beſten ausgeſtattet, ich ſah mich vergebens nach einer Reitpeitſche um. Viele Läden waren geſchloſſen. Ein Chan, deſſen Hofraum ein Längenviereck bildet, zu deſſen beiden Seiten je zehn marmorne korinthiſche Säulen ſich erheben, war das ſchönſte Gebäude, das ich ſah. Die Straßen ſind wie die einer jeden orientaliſchen Stadt, eng, ſchmuzig, wenige von ihnen belebt.

Wir hielten mitten in der Stadt vor einem Kaffeehauſe, das dargereichte Waſſer ſchmeckte lau, und die Mühe Matthia's war vergebens, eine Zitrone zu einer Limonade aufzutreiben; dafür wurde mir ein fad ſüßer Abguß von Zibeben gereicht.

Mein Aufenthalt war zu flüchtig, um nähere Erkundigung über die Juden von St. Jean d'Acre einzuholen; ich erfuhr nur, daß deren 120 hier leben, die ſich mit Fiſchfang, Gewerben und Handel ernähren. Sie beſitzen eine Synagoge.

Nach einer Stunde verließen wir wieder die Stadt, um vor derſelben in dem einfachen Garten eines Bewohners von Aka unſere eigentliche Mittagsraſt zu halten. So angenehm der Aufenthalt hier war, hätte ich doch gewünſcht, in der Stadt ſelbſt geblieben zu ſein. Aber Matthia verſicherte mich, ich hätte vor den Bettlern von St. Jean d'Acre nicht Ruhe zum Eſſen gehabt.

Wir kamen in einen Hofraum, in welchem neben einem elenden Wohngebäude ſich ein Schöpfbrunnen in der primitivſten Form, und ein wild verwachſener Garten befand. In der Mitte deſſelben ragte ein rieſiger Feigenbaum auf, der ſeine Aeſte überhängend bis zur Erde ſenkte, ſo daß er eine breitblätterige, große Laube bildete. In dieſer breitete der Herr des Gartens eine Strohmatte aus, auf die er mich zum Sitzen einlud. Er rupfte ein Büſchel Majoran aus, und brachte es mir, „damit mir der Aufenthalt in ſeinem Garten ein angenehmer ſei.“ Dann brachte er mir grünen Lauch und Zwiebel und verſicherte mich, daß ſie vortrefflich ſchmecken.

Ich hatte ſeit Jaffa kaum etwas gegeſſen, und die Nachtäubung der Seekrankheit hatte mich erſt während des ſchönen Morgenrittes an dem Seegeſtade verlaſſen. Und ſo pries ich die Sorgfalt meiner Gaſtfreunde in Jaffa, die mir einen ſo bedeutenden Vorrath an Speiſen mitgegeben hatten. Nach dem unvermeidlichen, aber ſtets willkommenen Kaffee überfiel mich ein ſo tiefer Schlaf, aus dem Matthia mich vergebens zu wecken verſucht hatte. Weil aber die Zeit drängte, mußte er es doch thun; er bemerkte, ich hätte ſo tief und feſt geſchlafen, daß mir Gott, wie dem erſten Menſchen aus meinen Rippen hätte ein Weib ſchnitzen können. Vielleicht rief der ſchöne Feigenbaum mit ſeinen halbreifen Früchten den bibliſchen Vergleich in ihm hervor.

Ich fühlte mich, wie ſeit lange, nicht ſo geſtärkt und reiſemutig.

Name.

Weißes Dromedar. — Druſen und Juden. — Gott und Sultan. — Dämonen der Nacht.

Wir erreichten nach einem zweiſtündigen Ritte durch die fruchtbare Ebene Sahel Aka, das ſchöne Dorf Berue und einen Bergrücken. Ueber ſteinigte Wege empor, ſahen wir zur Rechten in fruchtbare baumbepflanzte Thäler hinein, und wenn wir uns im Sattel zurückwendeten, das Meer. Wir ſtiegen dann in ein reizendes ſchmales Oliventhal Schahur. Die Bäume ſind den ſanften Hügeln angepflanzt, welche ein Thal bilden, zwiſchen ihnen und unſerem ebenen Wege, liegen Getreidefelder, in denen Feigen und Granatäpfelbäume ſtehen. Mais und Tabakpflanzungen werden immer üppiger und auf einem Berge uns entgegen grüßt eine im Sonnenſcheine weißglänzende Stadt, die je näher wir kommen, wie jede orientaliſche Stadt, ihren Zauber einbüßt, es iſt das Dorf Maſd el Krum.

Im Dorfe iſt lebhafte Bewegung, die Bevölkerung zeigt ſich mannigfach thätig in Feld- und Gartenarbeit. Matthia wollte hier übernachten, da aber die Sonne hoch ſtand, beſtimmte ich das nächſte Dorf zur Nachtruhe, um am folgenden Tage vor Mittag in Safed anzulangen. Wir labten uns an einem friſchen Brunnen des Dorfes und ſetzten unſern Weg fort.

Das ſchöne Thal, durch das wir gekommen ſind, zieht ſich weiter hin, bis ſich nach einer Stunde die Oelbäume allmälig ver-

lieren, und wellige Hügel uns zu langſamerem Reiten zwingen. Wir ſehen zu unſerer Linken ein kleines Dorf. Nach einer zweiten Stunde ſchimmert von der roten Abendſonne beleuchtet, auf einem Berge, ein feſtungartig angelegtes, von gezackten Mauern theilweiſe umgebenes Dorf, es iſt Rame.

Eine lange Strecke vor dem Dorfe ſchon begann ein ſehr ſteinigter Weg, hinter welchem uns wieder reiche Baumpflanzungen aufnahmen. Hier kamen wir an eine Quelle, wo Weiber Waſſer ſchöpften, und auf dem Kopfe die Krüge den ſteilen Berg emportrugen. In der Mitte der Anhöhe war eine Tränke für Thiere, mit ungeheueren Steinen eingefaßt, die durch die Zeit glatt polirt, ſeit undenklichen Tagen da liegen mögen. Ein Neger tränkte ein ſchneeweißes Dromedar, das erſte, das ich in Paläſtina ſah. Wir ſtiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen auch ſie vom kühlen Waſſer ſchlürfen.

Mit dem Sonnenuntergang hatten wir die Höhe erreicht und kehrten in dem Hauſe des Chriſten Daut Jaub, was David Jacob bedeutet, ein.

Wir lagerten uns in einer hohen, flach überdachten Vorhalle, die eigentlich wie ein breiter und ziemlich langer Thorweg ſich ausnahm. Es ſtanden da zwei Kameele, Eſel, Ziegen, zwiſchen denen Flügelvieh durchlief und flatterte. Die Frau des Hauſes war mit dem Melken des Kameeles beſchäftigt und brachte mir eine irdene Schüſſel voll der Milch. Ich ſchmeckte zum erſten Male davon, ohne ein beſonderes Behagen zu empfinden; doch zwang ich meinen Gaumen ſich an das Getränk zu gewöhnen.

Es war die Dunkelheit raſch eingetreten, und der Hausherr geleitete mich in eine der geſchilderten Vorhalle nahe weitläufige Stube. Ein hohes und regelmäßiges Viereck bildend, war ſie vom platten Lehmboden bis zur halben Höhe der Wände mit ſchwarzen, roten und gelben Streifen bemalt. In einer Ecke war ein Kamin mit Arabesken aus gebranntem Thon geziert. In dieſen Raum fiel von einem breiten überwölbten Fenſter, das durch eine kleine ſteinerne Säule in zwei längliche Bogen getheilt war, Licht. Ueber dieſem Fenſter im Stein war ein durchbrochenes Kleeblatt.

Dieſes Fenſter, das keine Scheiben hatte, war blos durch hölzerne Läden zu ſchließen, zu ihm hinauf gelangte man aber nur über eine hohe Stufe, die ſo breit war, daß das Fenſter eigentlich einen Erker bildete, in welchem ſich niedere Divane befanden.

Als ich Matthia aufforderte, unſeren Speiſevorrath aufzutiſchen, legte der Hausherr zuerſt einen Teppich in die Mitte des Zimmers, dann ſtellte er einen nur einen Schuh hohen runden Tiſch auf denſelben, und bedeckte ihn zuerſt mit den Speiſen, die ſeine Frau zubereitet hatte: Reis in Ziegenmilch gekocht, reichlich mit ſchwarzem Zucker beſtreut, ſaure Milch, rohe Quarkklößchen in Oel getunkt und Gurken, Oliven und Brot.

Nachdem ich, um den Wirt nicht zu beleidigen, etwas von den ſeltſamen Speiſen genommen und heimlich in meine Rocktaſche geſteckt hatte, brachte Matthia Fiſche in Eſſig und Braten mit Kuchen, die wir von Jaffa mitgenommen hatten.

Schon während der Tiſch vorbereitet wurde, fanden ſich mehrere Beſuche ein, die bis auf zwölf angewachſen, ſich alle gekreuzter Beine hinſetzten und uns ſchweigend zuſahen, wie ich und Matthia auf dem Teppich um das niedere Tiſchchen lagernd, aßen.

Ich ließ durch Matthia die Herren einladen, mit uns zu eſſen; was ſie annahmen, indem jeder auf ein Stück Brot irgend einen Biſſen ſich von Matthia reichen ließ.

Ich knüpfte mit ihnen ein Geſpräch an: „Wie viele Mohammedaner und Chriſten bewohnen Rame?“

Hier leben nur Chriſten und Druſen.

„Bekennen ſich denn die Druſen nicht als Mohammedaner?“

Sie ſagen zwar, daß ſie an Gott glauben, aber in Wahrheit iſt dem nicht ſo. Sie nehmen nicht an, daß die Menſchheit von einem Paare abſtamme, ſondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menſchenpaar zugleich weiße und ſchwarze Kinder erzeugen. Sie glauben auch nicht an die Sündflut.

„Und lebt Ihr mit Menſchen, von denen Ihr ſagt, daß ſie an keinen Gott glauben, in Frieden?“

Es ſind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig iſt, es ſind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber ſind keuſch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?“

Dieſes Volk iſt verflucht, weil es Chriſtum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und ſollten Euch höher gelten, als die Druſen.“

Aber ſie verachten uns als Götzendiener.

Das voranſtehende Geſpräch hatte ich mit einem Greiſe; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menſchen gleich ſein!“

Meinſt Du im Reiche des Sultans?

„Was haſt Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben iſt, denn wir ſpüren nichts davon.“

Ich merkte, wie ſchon früher bei ähnlichen Anläſſen und durch das eben angeführte Geſpräch angeregt, daß den Menſchen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiöſen Anſchauungen verknüpft wurde und ſo erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger iſt als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erſchaffen. Ihr wißt, daß er dazu ſieben Tage brauchte. Und der Sultan ſoll mit einem Male ſeinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du biſt ein weiſer Frangi!“

Gott der Herr hat gute und böſe Geiſter, und wenn ſein Wille auch heilig iſt und doch erfüllt wird; ſo ſuchen ihn die böſen Geiſter doch zu ſtören und ſeht, das iſt Gott, der mächtigſte Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böſe Miniſter.

„Die mächtigſten Sultane von England und Frankreich ſollen ſeine Miniſter ſein.“

Sie ſind ſeine Freunde.

„Warum rathen ſie ihm aber, wenn ſie gute Chriſten ſind, daß unſere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müſſen.“

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich ſein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit euerem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe abſichtlich dieſes Geſpräch hier angeführt, weil es die Anſchauung und Stimmung der ganzen chriſtlichen Bevölkerung in Syrien und Paläſtina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienſte in jedem Falle möglich ſein werde.

Es war ſpät geworden, ich ließ der Geſellſchaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünſchen; worauf ſie ſich, wie mir Matthia ſagte, erſt entfernen würden. Denn zu gehen, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polſter anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirſchlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeiſter aus dem Lehmboden ſtiegen, ſich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niederſenkten. Ich zündete raſch eine Kerze an und wie alle finſtern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landſchaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brennneſſeln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer friſch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingeſtallt, an einen Ring feſtgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr ſaßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häuſern ſchon thätig. Es fiel uns ihr beſonderer Kopfſchmuck auf.

Zwei trugen ein hohes ſilbernes Horn, wie wir es ſchon auf dem Libanon geſehen haben, während die andern das übliche Stirnband, aus aneinander gereihten Silbermünzen von beiden Schläfen herabhängend am Kinn gebunden hatten. Sie ſahen wie die metallenen Sturmbänder an einer Pickelhaube aus.

Ein dichter Olivenwald nahm uns auf, nach einer Stunde führte uns ein Berg hinan, wo durch eine Leitung ein ſchöner Waſſerfall uns mit einem kühlen Tranke labte.

Wir waren an demſelben gleichzeitig mit einem Knaben, der einen beladenen Eſel ritt, eingetroffen. Sein Anzug, mehr noch die Schläfenhaarbüſchel verriethen mir den galiliſch-jüdiſchen Landsmann. Er hieß Herrſchel, der völlig verwaiſt im Dienſte eines jüdiſchen Krämers in Rame ſtand. Es war dies der einzige Fall eines in Paläſtina iſolirt anſäſſigen Juden.

Die Berge waren von Geſträuchen grün; in einem Einſchnitt ſahen wir das Dorf Betanan und über demſelben am Gipfel des Berges ein zweites Dorf Farada. Endlich tauchte der ſchöne Kegel des Berges Tabor und ein funkelndes Stück des galiläiſchen Meeres auf.

Nachdem wir die Berge überſchritten hatten, ſahen wir zu unſerer Linken das Dorf Samoi in ein tief geſchwungenes, grünendes Thal hinabgehen und jenſeit deſſelben, einen Bergabhang nieder, lag weithin geſtreckt Safed.

Als wir auf die Thalſohle gelangten, erblickten wir zu unſerer Linken in den Bergen hoch liegend Marun, das ſich durch eine weiß ſchimmernde Grabüberwölbung ankündigt. In derſelben liegt der Verfaſſer des Sohar begraben, zu dem die Juden Paläſtina's und Syriens, wohl auch Pilger aus andern fernen Ländern Aſiens und Afrika's Lagbeomer wallfahrten und drei Tage und Nächte unter Zelten mit heitern Genüſſen, Geſängen und Muſik zubringen. Ich hörte mannigfache, meiſt heitere Legenden, die ſich an dieſe Grabſtätte knüpfen, erzählen.

Der Weg, der uns wieder emporführte, wurde ſo felſig und ſteil, daß wir eine Stunde lang die Pferde hinter uns am Zügel

en mußten, bis wir auf eine abgemähte Getreideebene hinan-
n, und, ſchmachtend in der Glut des Tages nach mehr als
ſtündiger Reiſe die Ebene tief hinab, und wieder einen kahlen
; empor, vor Safed anlangten; ein und eine halbe Stunde
r, als wir es zuerſt erblickt und ſchon nahe geglaubt haben.
Safed, zur Rechten, ſahen wir noch ein kleines Dörfchen,
Maſatum.

Safed.

Magenheilige. — Geſchichte und Gegenwart. — Die jüdiſche Bevölkerung. — Perkyin. — Synagogen.

Ich kehrte bei einem galiziſchen Juden Herrn Schmul Barner aus Zombor ein, der vor 37 Jahren mit ſeinem Vater in Safed einwanderte, jetzt eine Weinſchänke hält, und Fremde beherbergt. Aus einem reinlichen Vorhofe gelangte ich in eine mäßig kleine Stube, aus dieſer in eine zweite, deren Einrichtung auf Wolhabenheit ſchließen ließ, und deren Reinlichkeit einen wolthuenden Eindruck machte.

Bald war ein erquickendes Mahl für mich auf dem Tiſche bereit, zu dem ich Matthia einlud. Er weigerte ſich zu eſſen, und als ich in ihn drang, bemerkte er kurz und beſtimmt: „Ich eſſe bei dem Volke der Juden nicht.“ Jetzt erſt fiel es mir auf, daß er auf der ganzen Reiſe nichts von den aus Jaffa mitgebrachten Fleiſchſpeiſen genoſſen hatte. Unſer Baſchi Bozuck dagegen ließ ſich um ſo beſſer das Hammelfleiſch ſchmecken, als er vor ſeinen Augen das Thier von einem Juden ſchlachten ſah, und es gewiß nicht berührt hätte, wenn es aus einer chriſtlichen Fleiſchbank gekommen wäre.

Wir waren denn drei wunderliche Magenheilige!

Es war bald in Safed bekannt, daß ich angekommen ſei, und mein Wirth hatte Mühe die ſich vor dem Hauſe anſammelnde

Armen fern zu halten. Es mochte dem alten Lot, die Abwehr nicht ſo ſchwer geworden ſein, als die Sodomiter ſein Haus ſtürmten, und die bei ihm eingekehrten Männer heraus haben wollten.

Ich ließ der Menge ſagen, daß ich, abreiſend eine Summe für ſie dem Vorſteher der Gemeinde zur Vertheilung übergeben, jetzt aber durchaus kein Almoſen vertheilen würde.

Ich hatte jetzt fünf Rabbinen von Safed zu empfangen, von welchen drei der ſepharediſchen und zwei der askenaſiſchen Gemeinde angehörten. Sie leiteten ihr Geſpräch ſogleich mit der Schilderung der Armut in Safed ein.

Einer von ihnen ſprach: „Wir haben durch Krieg, durch Plünderungen im Frieden, durch Erdbeben und Peſt ſchwer gelitten. Das Sterben iſt uns gleichgültig geworden, aber wir können nicht leben. Wir möchten arbeiten, Fabriken errichten, das Feld bebauen, Schulen einführen. Wer aber hilft uns dazu?“

Es kommen doch Gelder aus aller Welt, um Euch zu unterſtützen?

„Es kommt Geld, viel Geld; Gott ſegne die menſchenfreundlichen Spender! aber es wird verbraucht, damit die Leute nicht Hungers ſterben. Alle Theilnahme wendet ſich Jeruſchalaim zu; und nur Jeruſchalaim?“

Das iſt unſer aller heiligſte Stadt; Safed iſt in der heiligen Schrift nicht erwähnt, und es iſt ungewiß, ob unter dem Namen Zeph in der Chronik des Joſephus eure Stadt gemeint ſei.

„Das Elend der Gegenwart, und nicht der Glanz der Vergangenheit entſcheidet ob uns unſere Brüder helfen ſollen. In Safed in Tiberia wäre leichter Gutes zu wirken, denn in dieſen heiligen Städten ſind wir, Askenaſim und Sepharedim vereint und nicht in Gemeinden getrennt, und keine Feinde unter einander. Unſere Brüder im Abendlande ſollten ſie nicht auch an Safed denken, wenn ſie Anſtalten errichten? Weißt Du nicht, was die Chriſten für die Geiſtlichen thun, und der Jude hat ja ein beſſeres Herz!“

Die Geiſtlichen ſind nur einzelne Männer, ſie vermehren ſich nicht.

„Durch ſich ſelbſt nicht, aber es kommen immer mehr Land.“

Ein einzelner Menſch braucht nicht ſo viel, wie eine Fa

„Wir ſind mäßig und eine jüdiſche Familie mit vielen dern ißt und trinkt nicht auf, was ein Geiſtlicher.

Meinen Gäſten geſellte ſich jetzt ein Chirurg Herr D aus Lemberg zu, der in der türkiſchen Armee diente, und n hier ſeine Kunſt übt. Er hatte einige Kenntniſſe von de gangenheit Safeds und theilte mir Folgendes mit: „Es Zweifel daß Safed ſchon früh von Juden bewohnt wor es finden ſich Grabſteine, die an 1200 Jahre alt ſind un leicht ſind ſie nicht die älteſten; denn manche Inſchrift i leſerlich, mancher Stein mochte, nach alter Sitte, auch k habt haben. Der jüdiſche Pilger aus Tudela fand keine in Safed. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ſind ununterbrochen hier angeſiedelt. Ein Jahrhundert ſpäter ſie ſchon ſiebenzehn Synagogen und eine Buchdruckerei.“

Herr Rabbi Schwarz in Jeruſalem erzählte mir daß der Hofbibliothek zu Wien, eine Vertheidigungſchrift des More Nebuchim von Meimonides befindet, das von Safed a

„Es iſt ein wahres Glück“ erwiederte Herr Diaman dieſe Ehre den Bewohnern von Safed in alter Zeit wiede iſt; die heutigen Chaſſidim möchten das Werk ſammt de faſſer verbrennen.“

Herr Mordachai Segal aus Polen, den ich ſchon in kennen gelernt hatte, nahm das Wort und erzählte von den Ei welche die Bewohner von Safed getroffen haben. Vor 10 ren, durch welches 200 Juden ihr Leben und alle ihre einbüßten, und zwölf Synagogen zu Grunde gingen. Ein Jahrhundert ſpäter wüthete die Peſt und die Bewohner Mehr aber als Peſt vernichtete die Empörung der Arabe Mehmed Ali's Sohn Ibrahim im Jahre 1834. Ihnen ve ſich die Beduinen und es begann eine furchtbare Plün Wer ſich dieſer wiederſetzte, wurde erſchlagen, es fielen Sze vor denen die Menſchlichkeit ſich entſetzte. Ein Araber

ine Mutter, weil ſie ihm ſeine Grauſamkeit gegen die ſonſt guten Nachbarn vorwarf. Es waren alle Gräuel entfeſſelt, bis der Emir Beſchir vom Libanon, durch Ibrahim Paſcha aufgefordert, mit den Druſen anrückte und dem Verderben Einhalt that. Die jüdiſche Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis ſie ein neues Verderben von einem qualvollen Daſein erlöſte. Im Jahre 1837 grub ein Erdbeben 1500 Juden in wenigen Secunden unter den Häuſern, und ein Jahr darauf verheerten die von Ibrahim Paſcha abgefallenen Druſen die Stadt, die ſie vor wenigen Jahren ſchützen gekommen waren. Hat eine Stadt der Erde noch ſo traurige Schickſale erlebt? Schreit unſer Elend nicht zum Himmel? Die Menſchen hier brauchen nicht zu weinen und zu flehen, r uns ſpricht das Unglück."

Dem ehrwürdigen Manne rollten die Thränen über die Wangen, und die übrigen Rabbinen ergriffen die Schauſäden an ihren Gewändern und küßten ſie.

Es iſt ein eigener Zug im Menſchenherzen, der ihn immer lockt zur Stätte ſeiner Väter, zu ſeiner Heimat auf Erden zurückzukehren. Die Erde bebt, es ſchlagen Flammen aus Bergen, alles liegt in Ruinen, nur das nackte Leben iſt gerettet, und die Menſchen kehren dahin zurück, um ihre Hütten auf dem Boden zu erbauen von dem ſie wiſſen, wie treulos er iſt. Sind es vielleicht ſeine begrabenen Schätze, iſt es die Macht der Gewohnheit, die unſterbliche Erinnerung an den Schauplatz ſeiner Jugend die die Menſchen immer wieder dahin ziehen, wo er Verderben und Untergang erlebte? Wer weiß es zu ſagen!

Auch in Safed tritt uns eine ſolche Erſcheinung entgegen. Wieleben 2100 Juden dort; davon ſind 800 Sepharedim, 1300 Aſchkenaſim; von den letztern ſind 400 aus Galizien und Ungarn, 0 aus Rußland. Von allen haben nur 41 ein Gewerbe, und ar ſind: 4 Maurer, 2 Tiſchler, 5 Blechner, 7 Schneider, 4 huhmacher, 15 Krämer, und 4 Schreiber.

In der Nähe von Safed, erzählten ſie mir, im Dorfe Peron lebt ebenfalls eine ſepharediſche Gemeinde, die nur 50 Seelen

zählt und eine kleine Synagoge hat; sie ernähren sich ausschließlich vom Ackerbau und von der Viehzucht.

Auf meine Frage warum die jüdischen Bewohner von Safed dieses gute Beispiel nicht nachahmen, erhielt ich eine ungenügende verlegene Antwort.

Es war gegen Abend, die Zeit zum Gebete. Die Glut des Tages hatte sich abgekühlt, und ich bat meine Gäste, mich in ihre Synagogen zu führen.

Wir traten zuerst in die älteste des „Raw Ari" auf deren Ruinen im Jahre 1855 der reiche Kaufmann Jizchag Queda in Triest einen schönen steinernen Bau aufführen ließ. Eine Steintreppe herab, gelangten wir in einen geräumigen viereckigen Hof, aus diesem in eine Halle mit gemalten hölzernen Galerien an den Wänden für Frauen. Unter diesen weg stiegen wir noch eine Anzahl steinerner Stufen hinab, und wir waren in einer großen Bogenhalle. Ein schön geschnitztes, hölzernes, hohes Thor verschloß die Thoralade, zu der man auf drei Stufen emporsteigt, es wurde Tags zuvor von Damaskus gebracht, und von allen bewundert. „Herr Queda zahlte 6000 Piaster für dasselbe, und für 2000 sollte noch Gold daran verwendet werden. Das ganze Gebäude, das in seiner massiven Ausführung 70000 Piaster in Anspruch nahm, macht einen schönen, würdigen Eindruck und ist wohl geeignet, wenn es ein Erdbeben nicht zerstört, dem frommen Gründer ein sichtbares Andenken für Jahrhunderte zu bleiben. Der Fußboden ist mit schönen Fließen gepflastert, die von Triest hieher gesendet worden waren. Zu beiden Seiten der Eingangstreppen befinden sich zwei Zisternen, an denen sich die Eintretenden die Hände waschen, wohl auch an Festtagen, wo der Gottesdienst viele Stunden dauert, trinken, wenn die Glut des Tages zu drückend wird.

Die Synagoge „Stambuli" ist klein, auf vier Bogen ruhend. Der Almemer aus Holz, der Vorhang der Thoralade ohne Inschrift, an einem schlechten Luster aus weißem Blech einige Lampen

In dieſe Synagoge gehen alle Juden, die aus Konſtantinopel kommen, beten, daher iſt ihr Name.

Die Synagoge „Jizchak Abiat“ deren Dach auf vier Bogen ruht, deren Fenſter theils völlig offen, oder holzvergittert ſind, machte einen ebenſo ärmlichen Eindruck. Als ich bemerkte, daß in der Lampe vor der Thoralade das ewige Licht nicht brenne, ſagte ein Rabbi: „Du ſiehſt Herr! daß unſer Licht erloſchen iſt.“

Im Vorhofe blühte ein ſchöner Baum, ſtatt rings um ihn heiter zu ſitzen, befanden ſich in einer dunklen Halle 40 Kinder, die zuſammengedrängt kauerten und deren einige, immer aus einem Buche laut leſend und ſingend ſich vor- und rückwärts neigend, durch einander ſchrieen. Solche Abrichtungſtuben fürs Leſen unverſtandener Gebete giebt es in Safed fünf.

Die Synagoge des Zadik Rabbi Joſeph unterſcheidet ſich vor der eben geſchilderten nur dadurch, daß im Vorhofe, wo ein Feigenbaum und Mais gepflanzt iſt, ſich das weiß übertünchte Grab des Gründers befindet.

In dem Bet Hamidraſch, „Maranembet Joſef“ im Jahre 1850 ebenfalls von Herrn Queda erbaut, und „Bet din“ befinden ſich kleine Bücherſammlungen; doch weder ältere Druckwerke, noch Manuſkripte. All dies ging in den mannigfachen Verheerungen, die Safed trafen, unter.

Die bisher genannten Synagogen gehören den Sepharedim; die folgenden den Aſchkenaſim:

Die Synagoge des Rabbi Eiſik befindet ſich in dem verwahrloſeſten Zuſtande; die auf dem Vorhange der Thoralade geſtickten Roſen von roter Seide konnten leider die entſetzliche Unreinlichkeit nicht überduften, und die beiden geſtickten Löwen, die eine Krone in ihrer Pranken emporhalten, erinnerten nur daran, daß, wie das Licht erloſchen, auch die Krone vom Haupte Israel gefallen iſt. Als ich die ruſſiſch-polniſchen Glaubensgenoſſen auf den unſagbaren Schmutz aufmerkſam machte, verſtanden ſie mich nicht, hier haben die ſumpfigen Ströme polniſcher und orientaliſcher Unreinlichkeit ſich vereinigt.

Die Synagoge „Chewra“ iſt größer und weniger ſchmutzig;

ebenſo eine dritte, die auch von Ari gegründet ſein ſoll. Mit de letzteren iſt ebenfalls ein Bet-Hamidraſch verbunden.

Als wir aus den verſchiedenen Gebäuden herausgetreten waren, war die Sonne bereits hinter den Bergen untergegangen und es lag ein Friede und eine Verſöhnung über dem mit allen Arten von Bäumen reich bepflanzten Thale, als hätte die Erde ſich dem Menſchen hier immer fromm und mit Segen dienend erwieſen, als müßte dem Würgengel über den ſchönen Anblick ein Hauch des Erbarmens durch die Seele gehen!

Zum galiläiſchen Meere.

Ein entſetzliches Lager. — Die Steine der Chriſten. — Kapernaum. — Magdala. — Szenen und Geſtalten.

Ich habe die blanke Reinlichkeit im Hauſe des Herrn Barmer zu früh gelobt, hinter ihr lauerten die Dämonen der Nacht. Sie krochen als Inſekten an mich heran, ſie legten ihre verfluchten Lippen an mein Leben, ſie verjagten den Engel des Schlafes und des Traumes. Mir war, als hätte man mich auf Skorpionen gebettet, ich ſprang empor und legte mich auf die kühlen Fließe des Vorhofes, wo auch Matthia und unſer Begleiter Achmed ſchliefen. Mein Kommen weckte den Letzteren, er ſtand auf, unſere Pferde zu füttern.

So brachen wir früher als ſonſt auf, um drei Uhr Morgens und genoſſen einer angenehmen Kühle und des allmälig ſich entfaltenden Tages, der durch dünnere Wolken, als im Abendlande, ſich leichter Bahn zu brechen ſchien.

Wir ritten den ſteinigten Berg, auf dem Safed liegt, zwiſchen Oelbäumen hinab, ein tiefliegendes grünendes Thal zu unſerer Rechten und dann einen Bergrücken wieder empor. Ein ferner runder Berg erhob ſich in ſchattenhaften Umriſſen, es war der Tabor, eine graue Fläche, wie geſchmolzenes Blei, weit hinaus und tief unter uns, es war das galiläiſche Meer; von den Bergen, die uns in der Nähe umgaben, floß es licht herab, es war die aufgehende Sonne.

Der Weg führte uns wieder abwärts durch Olivenbäume, zwiſchen abgemähten Feldern, in eine grüne Schlucht zur Quelle Ainkale. An ihrem Rande lagerten wir nach zweiſtündigem Ritte um zu frühſtücken. Nicht ferne derſelben ſtand einſam ein ſteinernes Haus, vor welchem die Bewohner thätig ab- und zugingen. Hinter demſelben erhoben ſich ſchroff aufragende, kahle Felſen von rötlicher Farbe, die ſich mehr als eine Stunde hinziehen.

Nach einer angenehmen Raſt, ritten wir wieder die Schlucht empor, über einen Bergrücken hin. Vor uns lag jetzt in vollem Sonnenglanze das langgeſtreckte galiläiſche Meer, das wir, bald in Klüfte hinab und wieder empor reitend, noch zweimal verloren und wieder ſahen. Eine urweltlich zerklüftete Felſenmaſſe wie Steinbrüche, aus denen Jahrtauſende lang die Menſchen die Steine zu ihren Tempeln, Paläſten und Pyramiden geholt zu haben ſchienen, ohne die Brüche zu erſchöpfen, lagerten ſich zu unſerer Rechten. An ihnen vorbei gelangten wir endlich über Abhänge, die mit Krüppeleichen bewachſen ſind, an das Ufer des Meeres, an dem wir fortan bis Tiberia reiten ſollten.

Matthia ſagte mir: „Seht ihr dort den Felſen? Chriſtus hat dort mit fünf Broten und zwei Fiſchen die Hungrigen geſpeiſt. Chriſtliche Pilger verehren hier die ihnen heilige Legende, indem ſie betend an einigen Steinblöcken, die Broten gleich geformt ſind, niederknieen an den Hadſcher el Noazra, wie die Araber „die Steine der Chriſten“ nennen.

Jenſeit des Sees machte er mich auf Kapernaum aufmerkſam, und auf das Ufer, wo die wildeſten Beduinen, unzugänglich faſt, ihre alte nomadiſche Freiheit behaupten. Kahle Berge hoch und ſchroff ziehen ſich die meilenlange See hin. Auf ihr ſelbſt iſt kein Schiff, kein Boot, kein Leben ſichtbar. Auf dem Wege, den wir reiten, ſind wir dem Meere bald ganz nahe, bald durch grünes Wieſenland und Felder von ihm getrennt. Grünes Geſträuch, rotblühende Oleanderbäume geben ihm ein heiteres Ausſehen. Dieſe Flächen, die der See, wenn ihn ein Sturm bewegt, mit ſeinen Wogen überfluthen mag, gewähren einen angenehmen Anblick. Auf ihnen ſind uns, die wir nach mehrſtündigem

Ritte durch den alten Erbbeſitz des Stammes Naftali keinem Lebenden begegnet ſind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenheerden willkommene Erſcheinungen. Ein Hirte bläſt auf einer Rohrpfeife, und ſo barbariſch die Töne ſind, die er ihr entlockt, uns iſt es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unſerem Wege zu Tauſenden liegenden runden, poröſen, ſchwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, feſſeln unſere Aufmerkſamkeit und laſſen uns nicht vergeſſen, daß wir im eingeſunkenen Rieſenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachſinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die ſie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau ſitzt, die bei unſerem Nahen ſich verſchleiern.

Der Weg führt uns jetzt ſteinigt empor, wir ſind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrſcheinlich von dem Flötenſpiel des Hirten aufgemuntert, hat ſchon lange einen entſetzlich ſchreienden Geſang angehoben, der mir faſt eine Marter iſt aber ihm viele Freude zu machen ſcheint. Wir wollen ihn nicht ſtören, und geben unſerem Pferde die Sporen, um uns aus den entſetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt ſchärfer ein, als unſere Sporen, das arme Thier iſt müde, und dürſtet und ſchreitet wieder langſam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt ſich zu einer Fläche aus, wir ſehen zur unſerer Linken das Dorf Magdala. Es beſteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terraſſen, ſchilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In dieſe flüchten ſich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behauſungen.

Die Glut der Sonne war faſt nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Waſſer ſchmeckte lauwarm, und die Sehnſucht Tiberia endlich zu erreichen, ſtieg mit jeder Wendung

des Weges; aber immer wieder ſchob ſich ein neuer Felſen vor. Das Meer, das wir faſt ſeiner ganzen Länge nach überblickten, ſteigert wie eine zerſchmolzene Sonne noch durch den Geſichtsſinn die Glut, die vom Himmel auf uns niederwogt.

Verfallenes Mauerwerk, die zerbrochene Kuppel einer Moſchee, ein Palmbaum, ein zerſchmettertes Thor, vor demſelben mehrere Tennen treten uns entgegen.

Wir ſind in Tiberia.

Tiberia.

Seltſamer Lebenslauf. — Rabbi Akiba's Liebe. — Herodes' Palaſt. — Berühmte Gräber.

Wir kehrten bei Herrn Chajim Weismann aus Brody ein, der hier ein Haus mit zwei luftig großen Sälen und offenen Vorhallen bewohnt, als Wirt Reiſende beherbergt, und als — Arzt und Apotheker Menſchen und Thiere heilt.

Der Lebenslauf dieſes Mannes iſt genug wunderlich. Ein achtjähriger Knabe, der nichts lernen wollte, entlief er ſeinen Eltern und kam nach langem Umherirren in eine große Stadt, die man ihm Jaffy nannte, die aber dem Knaben nicht gefiel, er lief weiter und gelangte nach Bukareſt. Ein Arzt, zu deſſen Thüre er abgehärmt und hungernd kam, nahm ihn in ſein Haus auf, und bediente ſich ſeiner viele Jahre als Diener. Dem Knaben gefiel das Thun des Arztes, den er mit dem Medikamentenkaſten immer zu begleiten hatte, und er merkte ſich die Symptome der Krankheiten und die Mittel, die ſein Herr anzuwenden pflegte. Er glaubte nach einigen Jahren von ſeinem Meiſter nichts mehr lernen zu können, verließ ihn und wurde aus Lernbegierde der aufmerkſame Diener mehrerer Aerzte hinter einander. Fünfzehn Jahre alt, ergriff ihn wieder die Wanderluſt, er zog durch die ganze Welt, Kranke heilend, die ſich eben einem Knaben anvertrauen mochten, und wenn die Praxis nichts einbrachte, bettelnd, wohl

auch durch Schwänke ſich freundliche Gaſtfreundſchaft erwerbend. Welche Erlebniſſe, welche Begegnungen müſſen es geweſen ſein, bis er nach ſolcher zweijährigen Wanderſchaft nach — Tunis kam. Ein ſchöner Jüngling verſprach er hier in einigen verzweifelten Krankheitsfällen, wo alle Hoffnung aufgegeben war, faſt profetiſche Heilungen, die ein günſtiger Zufall beſtätigte. Bald war ihm die Aufmerkſamkeit zugewendet. Man wallfahrtete zu dem Hauſe, in dem er wohnte, um von ſeiner Hand berührt, von ſeinem Aug betrachtet zu werden, von ſeinen Heilmitteln zu erhalten. Bald waren Ruhm und Gold ſein. Der Bey von Tunis nahm ihn als Leibarzt in ſeinen Palaſt, bei dem er drei Jahre hochgeehrt lebte. Länger ließ ihn ſein lebhafter, unſtäter Geiſt nicht ruhen; eines Tages entfernte er ſich heimlich mit einem erſparten Vermögen von 10,000 goldenen Dukaten. Es war der unwiderſtehliche Wunſch in ihm aufgetaucht, das gelobte Land zu ſehen, von dem der Vater in ſeiner Heimat immer wieder ſprach. Der zwanzigjährige junge Mann tauchte plötzlich verheiratet mit einer ſchönen afrikaniſchen Jüdin und ihrer jüngeren Schweſter in Tiberia wieder auf. Er baute Häuſer, die ſchönſten in Tiberia, und lebte als wohlhabender Mann, der nur, um ein Werk des Erbarmens zu üben, uneigennützig den Kranken beiſteht, die meilenweit von ſeinem bald erworbenen Rufe angelockt, zu ihm herpilgern. Das Erdbeben im Jahre 1837 begrub ihn mit Weib und Kindern unter den Trümmern ſeines Hauſes. Nach achtzehnſtündiger Verſchüttung wurde er lebend unter den Trümmern hervorgeholt, ſein Weib und ſeine Kinder waren Leichen; ſeine Häuſer Schutthaufen. Um dieſe Zeit kam der Fürſt Pückler-Muskau nach Tiberia. Weismann diente ihm als Dolmetſch, als Führer durch die ganze Landſchaft Galiläa. Der noch lebende „Verſtorbene“ gab ihm den Rath, ein Gaſthaus einzurichten, der ſich als ſehr praktiſch bewährte und nunmehr auch mir zu Statten kam.

Im Hauſe des Herrn Weismann begrüßte mich noch ei Oeſterreicher, Herr Stern aus Neuſtadtl im Trentſchinem Comi tate, der ſehr mittelmäßiger Kenntniſſe, als Söldling der jeruſ

lmitaniſchen Miſſion hier, wie ich erfahren konnte, vergebens Proſelyten zu machen ſuchte. Vielleicht auch war er gekommen, weil die Legende hieher den Fiſchzug Petri verlegt.

Noch traf ich hier wieder mit einem preußiſchen Edelmanne, Herrn von Herfort zuſammen, mit dem ich von Jaffa nach Jeruſalem ritt und dem ich ſpäter in Egypten wieder begegnete. Er reiſte zu ſeinem Vergnügen mit einem photografiſchen Apparat und hatte eine bereits höchſt intereſſante Sammlung von Monumenten, Landſchaften, Ruinen und Figuren.

Ich hatte die Reiſe ſo eingerichtet, um den Sabbat hier zu ruhen und mußte, da es Freitag war, die Umgebungen und die Bäder von Tiberia noch heute kennen lernen.

Nach kurzer Raſt ließ ich zwei Pferde ſatteln und ritt mit dem Synagogendiener Reb Moſche aus Berditſchew, den mir Herr Weismann als ſehr ortskundig und gelehrt empfahl, zu den zahlreichen Grabſtätten der berühmteſten Männer der Bibel und des Judenthums. Das kleine Städtchen, das wir durchreiten mußten, gleicht mehr einem Ruinenhaufen. Zerfallene Mauern, eingeſunkene Terraſſen, da und dort eine ſtehengebliebene Pforte eines verſchwundenen Hauſes, die zerfallende Moſchee, in deren Hofraum eine Palme grüne Arme hoch zum Himmel ſtreckt, iſt die Szene, auf der wir uns bewegen. Selbſt die Häuſer, die ganz bewohnt erſcheinen, ſind nur aus Trümmern, wie ſie der Zufall dem Maurer zu Gebot ſtellte, aufgebaut, ungetüncht, Behauſungen der Armut und der hungernden Not. Wer ſoll auch auf dieſem Boden feſte Häuſer zu gründen Mut und Luſt haben? „Wir leben“ ſagte mir mein Begleiter, zu dem ich von dem verkommenen Ausſehen der Stadt ſprach, „von einem Tag zum andern und immer darauf gefaßt, zu ſterben. Wir danken jeden Morgen, mehr als alle Menſchen in der Welt, daß wir wieder erwacht ſind und ſich über Nacht die Erde nicht aufgethan und unſere Weiber, Kinder, Brüder verſchlungen hat. In Tiberia lernt man fromm ſein und nur auf das künftige Leben denken.“

Durch ein verfallenes Thor waren wir nach zehn Minuten vor der Stadt. Die Glut des Tages, es waren zwei Stunden nach Mittag, war furchtbar, trotzdem ein heftiger Wind wehte, oder vielmehr, weil er wehte, es waren Flammen, die wir bei jedem Athemzuge einathmeten und die Empfindung gleich jener, die man hat, wenn man im Hochsommer einem glühenden Kohlenmeiler oder einem Hochofen nahe tritt. Ich habe später in der Wüste keine gleich hohe Hitze empfunden. Mein Thermometer zeigte 40 Grad R.

Wir ritten eine mäßige Anhöhe, rechts vor dem Thore, empor, und waren vor den Grabe des Rabbi Jochannan ben Sakai, deſſelben, den wir auf den erſten Blättern dieſes Buches in Liede gefeiert, in deſſen Synagoge in Jeruſalem wir gebetet haben. Auf einem feſten Unterbaue aus viereckigen Steinen, die zwei Stufen bilden, liegt ohne Inſchrift ein ungemeißelter Stein. Er birgt die ſterblichen Reſte des unſterblichen, des gelehrten und mutigen Mannes. Zu ſeiner Rechten liegen vier, zur Linken einer ſeiner Schüler. Hinter dieſen Gräbern ragen zwei kurze Säulen halb aus der Erde hervor, ſie bezeichnen die Gräber des Raw Ami und des Raw Aſchi.

Dieſe Gräber befinden ſich auf einem mit kleinen Steinen gepflaſterten Raume, der 20 Schritte lang und 15 breit, von drei Seiten von einer nur 2 Schuh hohen Mauer umgeben iſt.

Etwa 20 Schritte weiter führen vier Stufen zu einer Einfaſſung von ungemeißelten Steinen; in derſelben befindet ſich ein weiß übertünchter, oben ſich wölbender Sarkofag, in welchem die Nachwelt die Gebeine Rambams verehrt. Hier lagen unzählige kleine Steine, welche von Beſuchenden hingelegt werden und die mein Begleiter um einen Stein vermehrte. An dieſem Grabe wird an dem Vorabende eines jeden Neumondtages von der ganzen Gemeinde gebetet. Einzelne gehen täglich und zu jeder Stunde hieher, um ein Gebet zu verrichten.

Wir ritten jetzt einen ziemlich ſteilen Berg hinan, in ihm ruhen Rabbi Akiba mit ſeinen 24,000 Schülern.

„Ich will erzählen die ſchönſten der Geſchichten.“ Mit dieſen

Worten leitet der Koran die Erzählung von Juſſuf in Egypten ein, ſie verdienen angeführt zu werden vor dem Berichte, den wir von dem gelehrten, frommen, berühmten Lehrer geben wollen, vor deſſen Grabe wir ſtehen.

Rabbi Akiba ben Joſef war ein Hirte des reichen Kalba Zebua in Jeruſalem, deſſen Grab die Juden noch heutzutage in denen erkennen wollen, die man die Gräber der Könige nennt. Er liebte die Tochter ſeines Herrn, Rachel, und der arme Hirte fand Gegenliebe in dem Herzen der Jungfrau. Nur eine Bedingung knüpfte ſie an ihre Liebe, daß er hingehe und ſich Wiſſenſchaft aneigne. Akiba, nicht mehr in den Jünglingsjahren, zog in die Ferne und wurde der fleißigſte Schüler der berühmteſten Lehrer. Kalba Zebua verſtieß ſeine Tochter, weil ſie Akiba's Weib geworden war, und harrte, bis der geliebte Gatte nach Jahren, umgeben von dem Glanze ſeiner gewonnenen Gelehrſamkeit, wiederkehrte und ſie freudig begrüßte. Der Vater blieb unverſöhnt. In Akiba war der Geiſt der Forſchung aber ſo rege, daß er, auf Anregung ſeines geiſtigen Weibes, wieder die Heimat verließ, um hinzuziehen, wo große Geſetzeslehrer Weisheit lehrten. Sie harrte Jahre lang in Treue ihres Gatten und war ſo arm, daß ſie ihre ſchwarzen Haarflechten abſchnitt und Ringe zum Verkaufe aus ihnen anfertigte. Der Ruhm ihres Gatten erfüllte ſchon die Welt, ſeine neuen und geiſtvollen Deutungen des Geſetzes wurden ſelbſt zu Geſetzen. So hoch galt ſein Anſehen, daß ein ihm früher weit überlegener Rabbi äußerte, daß derjenige, der von Rabbi Akiba weiche, vom ewigen Leben weiche, und was die Ueberlieferung vergeſſen hat, ſtellt ſein divinatoriſcher Geiſt wieder her. Seine Schüler ſagten von ihm, daß mancher Sinn der Thora, der ſelbſt dem Profeten Moſes unbekannt geblieben iſt, ihm klar wurde. Eine wunderliche hyperboliſche, aber für die gelehrte Weiſe Akiba's charakteriſtiſche Legende erzählt, daß der Profet den Herrn gefragt habe, welche Bedeutung gewiſſe Zeichen über einzelnen Buchſtaben in der Thora haben? Der Herr erwiederte, daß nach vielen Geſchlechtern ein Mann, Namens Akiba, erſtehen werde, der den geheim-

nißvollen Sinn der Zeichen deuten werde. Der Profet bat den Herrn, ihm den Mann im Bilde zu zeigen; darauf ihn der Herr acht Geiſterreihen hinter Akiba niederſetzen hieß. Der Profet hörte Akiba ſprechen und deuten, aber er konnte ihn nicht verſtehen. Nach vielen Jahren kehrte Akiba heim, ihm folgten 24,000 ſeiner Schüler. Alles Volk zog ihm jubelnd entgegen. Da drängte ſein Weib ſich durch die Menge, fiel vor dem durch ihre Liebe Beglückten, von der Weisheit geweihten Manne nieder und umſchloß weinend ſeine Knie. Die Schüler wollten das Weib, das ſie nicht kannten, fort ſtoßen; der Meiſter aber ſagte ihnen: „Laſſet ſie! Was ich geworden bin und ihr durch mich, das iſt dieſes edlen Weibes Werk.“ Er hob ſie vom Boden auf und küßte ſie. Jetzt wurde auch der harte Vater verſöhnt und überhäufte ſeine Kinder mit Reichthümern.

Ein ummauerter Felſenvorſprung mehr als in der halben Höhe des Berges, beherrſcht das einfache Steindenkmal Rabbi Akiba's, den Berg ſelbſt, die zu ſeinem Fuße ſich dehnenden Felder, dann die Stadt und hinter ihr die See und jenſeits die kahlen Felſenwände des Hauran, die ſeine Ufer bilden. Durch das Meer geht ein dunkler ſich abſcheidender Strom, der ſich ſtolz mit den Fluten des Meeres nicht vermengen mag, wenn er auch ſeine ganze unabſehbare Länge durchmißt. Es iſt der Jordan. Man hat dieſe Erſcheinung ſymboliſch auf das jüdiſche Volk gedeutet, das mitten durch die Flut der Völker geht, ſich mit ihnen nicht vereinigt und ſeine bergentſprungene Freiheit und Klarheit nicht aufgiebt.

Zu dem Grabe zieht die Gemeinde von Tiberia und Pilger, die aus allen heiligen Städten Paläſtina's kommen, am dreiunddreißigſten Tage der Seſira, empor. Alle mit brennenden Lichtern beten ſie dort und ſchlagen Zelte auf, um unter ihnen, auf den Gräbern der 24,000, einen Tag und eine ganze Nacht zu wohnen. Hinter dem Grabmale befindet ſich eine tiefe Höhle, in welcher für die Andächtigen Waſſer kühl gehalten wird.

Unter dem Grabmale des Rabbi Akiba, etwa 30 Fuß, liegt das Grab des Rabbi Chia zur Rechten und Linken das ſeiner

beiden Söhne. Der Raum ist von drei Seiten ummauert und offen, in dessen Hintergrunde eine Höhle ist.

Ein anderes Grab birgt den Raf Hamnuna den Alten, zu dem die Juden, nach langer Dürre, um Regen flehen gehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wallfahrtet zu der Grabstätte des Meier ben Neß und des Zacharia Akana.

Wir mußten von den Pferden steigen und sie den Berg, an einem steilen Abhange herab führen, um über ein schmales Stück Land, das zwischen dem Berge und dem See liegt, zu gehen. Hier liegt der türkische Friedhof, da und dort ragende oder liegende Säulen von grauem Granit und rotem Syenit. Ich zählte deren neunzehn, die ganz zerbrochen sind, nur eine stand vollkommen aufrecht, zwei schief und sonst konnte ich viele Steine bemerken, welche die Spur des Meißels deutlich zeigten. Die Juden halten dafür, daß Herodes II. hier auf alten Gräbern seinen Palast baute und fluchen seinem Andenken; ebenso einem Manne, der Josefus hieß, zum Christenthume überging und von einem unter dem Kaiser Hadrian im Baue begriffenen Tempel die Steine nahm, um eine Kirche aus ihnen zu bauen. Manche Zauber, die ihm hindernd in den Weg traten, soll er durch andere besiegt haben. Diesem welligen Landstrich entlang erheben sich Felsenwände, von dem Berge, den wir bestiegen haben, durch eine Schlucht getrennt, in denen viele Grabhöhlen mit gemauerten Zugängen zu sehen sind.

Mein Legenden kundiger Begleiter erzählte mir, daß auf der Höhe des Felsenkammes ein Schloß der Mutter König Salomo's gestanden habe, während er mich auf ein verfallenes Gebäude am Fuße der Bergwand, als auf den Meierhof der Mutter Abrahams, aufmerksam machte. In die weitläufigen Ruinen kommen die Türken, wenn sie ein Beschneidungsfest feiern, sie breiten ihre Teppiche aus, speisen daselbst, hören Musik und feuern lustig ihre Gewehre ab.

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemiſche Beſtandtheile. — Die Synagoge. — Fantaſtiſches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten ſich durch einen ſchönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieſer in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen iſt. Ringsum ſind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badeſtuben gelangt. Dieſer Bau rührt von Ibrahim Paſcha her, ebenſo die ſchöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde ſtoßenden Halle. Ich nahm in derſelben ein Bad, doch mußte ich zwei Dritttheile Waſſer aus dem See dazu ſchöpfen laſſen, um ein noch immer ſehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Waſſer einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Waſſer ſchmeckt ſcharf ſalzig und bitter und hat einen ſchwefligen Geruch. Eigenthümlich iſt es, daß das Waſſer einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodenſatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyſe dieſes Waſſers iſt noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht ſtreng analytiſcher Unterſuchung zeigte ſich eine anſehnliche Menge dicken, feſten Vitriols,

etwas Alaun und ein mineraliſches Salz. Dr. Turner berichtet, daß der Bodenſatz, hauptſächlich aus kohlenſaurem Kalk, und wenigem Kochſalz beſtehend, ſich nicht von dem des todten Meeres unterſcheide. Ich erinnerte mich an das ebenfalls noch nicht analyſirte Waſſer in Krapina in Croazien, das einen beinahe gleichen Wärmegrad hat, und in welchem ich, wie hier, mit dem überraſchendſten Erfolge Gichtkranke und an Rheumatismus Leidende Hilfe ſuchen ſah.

Die Sonne war dem Untergange nahe und goß wieder über Himmel, See und Berge jene Verklärungen, wie ich ſie nur im Morgenlande ſah.

Wir ritten jetzt hart am Ufer des See's, wo eine ſchöne Granitſäule, von ſeinen Wellen beſpült aufragt, und noch Säulenſockel und gemeißelte Steinfragmente zu ſehen ſind. Einen ziemlich großen, rohen Felsblock, der im See etwa zehn Schritte fern lag, bezeichnete mir mein Begleiter als denjenigen Stein, der, von Moſes mit dem Stabe geſchlagen, in der Wüſte Waſſer gab.

Nach einer halben Stunde waren wir durch ein geborſtenes Thor wieder zwiſchen den modernen Ruinen der merkwürdigen Stadt.

Herr Weismann erwartete mich, um mit ihm zum Abendgebete in die Synagoge zu gehen, deren Tiberia ſieben beſitzt. Die in polniſcher Tracht Verſammelten, der wunderlich geſchnörkelte Geſang, die ganze Einrichtung der Synagoge ließen mich für einen Augenblick völlig vergeſſen, daß ich auf heiligem, durch Legende und Geſchichte, durch Wahn und Weisheit geweihtem Boden ſtehe.

In unſer Haus zurückgekehrt war in der luftigen Vorhalle ein Tiſch, um den Bänke ſtanden, feſtlich gedeckt mit weißen Linnen, über ihm brannte die ſiebenzackige Meſſinglampe, und die ſchöne Frau des Hauſes, die Schweſter der im Erdbeben umge-

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemiſche Beſtandtheile. — Die Synagoge. — Fantaſtiſches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten ſich durch einen ſchönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieſer in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen iſt. Ringsum ſind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badeſtuben gelangt. Dieſer Bau rührt von Ibrahim Paſcha her, ebenſo die ſchöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde ſtoßenden Halle. Ich nahm in derſelben ein Bad, doch mußte ich zwei Drittheile Waſſer aus dem See dazu ſchöpfen laſſen, um ein noch immer ſehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Waſſer einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Waſſer ſchmeckt ſcharf ſalzig und bitter und hat einen ſchwefligen Geruch. Eigenthümlich iſt es, daß das Waſſer einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodenſatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyſe dieſes Waſſers iſt noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht ſtreng analytiſcher Unterſuchung zeigte ſich eine anſehnliche Menge dicken, feſten Vitriols,

Die Sterne flackerten klar und groß vom ſchwarzen Himmel. Mir gegenüber hob ſich der Berg mit den 24000 Gräbern; nur zwanzig Schritte ferne brauſte der mir unſichtbare See. Die Stadt Tiberia aber leuchtete in tauſend Freudenfeuern. In jeder Stube wo Juden wohnten, brannten Lampen, ſchollen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, welche die Engel des Sabbat begrüßen, und da und dort bewegten ſich Geſtalten in weißen flatternden Nachtgewändern auf den Terraſſen.

Sabbatraſt.

Seebad. — Die jüdiſche Gemeinde. — Erdbeben. — Szene. — Polniſche Könige. — Eine Chronik.

Die Inſektengeiſter von Safed, die ſich mit Vampirrüſſeln an mich gelegt hatten, fingen an, mich die Glut ihrer hölliſchen Abkunft empfinden zu laſſen. Ich erwachte vor Sonnenaufgang mit einer allgemeinen Hautentzündung.

Herr Weismann, als ich ihm dies mittheilte, ließ mich hart an: „Wenn Sie bei einem Doktor ſind, wie können Sie nicht fragen? Das warme Bad mit ſeinem Salz hat Ihnen geſchadet! Jetzt kommen Sie geſchwind in den See baden.“

Darf man in Tiberia am Sabbat baden?

„Die Menſchen möchten hier in der Sonnenglut zu Grunde gehen, wenn ſie nicht einigemal des Tages baden. In Tiberia iſt das Baden von dem Rabbi erlaubt.“

Wir gingen ſelbander, weiß beturbant, nur in einen Leilach gehüllt, hölzerne Pantoffeln an den Füßen, an den See. Er flitterte in mettallweißem Glanze und ebnete nach dem Sturme der Nacht ſeine Wogen. Wir trafen ſchon einzelne Badende, und blieben in der kühlen wohlthuenden Flut, bis die Sonne aufgegangen war, und die Welt um uns wieder in brennenden Farben leuchtete.

Ich konnte die Synagogen nicht beſuchen, und mußte den ganzen Tag auf dem Divan ruhend zubringen, und mich in kalt-

ſuchte Tücher einwinden. Nur ſo entging ich dem brennenden Schmerze, und mußte herzlich lachen, als mir Herr Weismann das in ganz Galiläa bekannte Wort mittheilte: „Der König der Flöhe hält Hof in Tiberia.“

Nach dem Frühmale, das um 6 Uhr Morgens, ſchon nach dem Gottesdienſte gehalten wird, erhielt ich den Beſuch des ehrwürdigen Oberrabi's von Tiberia, des Herrn Schmul Chaſim Cohen Conorti mit ſieben Chachamim.

Alle trugen weite weiße Mäntel, mit blauen, breit eingewebten Streifen, an deren Enden die Schaufäden hingen. Ich ſah die Urform des Talit, den die Juden noch jetzt in den Landſynagogen um den ganzen Leib thun, wohl auch das Haupt mit ihm verhüllen. Es ſchien mir, daß dieſe Tracht, wie ſie auch eine orientaliſch nationale iſt, weit würdiger der Nachahmung, als die der proteſtantiſchen Prediger. Es erſcheint mir jedesmal als widerlich nachäffend, wenn unſere Prediger in ſchwarzer Kutte und weißen Bäffchen, mit dem ſogenannten Quadratchen auf dem Haupte, den Talit zu einer Stola ſchmal zuſammengelegt, erſcheinen, und noch dazu häufig mit wenig origineller ſalbungsreicher Kantilene ſprechen.

Herr Conorti war zweimal auf ſeiner Reiſe durch Europa auch nach Wien gekommen: im Jahre 1838 nach dem furchtbaren Erdbeben, das die Stadt getroffen hatte, und im Jahre 1848. Beidemal um für ſeine unglückliche Gemeinde die Wohlthat anzuſprechen.

Wie in Safed trat mir auch hier die Klage entgegen, warum ſich alle Theilnahme des Abendlandes nur Jeruſalem zuwende, während die Juden in Afrika und in Aſien auch an Safed und Tiberia denken.

„Sind wir nicht auch auf dem heiligen Boden Gottes? Haben wir nicht noch gelitten, als ſchon Jeruſchalaim in Trümmern lag? Haben die heiligen Blutzeugen unſeres göttlichen Glaubens nicht Tiberia ehrwürdig gemacht und wurde hier nicht die

Durch ein verfallenes Thor waren wir nach zehn Minuten vor der Stadt. Die Glut des Tages, es waren zwei Stunden nach Mittag, war furchtbar, trotzdem ein heftiger Wind wehte, oder vielmehr, weil er wehte, es waren Flammen, die wir bei jedem Athemzuge einathmeten und die Empfindung gleich jener, die man hat, wenn man im Hochsommer einem glühenden Kohlenmeiler oder einem Hochofen nahe tritt. Ich habe später in der Wüste keine gleich hohe Hitze empfunden. Mein Thermometer zeigte 40 Grad R.

Wir ritten eine mäßige Anhöhe, rechts vor dem Thore, empor, und waren vor den Grabe des Rabbi Jochannan ben Sakkai, deſſelben, den wir auf den erſten Blättern dieſes Buches in Liede gefeiert, in deſſen Synagoge in Jeruſalem wir gebetet haben. Auf einem feſten Unterbaue aus viereckigen Steinen, die zwei Stufen bilden, liegt ohne Inſchrift ein ungemeißelter Stein. Er birgt die ſterblichen Reſte des unſterblichen, des gelehrten und mutigen Mannes. Zu ſeiner Rechten liegen vier, zur Linken einer ſeiner Schüler. Hinter dieſen Gräbern ragen zwei kurze Säulen halb aus der Erde hervor, ſie bezeichnen die Gräber des Raw Ami und des Raw Aſchi.

Dieſe Gräber befinden ſich auf einem mit kleinen Steinen gepflaſterten Raume, der 20 Schritte lang und 15 breit, von drei Seiten von einer nur 2 Schuh hohen Mauer umgeben iſt.

Etwa 20 Schritte weiter führen vier Stufen zu einer Einfaſſung von ungemeißelten Steinen; in derſelben befindet ſich ein weiß übertünchter, oben ſich wölbender Sarkofag, in welchem die Nachwelt die Gebeine Rambams verehrt. Hier lagen unzählige kleine Steine, welche von Beſuchenden hingelegt werden und die mein Begleiter um einen Stein vermehrte. An dieſem Grabe wird an dem Vorabende eines jeden Neumondtages von der ganzen Gemeinde gebetet. Einzelne gehen täglich und zu jeder Stunde hieher, um ein Gebet zu verrichten.

Wir ritten jetzt einen ziemlich ſteilen Berg hinan, in ihm ruhen Rabbi Akiba mit ſeinen 24,000 Schülern.

„Ich will erzählen die ſchönſten der Geſchichten.“ Mit dieſen

Worten leitet der Koran die Erzählung von Juſſuf in Egypten ein, ſie verdienen angeführt zu werden vor dem Berichte, den wir von dem gelehrten, frommen, berühmten Lehrer geben wollen, vor deſſen Grabe wir ſtehen.

Rabbi Akiba ben Joſef war ein Hirte des reichen Kalba Zebua in Jeruſalem, deſſen Grab die Juden noch heutzutage in denen erkennen wollen, die man die Gräber der Könige nennt. Er liebte die Tochter ſeines Herrn, Rachel, und der arme Hirte fand Gegenliebe in dem Herzen der Jungfrau. Nur eine Bedingung knüpfte ſie an ihre Liebe, daß er hingehe und ſich Wiſſenſchaft aneigne. Akiba, nicht mehr in den Jünglingsjahren, zog in die Ferne und wurde der fleißigſte Schüler der berühmteſten Lehrer. Kalba Zebua verſtieß ſeine Tochter, weil ſie Akiba's Weib geworden war, und harrte, bis der geliebte Gatte nach Jahren, umgeben von dem Glanze ſeiner gewonnenen Gelehrſamkeit, wiederkehrte und ſie freudig begrüßte. Der Vater blieb unverſöhnt. In Akiba war der Geiſt der Forſchung aber ſo rege, daß er, auf Anregung ſeines geiſtigen Weibes, wieder die Heimat verließ, um hinzuziehen, wo große Geſetzeslehrer Weisheit lehrten. Sie harrte Jahre lang in Treue ihres Gatten und war ſo arm, daß ſie ihre ſchwarzen Haarflechten abſchnitt und Ringe zum Verkaufe aus ihnen anfertigte. Der Ruhm ihres Gatten erfüllte ſchon die Welt, ſeine neuen und geiſtvollen Deutungen des Geſetzes wurden ſelbſt zu Geſetzen. So hoch galt ſein Anſehen, daß ein ihm früher weit überlegener Rabbi äußerte, daß derjenige, der von Rabbi Akiba weiche, vom ewigen Leben weiche, und was die Ueberlieferung vergeſſen hat, ſtellt ſein divinatoriſcher Geiſt wieder her. Seine Schüler ſagten von ihm, daß mancher Sinn der Thora, der ſelbſt dem Profeten Moſes unbekannt geblieben iſt, ihm klar wurde. Eine wunderliche hyperboliſche, aber für die gelehrte Weiſe Akiba's charakteriſtiſche Legende erzählt, daß der Profet den Herrn gefragt habe, welche Bedeutung gewiſſe Zeichen über einzelnen Buchſtaben in der Thora haben? Der Herr erwiederte, daß nach vielen Geſchlechtern ein Mann, Namens Akiba, erſtehen werde, der den geheim-

300 in einigen Minuten verſchwunden. Ein Mann erzählte, daß er mit ſeinem Sohne eine Stunde von Tiberia fern einen Berg herabgeſchritten ſei; vor ihm wenige Schritte ſein Sohn. Da ſah er plötzlich ſich die Erde weit aufthun, ſeinen Sohn verſinken und den Grund ſich wieder ſchließen. Er konnte die Erſcheinung nicht begreifen und blieb erſtarrt ſtehen, während er den Boden unter ſich ſchwinden fühlte. Er eilte laufend nach Tiberia und fand einen Schutthaufen.

Reb Moſche, der mich zu den Gräbern und Bädern begleitet hatte, brachte des Abends einen koſtbaren ſilbernen Trinkbecher, auf dem alle Könige Polens in ſchön getriebener Arbeit zu ſehen waren. Sein Großvater hatte dieſen Pokal vom letzten Könige Stanislaus Auguſt Poniatowsky als Belohnung für treue Dienſte erhalten, und der Enkel wollte mir jetzt das theure Familiengut verkaufen. Sein Wunſch war, für das Geld ein Boot zu kaufen, um den See befahren und fiſchen zu können; wodurch er ſeine zahlreiche Familie erhalten zu können ſicher war. Ich zog es vor, eine mir gleichzeitig angebotene Chronik von Tiberia zu kaufen, welche in hebräiſcher Sprache geſchrieben, Hiſtoriſches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräiſcher und ſpaniolifcher Sprache enthält.

Während der ehemalige Beſitzer vielleicht jetzt den See Genezaret in einem Boote befährt und fiſcht, wollen wir ein Blatt aus der von ihm erworbenen Chronik mittheilen.

Ein Blatt aus der Chronik.

Rabbi Abulafia. — Belagerung. — Wunderbare Rettung. — Bomben als Fangbälle. — Todtenhaupt- und Mohnblume. — Loblied auf Tiberia.

Wir theilen in Folgendem ein Blatt aus der Chronik von Tiberia mit, es enthält jedenfalls eine Thatsache, die in keinem historischen Werke mitgetheilt wird, immerhin eine Bedeutung für die Stadt hat und wohl verdiente, aufgezeichnet zu werden.

Im Jahre 5500 der Schöpfung, also vor 118 Jahren unter der Regierung des Sultan Mohammed weckte Gott den heiligen Geist unseres Lehrers Chajim Abulafia, daß dieser nach der heiligen Stadt Tiberia gehe, um daselbst die Ruinen wieder aufzubauen, und den Grund zu befestigen. Tiberia war seit 70 Jahren ohne Einwohner, zerstört und wüste, es befand sich in demselben weder eine Synagoge, noch ein Lehrhaus, und es wurde, seitdem sie zerstört ward, in ihr kein Kadisch, kein Gebet für die Todten, gehört. Rabbi Chajim Abulafia war in allen seinen Unternehmungen glücklich, und so ging er getrost nach Tiberia im Monate Sivan desselben Jahres. Gleich bei seinem Eintritte in das Land gewann er, durch Gott, die Gunst der Herren der Stadt, und besonders die des Schech Dahir al-Amar, dessen Ruf groß war in ganz Palästina.

Die Straßen, die früher nur mit bewaffneten Karawanen durchzogen werden konnten, unter seiner Regierung wurden sie sicher. Das ganze Land war ruhig und alle Herren der Stadt

unterwarfen ſich dem Schech und nannten ihn Schech al maſchech, den Herrn der Herren. Er hatte viele Beduinenſtämme, welche die Wege gefährlich machten, gänzlich vernichtet, ſo daß Jeder getroſt mit dem Gelde in der Hand reiſen konnte. Nicht minder berühmt war der Schech ſeiner Freigebigkeit wegen, ſein Haus ſtand einem Jeden offen, und die Reiſenden aller Nationen und Confeſſionen fanden bei ihm eine offene Tafel.

Zwei Jahre vor der Ankunft des Rabbi in dem Lande war derſelbe in Asmir. Als der Schech erfuhr, daß der Rabbi nach dem Lande kommen wolle, ſandte er ihm ein Schreiben nach dem andern, in welchen er ſagte: „Mache Dich auf, und nimm das Land Deiner Väter Tiberia in Beſitz.“

In der That war der Großvater des genannten Rabbi Jacob Abulafia Rabbi in Tiberia, bevor es zerſtört wurde. Als der Rabbi nach Tiberia kam, erwies ihm der Schech große Ehre, und ließ ihn mit koſtbaren, faſt königlichen Gewändern bekleiden. Er that was der Rabbi verlangte, und in zwei Jahren ungefähr waren Straßen und Häuſer für die Juden gebaut, eine prachtvolle Synagoge, dergleichen in ganz Paläſtina keine zu ſehen war, wurde hergeſtellt, herrliche Badehäuſer und Gewölbe für den Bazar waren angelegt, und das ganze Land von Straßen durchzogen. Man bebaute die Felder, bepflanzte die Weingärten, überhaupt nahm die Liebe der Stadtherren zum Rabbi täglich zu, und alle Einwohner waren überaus froh und zufrieden.

Im Jahre 5502 nach 2½jähriger Ruhe, wie in Salomo's Zeiten, kam plötzlich am 22. Ab ein Schreiben aus Damaskus an den Rabbi; es rührte von zwei vornehmen Männern, Herrn Chajim Parchi und Joſef Luſchati her, welche die Geldwechsler des Soleiman Paſcha von Damaskus waren.

Im Briefe ſtand geſchrieben: „Der Herr möge den ſchleunigen und feſten Befehl des Sultans an den Paſcha von Damask wiſſen: Dieſer ſoll nach Tiberia ziehen, die Stadt mit Gewalt nehmen, und den Schech Dahir tödten. Der Paſcha rüſtet bereits ein Heer mit vielem Kriegsgeräthe, darunter auch Schleudersteine, welche geſchleudert auf ſechs Bogenſchüſſe weit 20 Menſchen auf einmal

tödten. Es iſt Gefahr für das Volk in Tiberia. Eile Rabbi, mit der ganzen heiligen Gemeinde aus der Stadt, und fliehe nach Safed, dahin wird der Paſcha Leute zur Beſchützung für die Juden ſchicken. Alles Hab und Gut aber laſſe nach Akka bringen."

Der Rabbi Abulafia erſchrak gar ſehr über den Brief, und eilte ſogleich zum Schech und erzählte ihm den Inhalt. Dieſer aber ſagte, die Sache könne aus drei Gründen nicht wahr ſein. Würde die Zerſtörung Tiberia's wirklich beſchloſſen ſein, ſo hätten es die Juden aus Konſtantinopel hieher berichtet. Nicht der Paſcha von Damaskus, ſondern der von Sidon, zu deſſen Gebiete Tiberia gehört, müßte den Auftrag erhalten haben. Auch wüßte er nicht, warum dieſer Befehl ergangen ſein ſollte, da er dem Sultan ganz beſonders ergeben iſt, und den jährlichen Tribut pünktlich entrichtet. Das Schreiben, fügte er hinzu, ſei vom Paſcha von Damaskus veranlaßt, und nur ein Schreckmittel für Tiberia, damit man ihn mit Geld beſänftige.

Als der Rabbi dieſe Worte hörte, freute er ſich ſehr, und ſchrieb ſogleich Antwort nach Damaskus, daß an der ganzen Sache nichts ſei; aber ſchon nach fünf Tagen kam ein zweites Schreiben, in welchem die drohende Zerſtörung als noch ſicherer beſtätigt wurde. Wieder ſagte der Schech, die Sache ſei nicht wahr, weil der Paſcha in Sidon ihn verſichert habe, daß er am Hofe ſehr angeſehen ſei.

Am 5. Ellul wurde dem Schech berichtet, daß der Paſcha aus Damaskus mit einem großen Heere ausgezogen ſei, um nach Tiberia zu gehen. Jetzt rüſtete der Schech und beſetzte die gefährlichſten Plätze. Als die Juden dies ſahen, wußten ſie nicht, was ſie anfangen ſollten, und eilten zum Rabbi. Er rieth ihnen, in Tiberia zu bleiben; indem ſie Gott auch hier retten könne. Er befahl am andern Morgen den Vorſtehern, die heiligen Grabſtätten zu beſuchen und daſelbſt zu beten.

Am folgenden Tage, es war ein Freitag, ſah man von den Höhen ein großes Heer mit Heergerät und Zelten ſich nähern. Der Schech bereute es, daß er die nicht wehrhaften Bewohner nicht wegziehen ließ; denn jetzt konnte er ſie nicht mehr beſchützen. Zwar ermuthigte ihn der Paſcha von Sidon, er ſolle nur aus-

ziehen, um dem Paſcha zuvorzukommen; der Schech ſchickte zu ſeinem Bruder Saat, der in der Feſtung Tirchanah wohnte, er möge ihm mit ſeinen Männern zu Hilfe kommen.

Am Sabbat beim Sonnenaufgang lag Soleiman Paſcha vor der Stadt, und den Bergthurm angreifend, ſchleuderte deſſen Beſatzung einen Stein, der 14 Mann umbrachte, und das Heer zog ſich eine weite Strecke zurück. Am Abend ließ der Paſcha Schanzen aufwerfen, um aus ihnen hervor Bomben nach der Stadt zu ſchleudern. Aber wunderbarerweiſe wurde weder ein Menſch, noch ein Thier beſchädigt; die meiſten fielen ins Meer. Jüdiſche Kinder haſchten manche als Fangbälle auf, und rollten die Kugeln luſtig vor ſich hin. Es ſind noch einige dieſer Bomben im Hauſe des Rabbi aufbewahrt, um ſie den Wallfahrern zu zeigen.

Als das Beſchießen erfolglos blieb und endlich aufhörte, ſchickte der Schech, weil er den Paſcha vielleicht zum Frieden geneigt glaubte, wie es der Brauch bei den Arabern iſt, eine Frau mit Geſchenken zu ihm. Er nahm die Geſchenke, und ſchickte den weiblichen Geſandten unverrichteter Sache zurück mit den Worten, nicht eher Frieden zu ſchließen, bis man den Schech ausliefere. Die Leute von Tiberia waren ob dieſer Nachricht ſehr betrübt, aber der Schech tröſtete ſie mit der erwarteten Hülfe ſeines Bruders. Der Paſcha ließ ſchweres Geſchütz anrücken und ſchleuderte es gegen Tiberia ebenſo erfolglos wie früher das leichte.

Die Juden beteten unaufhörlich, Morgens und Abends in der Synagoge und lebten ſonſt fröhlich in ihren Häuſern, vertrauten auf Gott und zogen, trotz der erhaltenen Bewilligung, nicht aus der Stadt. Als nun das Volk murrte und ſagte: „Das Heer von Tirchanah hätte ſie getäuſcht,“ beruhigte ſie wieder der Schech mit den Worten: „Er wolle keinen Angriffskrieg führen, damit man nicht ſage, wenn der Paſcha umkäme, daß er die Wallfahrt nach Mekka geſtört habe.“

Der Paſcha verſuchte nun, die Verbindung Tiberia's mit Acka zu unterbrechen, um den Belagerten die Lebensmittel abzuſchneiden, aber auch dieſes gelang ihm nicht. Wieder verſuchte der Schech auf den Rath ſeiner Freunde dem Paſcha Friedensvorſchläge zu

machen. Dieſer verlangte aber, daß der Schech den Bergthurm zerſtöre, und daß er das Heer des Paſcha's durch die Stadt gehen laſſe; der Schech wollte darein nicht willigen.

Die Juden feierten unterdeſſen das Neujahr- und Verſöhnungsfeſt und bauten Laubhütten und wunderbar genug, konnten die Pflanzengattungen für das Feſt aus den Gärten, die außerhalb der Stadt lagen, holen.

Der Paſcha wendete jetzt eine andere Liſt an, um die Stadt zu erobern. Er ſtellte ſeine Streitkräfte ſo, als ob er die nördliche Seite der Stadt angreifen wollte, um die Streitkräfte von Tiberia dahin zu locken, und dann den Thurm zu nehmen. Aber der Thurm blieb nicht ohne Beſatzung, und als der Paſcha die Leitern anlegen ließ, am Sabbat Bereſchit, ſo wurden ſie alle zurückgeſchlagen, und nicht Einer entkam.

Da kam ein Geſandter aus Konſtantinopel, der den Paſcha im Namen des Sultans aufforderte, die Wallfahrt nach Mekka unverweilt anzutreten. Der Paſcha aber hoffte noch mit Minen etwas auszurichten. Er ließ den Chef der Minengräber kommen und fragte ihn: „Wie lange brauchſt Du noch, um die Arbeit zu vollenden?“

Achtzehn Tage, Herr! Aber Gott führt die Gräber den unrechten Weg, und ſie entfernten ſich immer mehr von der Mauer, denn man iſt ein Zauber der Juden ſchuld. Befehle Herr! daß auch Juden zur Arbeit verwendet werden.

Man holte Juden aus Safed; da der Chef der Minengräber ſich mit ihnen nichts bewerkſtelligen konnte, ließ ihn der Paſcha enthaupten. Als der Kopf auf einen Pfahl geſpießt über die Mauern der Stadt hereinragte, erſchien er den geſegneten Frauen der Juden als eine Mohnblume.

Der Geſandte aus Konſtantinopel drängte endlich den Paſcha abzuziehen. Der fünfzehnte Tag der Minenarbeit war der eindachtzigſte Tag der Belagerung, welche Zahl hebräiſch „Af“ d. i. Zorn giebt, was andeutete, daß Gott den Zorn abgewendet hat an dieſem Tage. Der Paſcha zog mit ſeinem Heere ab; doch

ſchwur er, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka vollendet haben würde, wieder zu kommen.

Jetzt vernahmen die Juden in Tiberia, daß in Safed eine Peſt gewütet habe, welche die meiſten Einwohner der Stadt wegraffte. Sie erkannten nun dankbar den Willen Gottes, daß ſie nicht nach Safed flüchten ſollten. Den Tag aber, an welchem der Paſcha die Belagerung aufhob, den 4. Kislaf, erklärten ſie als einen Feſttag und ſagten Hallel. Dieſes Feſt wird noch heut zu Tage in Tiberia gefeiert.

Der Paſcha, von Mekka zurückgekehrt, wurde von ſeinen Leuten wegen der verunglückten Belagerung verlacht. Dies und ſein gethaner Schwur veranlaßte ihn, den Krieg wider Tiberia von Neuem zu beginnen. Am 12. Tamus kam wieder ein Schreiben vom jüdiſchen Seraf des Paſcha's an den Rabbi in Tiberia, der ihm die Rüſtungen meldete. Die Meiſten wollten fliehen, aber der Rabbi rieth ihnen wieder, zu bleiben und verſorgte ſich auch nicht einmal mit Lebensmitteln; denn er behauptete, der Paſcha werde nicht einmal zur Stadt gelangen. Diesmal waren die Rüſtungen ſtärker, und die Verbindungen mit Tiberia vom Feinde ſogleich abgeſchnitten.

Der Paſcha ſchiffte ſich ein, kam nach Akka, von da nach Lubei, zwei Stunden von Tiberia. Am Freitag des 3. Ellul kam die Nachricht, daß der Paſcha nahe an Lubei rücke. Alles Volk in Tiberia war ſehr beſtürzt.

Am ſelben Abende las der Sohn des Rabbi die Haforah: „Ich bin es, der euch tröſtet", und der Rabbi predigte am Sabbat über den Text: „Fürchte nicht einen Menſchen, der ſterblich iſt."

Am andern Tage meldete man, daß der Paſcha krank ſei, und beſinnunglos liege. Am Dienſtag verſchied er, und am Mittwoch kehrte der Vezir nach Acka um, und führte den Leichnam nach Damaskus. Am 7. Ellul, dem Sterbetage des Paſcha's, ſprach der Rabbi ein Dankgebet und ſetzte mit der Gemeinde auch dieſen Tag als ein Freudenfeſt für ſpätere Nachkommen ein.

Ein Schüler des Rabbi Chajim Abulafia, deſſen Geſchlecht in dem ehrwürdigen Chacham Baſchi von Jeruſalem, in deſſen Kindern und Enkeln noch fortblüht, hat ſeinen Lehrer und die Stadt Tiberia beſungen. Ein Sendbote aus Tiberia brachte dieſes und andere Lieder vor dreißig Jahren nach Wien, wo er ſie in einem heiteren Abendkreiſe des Chachams der ſepharediſchen Gemeinde ſang. Der ehrwürdige Herr Ruben Baruch, dem Worte und Melodie gar ſehr gefielen, prägte ſie ſeinem Gedächtniſſe ein. Seiner freundlichen Güte verdanken wir es, daß wir das bisher ungedruckte Lied hier mittheilen können, als eine Probe, wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hebräiſche Sprache in Paläſtina poetiſch geſtaltet wurde. Es iſt ſomit wenigſtens nicht ohne literar-hiſtoriſchen Werth; ſo wie die Muſik nicht ohne Intereſſe, deren richtige Notenſprache der Cantor Herr Julius Sulzer niederzuſchreiben die Güte hatte. Die Anfangsbuchſtaben der Strophen geben den Namen des Dichters: „Ich David bar Aharon ben Chaßid, Chaſak.“

אָוחיל יום יום משחאה
עיני תמיד צופיה
אעברה נא ואראה
אדמת קו"דש טבריה
אדמת קו"דש טבריה אעברה נא ואראה:

נְעימה ישיבתה
גם טובה ראייתה
ים כנרת חומתה
שם העיר הבנויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

שְׁרים בלבותם
נחו על משכבותם
בתוכה קבורתם
כולם בני עליה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דְּרַךְ רַר אחמנן
שם קבור רבי יוחנן
בן זכאי שם יתלונן
יחיד בדורו היה
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

וְבחמשה תלמידים
מחתב נחמדים
צדיקים וחסידים
מונה שבהם היה
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דִּימה האדר לבור סיד
מישה אחת לא ימסיד
ולחברו החסיד
ואחד דחיל הוביא
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

בְּר חכם ועז נבר
כמעין המתגבר
אשרי יולדה על משבר
את בנו של חנניה
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

אַשרי השם רעיוניו
ישים שם לנגד עיניו
רבי חייא ובניו
יהודה וחזקיה
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

הַר גבוה רם ועל
הוקם עליו ממעל
רבי מאיר הוא בעל
אחייא ותמהייא
נא ואראה ארמת קדש טבריה, ארמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ר֫אש ההר יש מצבה
קבר רבי עקיבה
עמו עשרים וארבע
האלף תלמידייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

נ֫קבר בתוך המטמון
הרב משה בר מימון
ומפרש דת המון
ורב כל חכמייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ב֫רם זכור לטובה
הרב מורי הוא רבא
עץ חיים שר הצבא
ממשפחת אבועלפייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

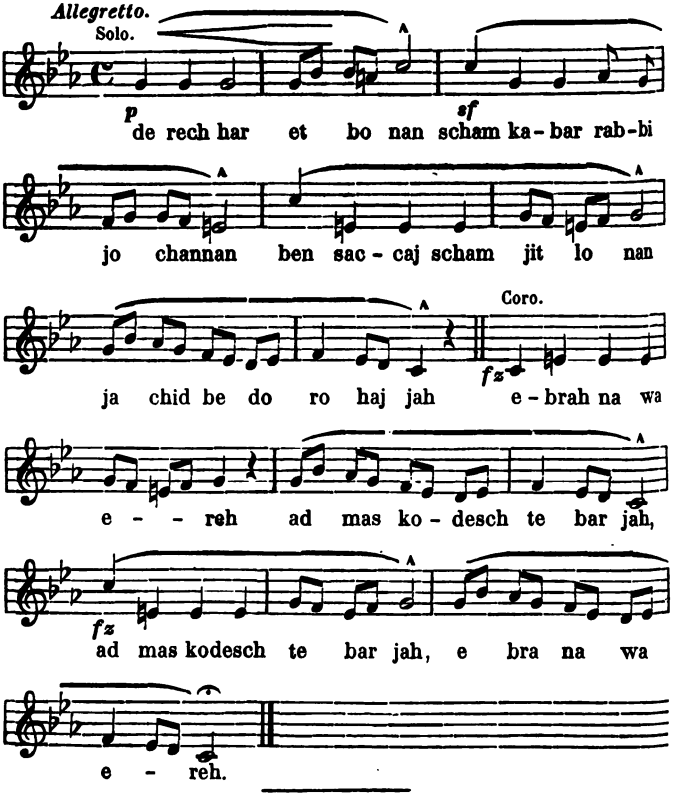
נ֫ור האל בראשו
אליו העם ידרושו
תורה מפיו יבקשו
מצפרא ועד פנייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ח֫סין יה מי כמוהו
איש אלדים קדוש הוא
כהבל רוח פיהו
רשפי אש שלהבת יה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ח֫ידש העיר שכולה
בחומה וקהלה
בית מדרש הוא כלכלה
כל יפיו אשר חיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

זֹרְעוּ לְעוֹלָם יִחְיֶה
כִּכְנִין לְגוֹף יִהְיֶה
בִּרְכַּת הַדְּיוֹט אֵל תִּהְיֶה
קַלָּה וְגַם בְּזוּיָה
אֶעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טַבְרִיָּה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טַבְרִיָּה אֶעְבְּרָה
נָא וְאֶרְאֶה:

קוֹל זִמְרַת שִׁיר רַנְנִי
אִמְרֵי פִי וְהִגְיוֹנִי
יִהְיוּ לְפָנַי אַדְנִי
כְּמוֹ סֶלָה נְקִיָּה
אֶעְבְּרָה נָא וְאֶרְאֶה אַדְמַת קֹדֶשׁ טַבְרִיָּה, אַדְמַת קֹדֶשׁ טַבְרִיָּה אֶעְבְּרָה
נָא וְאֶרְאֶה:



Nach Nazaret.

Die Mütter. — Ein Kollege. — Einſamkeit. — Kana. — Drei Religionen.

Ich beſtimmte unſern Aufbruch auf drei Uhr Morgens, um vor der Mittagsglut in Nazaret einzutreffen.

Ich badete noch einmal im See, es war mitternächtige Ruhe über den leiſe rauſchenden Wellen und über den Bergen. Es wehte uns kühl und erfriſchend an. Nur Herr Weismann ſtörte mich mit ſeinen ununterbrochenen Reden. Er wollte durchaus, daß ich noch einen Tag bleibe, um mich an den Eintritt des Jordans in den See und an ſeinen Austritt zu rudern und mich in eine Schlucht zu führen, wo die „Anoſchim“ und die „Imahot“ begraben liegen.

„Die Mütter; 's klingt ſo wunderlich!“

In dieſer Schlucht, berichtete er, ruhen Abigail, die Königin Eſther, die dem Patriarchen zugeführten Sklavinnen Bilha und Silpa und Zipora, die Gattin des Profeten. Dann wollte er mich nach dem nahen Chetien zu den Gräbern Jetro's und der Profetenmutter Jochebed bringen und an eine Höhle, wo der Kaiſer Antonius und der Rabbi Hakadoſch heimliche Zuſammenkünfte hatten und filoſofiſche Geſpräche führten.

Es iſt ein Legenden zeugender Boden, dieſes Galiläa, ſie ſpielen fort und fort, wie geheimnißvolle Zwieſprache zwiſchen Wind und Wellen, um die Fantaſie Desjenigen, der ihnen gerne lauſchen mag.

Die Pferde waren geſattelt, ein Frühſtück aus Kaffee und polniſch gebranntem Branntwein und Mundvorrath für einige Tage bereit. Als ich Herrn Weismann um die Rechnung erſuchte, ſagte er: „Werde ich von einem Kollegen etwas annehmen?“ Er ſagte dies ſo herzlich, als beſtimmt und ich freute mich, als er einige antike, auf Tiberia geprägte Silbermünzen, die er mir Tags zuvor gezeigt hatte, mir auf meine Bitte überließ und das Doppelte des Werthes annahm.

Wir ritten einen Berg hinan, deſſen Spitze wir nach einer halben Stunde erreichten. Vor uns that ſich eine weite Bergebene auf; der See, nach dem wir noch einmal zurück blickten, war bald verſchwunden und es begann allmälig Tag zu werden. Ein Mann, der zwei beladene Eſel trieb, ſchloß ſich uns an. Es ſtreckten ſich links und rechts abgemähte Getreidefelder aus, und ganze Flächen waren mit dem weißen Flaum von Diſteln bedeckt, es ſah aus der Ferne aus, als ob Schnee läge. Der Tabor erhob in blauer Ferne ſein Haupt. Ueber uns ſangen Lerchen fröhlich und da ihr Lied und der Ton derſelbe iſt, wie in der Heimat, ſangen ſie mir Erinnerungen von dort in die Seele und wiegten mich eine Weile in angenehme Täuſchung, bis Hadſchi Achmed aus dem Lande Mizraim einen ſchreienden arabiſchen Geſang anhob, von dem er nicht abließ, bis wir Nazaret erreicht hatten, einen halben Tag lang.

Nach zwei Stunden kam uns ein Zug von acht Eſeln, von zwei Männern getrieben, aus dem Dorfe Lubieh entgegen, das zu unſerer Linken auf einer mit Feigen- und Olivenbäumen bewachſenen Anhöhe lag. Dieſer Anhöhe gegenüber, ebenſo grün bepflanzt, liegt eine zweite, aber ohne Häuſer; zwiſchen durch führt unſer Weg und iſt von Kaktus eingeſäumt. Eine Heerde Ochſen und Kühe weidete vor dem Dorfe, in welchem wir keinen Menſchen erblickten, es ſchien wie ausgeſtorben.

Unſer Ritt wurde immer einſamer und trauriger. Kahle Berge umſchloſſen bald ſchmale Thäler, bald größere Flächen, auf denen weiße Steine von bedeutendem Umfange flach hingeſäet lagen. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, eine Erſchei-

nung, die ich seit Monaten nicht gesehen hatte und mir nach den glanzvollen Tagen die Landschaft noch trauriger erscheinen ließ. Es wehte ein sanfter Windhauch und wir hatten an diesem Tage wenig von der Hitze zu leiden.

Mitten in dieser Steinwelt halten wir; ein flacher Block ist unser Tisch, um den wir uns lagern, um ein kleines Mahl einzunehmen. Drei Weiber, die zwei beladene Kameele führen, ziehen an uns vorüber.

Wir brechen wieder auf und gehen weiter durch die traurigen Einsamkeiten, durch Felsen und Felsen, die heiß und strauchlos emporragen, durch Thäler, deren Saaten zu Tage liegen und jene weißen Steine sind, von denen wir gesprochen haben. Waren diese Thäler, diese Berge zu irgend welchen Zeiten grün und fruchtbar? Liegen sie seit Urzeiten so? Wir haben absichtlich die uns Begegnenden verzeichnet, um an ihrer so sehr geringen Zahl merken zu lassen, wie entvölkert diese Gegenden sind.

Ein unheimliches Gefühl legt sich an die Seele, es ergreift sie wie Weltverlassenheit und sie möchte, wie ein Vogel aus der Glasglocke hinaus, in der man ihm die Luft ausgepumpt hat.

Ich empfand zum ersten Male im Leben hier, welch ein erhabenes Grauen die Einsamkeit hat.

Nach mehreren Stunden langten wir an einem elenden Dorfe, Kefr Kenna, an, das den Pilgern als jenes Kana genannt wird, wo Jesus bei einer Hochzeit den Gästen das Wasser in Wein verwandelte, welche heiter schöne Gastlichkeit als sein erstes Wunder bezeichnet wurde. Neuere scharfsinnige Forschung hat den Beweis geführt, daß Kefr Kenna, wie schon der Name zeigt, nicht Kana sei, wo die Hochzeit statt fand, sondern Kana el Jelil, welches im Norden der Ebene el Butt, auf drei Stunden von Kefr Kenna entfernt, liegt. Wirklich wird auch Kana el Jelil in älteren Werken immer als das neutestamentarische Kana bezeichnet. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurde trotz des abweichenden Namens Kefr Kenna von den Mönchen substituirt, weil dieses eben den Pilgern bequem am Wege lag. Hier zeigen sie

das Haus, eigentlich einen wüſten Steinhaufen und auch die irdenen Krüge, in denen ſich das Wunder begeben haben ſoll.

Hinter dem Dorfe, durch das wir hinab reiten, iſt eine große Waſſertränke, in deren Nähe einige Gärten von hohen Kaktuswänden eingefaßt ſind. Frauen und Mädchen in weiten blauen Wollgewändern, mit einem roten Schleier, der vom Haupte rückwärts bis an die Knöchel fällt, die Stirn mit einer Binde, an die Silbermünzen gereiht ſind, umwunden, tragen irdene Waſſerkrüge auf dem Haupte, die ſie mit der Hand feſt halten. An den ſchön geformten Armen funkeln breite Ringe. Sie verſchleiern ſich nicht bei unſerem Nahen, aber unſeren Gruß erwiedern ſie durch Lachen unter einander.

Matthia bemerkte: „Im Morgenlande ſind die Weiber keine ſolche Höflichkeit gewöhnt.“

Wir tranken von der friſchen Quelle und zogen wieder weiter, ſteinigte Berge empor, in deren Einſchnitt wir zur Rechten das kleine Dorf Renie an einem Berge hängen ſahen. Der Weg, der fort und fort über Steingerölle, über kahlen Grund und natürliche Felſentreppen führt, mahnte mich an die gefährlichen Ritte im Libanon.

Wir ſaßen ſchon nahe an ſechs Stunden im Sattel, wir mußten Nazaret nahe ſein und immer, wenn wir eine Höhe emporritten, meinte ich es ſehen zu müſſen und immer lag eine neue vor uns.

Hadſchi Achmed aus Mizraim, der ſeit Tiberia immer ſein ſchreiendes Singen hinter uns vernehmen ließ, ſprengte jetzt plötzlich an uns vorüber und die Anhöhe hinan; ſo daß wir eine gute Strecke hinter ihm zurück blieben. Er hatte dergleichen auf unſerer ganzen Reiſe noch nicht gethan und war immer theils zum Schutze, theils aus Ehrerbietigkeit hinter uns geblieben. Matthia, der fort und fort gegen den Mann wegen ſeiner Unreinlichkeit unwillig war, bemerkte: „Iſt der Teufel in das Schwein gefahren?“

Hadſchi Achmed aus Mizraim aber hatte einen ſchönen Gedanken, der ihn die Felſen hinan jagte. Er hielt auf der

Spitze, zog ſeinen krummen Säbel, mit dem er vor ſich hinzeigte und im Sattel zurückgewendet, rief er uns zu: „En Naſirah!“

Als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, lag ein Thalkeſſel vor uns aufgethan. Eine Anhöhe herab lag Nazaret, ein ſyriſches Dorf, das ſteinern zwiſchen grünen Bäumen liegt, aus denen die Kuppel einer Moſchee, eine einzige Palme und das kaſtellartige Kloſter emporragt.

Achmed der Mohammedaner, der Jeſum ebenfalls als Profeten anerkennt, ſtieg vom Pferde und blieb, es am Zügel haltend, ſtehen.

Matthia der arabiſche Katholik, kniete nieder und verrichtete ſein Gebet.

Ich blieb betrachtend im Sattel und dachte an die Worte Nathanaels im neuen Teſtamente: „Was kann von Nazaret Gutes kommen?“ Von ihm aber ſagte Jeſus: „Siehe, ein rechter Israelite, an welchem kein Falſch iſt.“

Achmed beſtieg wieder das Pferd, Matthia führte das ſeine am Zügel hinter ſich. Nach einer Viertelſtunde waren wir an dem Brunnen der Jungfrau angelangt. Eine Negerin in weitem roten Beinkleid, darüber einen kurzen blauen Rock, einen weißen Turban um das Haupt, ſchöpfte Waſſer.

Im Kloſter.

Monument für Dr. Bayer. — Gaſtfreundſchaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einſtürzende Mauer.

Dem Kloſter gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet ſich das neue Pilgerhaus, ein ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Saale und vielen lichten, ſehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichſter Weiſe Fra Angelino Coſta aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Eſſigwaſſer mit Obſtſaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen ſollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präſidente in Jeruſalem zu überbringen hatte, nach Mittag in ſeiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war ſehr erfreut, zu hören, daß ich ſeine „ſtolze" Vaterſtadt kenne, den Geburtsort zweier unſterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greiſe Mann immer wieder von der „La ſuperba Genova" zu ſprechen an, die er nicht wieder zu ſehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand ſeit dem Kloſter auf dem Karmel keine ſo treffliche Lagerſtätte, keine ſo anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Inſektengeiſter nicht fern blieben, doch ließen ſie ſich durch Florvorhänge und eingeſtreutes magiſches Pulver aus Perſien wenigſtens etwas fern halten.

Ich ging nach der gepflogenen Raſt ins Kloſter. Ein groſſes eiſernes Thor wurde auf wiederholtes Pochen aufgethan. Innerhalb deſſelben zur Linken und zur Rechten liegt der Friedhof für die Mönche und für die Gemeinde. Eine Bogenhalle durch war ich in einem groſſen viereckigen mit breiten Flieſen gepflaſterten Raum angelangt, in welchem ſich ein Brunnen befindet. Eine Vorhalle in einer Ecke dieſes Hofes nahm mich auf und brachte mich eine ſteinerne Treppe empor in breite ſchattige Gänge, aus denen Thüren zu den einzelnen Zellen der Mönche führen. Das Innere des Kloſters unterſcheidet ſich kaum von dem, wie man es im Abendlande häufig ſieht.

Der Guardian Angelo Veneziani di Caprarota, eine ſtattliche Geſtalt mit auffallend langem ſchwarzen Barte, empfing mich auf das freundlichſte. Ich überreichte ihm den Brief, den er mit aufmerkſamer Theilnahme las. Ich muß bemerken, daß in demſelben ausdrücklich mein Glaubensbekenntniß bezeichnet war, um die mir fort und fort erwieſene Gaſtlichkeit und wahrhaft liebenswürdige Toleranz noch mehr hervorzuheben.

Meine Aufgabe in Nazaret war eigentümlicher Art.

Als der Herzog Max in Bayern Paläſtina bereiſte, ſtarb ſein Leibarzt Dr. Bayer in Nazaret an der Peſt. Der liebenswürdige Fürſt wollte ſeinem ärztlichen Freunde ein Grabmonument ſetzen laſſen. König Ludwig ſoll geäußert haben, daß in Nazaret keinem Menſchen ein Monument zieme, auch würde ein ſolches im Morgenlande, mehr als überall der baldigen Zerſtörung ausgeſetzt ſein. All dies theilte mir der Leibarzt des Königs von Griechenland, Herr Hofrat Röſer mit, und erſuchte mich wegen eines anderen, lebendig wirkenden Denkmales Erkundigungen im Kloſter zu Nazaret einzuziehen. Er hatte den praktiſchen Gedanken, daß das Kapital für ein, wie es groſsherzig gedacht war, ſchönes Monument beſſer angewendet wäre, wenn es angelegt und die Zinſen zum Gehalte eines europäiſchen tüchtig gebildeten Arztes beſtimmt würden, der ſich entſchlöſſe, in Nazaret ſeinen Aufenthalt zu nehmen, um für dieſes und für die in einem weiten

Kreiſe ohne Arzt lebenden Bevölkerungen ein heil- und ſegensvolles Wirken zu entfalten.

Der Guardian wie ſchon der ehrwürdige Padre Präſidente in Jeruſalem, nahm den Gedanken in dieſem Sinne lebhaft auf und die Wohlthat erkennend, verſprach er, unter Zuſtimmung des Padre Präſidente in Jeruſalem, an der er nach dem mir mitgegebenen Schreiben nicht zweifeln könne, die dankbarſte Unterſtützung. Der Arzt könnte in der Caſa nuova wohnen und ſpeiſen, bis er ſein Haus eingerichtet haben würde und mit einem Gehalte von 6, höchſtens 800 Silbergulden jährlich mit einem Diener gut auskommen.

Ich berichtete ſeiner Zeit an Herrn Hofrat Röſer nach Athen.

Der Guardian führte mich zum Friedhofe, an dem ich zwiſchen dem Thore des Vorhofes und dem Kloſter vorüber gekommen war, um mir das Grab des „Märtirers“ Dr. Bayer zu zeigen, denn er hatte ſich im Dienſte der Wiſſenſchaft unter den Peſtkranken zu ſehr preisgegeben.

Wir traten in einen viereckigen von Mauern umgebenen Raum, in deſſen Mitte eine kurze ſteinerne Säule, der ein eiſernes Kreuz eingepflanzt iſt, aufragt. Kein Grab iſt durch einen Stein, durch ein Kreuz aus Eiſen oder Holz, durch einen Baum, oder eine Blume bezeichnet. Wer es nicht wüßte, daß er ſich auf einem Friedhofe befindet, er würde auch durch keinen Grabhügel daran gemahnt, denn die Gräber ſind flach verſchüttet. Dürres Kräuterwerk lag verworren über allen Gräbern; nur das des Dr. Bayer, wenn man eintritt, links an der Mauer, iſt etwas erhöht und mit einer Diſtel bepflanzt.

Es iſt ein Boden hier, auf dem die Dornenkronen ſprießen.

Gegenüber dieſem Raume führt eine Pforte zu einem völlig gleichen Raume, in deſſen Mitte ſich eine Palme — die einzige in Nazaret — erhebt und den Todten Frieden zuweht. Eine Laube aus Weinranken auf viereckig gemauerten niederen Säulen ruhend, iſt der Eingang zur Gruft und die Oberfläche des ebenen Platzes iſt mit Tabak bepflanzt. Der Guardian ſagte:

„Pulvis et umbra sumus!“ Ich erwiederte ihm, in Anſpielung auf den Tabak: „Fumus reverendissime Domine!“

Schönere Symbole ſah ich noch auf keinem Gottesacker, als auf dem zu Nazaret: Rauſch, Rauch und Ruhe!

Fra Angelino holte mich zum Mittagstiſche in die Caſa nuova ab, wo in dem Saale für mich allein gedeckt war. Als ich ihm bemerkte, daß ich meinen Proviant mitführe, erwiederte er: „Wenn es dir ein Geſetz iſt, von unſern Speiſen nicht zu eſſen; ſo iſt es uns eines, dir ſie vorzuſetzen und die fromme Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu erfüllen.“ Und ſo wurde, während der drei Tage, die ich im Kloſter verlebte, jedesmal ein reichliches Mahl für mich auf und wieder abgetragen.

Nachdem ich ſchwarzen Kaffee genommen, machte mir der Guardian in Begleitung des Padre Wenzeslaus Kichel aus Stams in Tirol und des Fra Joachimo aus Valencia in Spanien ſeinen Gegenbeſuch und lud mich ein, die heiligen Orte zu beſuchen. Ich habe ſie alle betreten und erhielt von den mich begleitenden Herren die ausführlichſten Nachrichten über ihre Heiligthümer. Dieſe Orte ſind tauſendmal beſchrieben, ich werde ihre Beſchreibung nicht wiederholen und nur einiger Kunſtwerke erwähnen, weil ich in vielen Büchern über Nazaret kaum etwas über dieſelben fand. Vor allem fiel mir ein ſchön gemaltes Bild, die Empfängniß Maria's darſtellend, von Antonia Darallo auf und ein ſchwarzer Chriſtus von edelſter kaukaſiſcher Geſichtsbildung. „Leider nur eine Copie“ bemerkte der Guardian „das Original ſoll der von Reiſenden viel geprieſene Conſul Catafago ſich vor Jahren angeeignet haben.“ Einen äußerſt ſchönen Eindruck wecken die Tapeten, welche die Wände der Kirche bekleiden. Keine Raphaeliſchen Kunſtwerke, wie ich ſie im Vatikane ſah, erfreuen ſie hier faſt mehr das Auge als jene in Rom, wo es von tauſenden umgebenden Kunſtwerken entzückt wird. Was in der Wüſte die Oaſe,

waren dieſe Werke einer edlen künſtleriſchen Arbeit für mich in Nazaret, der ich ſo lange nichts ſah, was mich an die malende Kunſt erinnert hatte. Auf den Tapeten ſind nach ſtrengen Zeichnungen und künſtleriſch angeordneten Gruppen die Verheiratung Joſefs und Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Kindes, und die Anbetung der drei Könige in lebhaften Farben geſtickt und genug ausdrucksvoll ausgeführt.

Es war Abend geworden, und wir ſtatteten bei einem reichen Chriſten Herrn Alois Chalil einen Beſuch ab, um ſein eben vollendetes neues Haus zu ſehen, das im arabiſchen Style aufgeführt, wohnlich und prächtig genug ſich darſtellte. Es wurde jedem von uns vom Hausherrn ein ſchöner Blumenſtrauß gereicht, während die Diener des Hauſes den unvermeidlichen Tſchibuk und Kaffee brachten.

Das Geſpräch drehte ſich um die Mauer der Kapelle, in welcher der niedere große Stein verehrt wird, auf dem Jeſus mit ſeinen Freunden geſpeiſt haben ſoll. Die Mauer drohte einzuſtürzen und Herr Chalil ſtellte dieſen Sturz in ſehr nahe Ausſicht. Die Herren beklagten das gar ſehr, trauten ſich aber nicht den Antrag des Herrn Chalil anzunehmen, die Mauer auf ſeine Koſten herſtellen zu laſſen, bis ſie nicht die Erlaubniß hiezu erhalten hätten. „Die Mauer fragt aber nicht um Erlaubniß“ bemerkte Herr Chalil „und ſtürzt ein.“ Die Mönche erwiederten: „Leider!“ Wir empfahlen uns, nachdem es ganz dunkel zu werden anfing. Ich erhielt noch an demſelben Abende eine ungewöhnlich große Melone von Herrn Chalil zugeſendet.

Der Tabor.

Vegetazion. — Eber. — Legende der Verklärung. — Hiſtoriſches. — Mönche als Berichterſtatter.

Ich wurde am 14. Juli des Morgens um drei Uhr vom Pater Wenzeslaus, deſſen Begleitung ich mir vom Guardian erbeten hatte, geweckt. Die dem Kloſter angehörigen Maulthiere, ſtanden für uns geſattelt, ein Diener und Matthia folgten uns zu Pferde.

Um ¼4 Uhr ritten wir von der Pforte der Caſa nuova ab, den Abhang hinunter und waren nach einer Viertelſtunde die ihm entgegengeſetzten Hügel hinauf gelangt. Ueber eine Vergebene fort, die zur Rechten in das Thal Esdraelom ſich abflacht, kamen wir in ein Wady, das von vielen Krüppeleichen, eigentlich nur von Buſchwerk mit Eichenblättern bewachſen war. Den Tabor hatten wir ununterbrochen als eine koloſſale Kugel vor uns, deren unteres Ende von kleinen Vorhügeln umgeben, unſichtbar war. Wir ritten über dieſe und befanden uns nach zwei Stunden am Fuße des Berges. Zur Rechten hinaus, nicht fern liegt das Dorf Deburieh, welches für das altteſtamentariſche Dabrat im Stammesantheile Iſaſchars gehalten wird. Auf einem nach ſyriſcher Anſchauung guten Reitwege gelangten wir durch einen Eichenwald, der aus Quercus angilops und Ilex beſteht, mit dem der ganze Berg bewachſen iſt, in einer halben Stunde auf den Gipfel. Ich ſchnitt ſpäter einige Aeſte ab, die mir zu Stäben beſonders geeignet ſchienen. Da und dort grünte ein Butumbaum zwiſchen den Eichen.

Die Vegetaion ſproßt aus Kalkſtein empor, aus dem der ganze Berg, den die Araber Jebel et-Tur nennen, beſteht.

Der Gipfel des Berges iſt abgeflacht und hat in der Mitte eine baumloſe Einſenkung. Den Umkreis des Gipfels, der zerſtörte von Gras und Bäumen überwachſene Fundamente von Mauern zeigt, umritten wir in einer halben Stunde ohne einen der Eber anſichtig zu werden, die ſich auf dem Berge aufhalten. Wir hielten an einem Hauſe, das mehr der Behauſung eines Eremiten gleich ſah, wo ein griechiſcher Pope unſere Thiere zu füttern übernahm und uns friſches Waſſer aus einer Ziſterne brachte. Es befinden ſich deren mehrere auf der Höhe, erzählte er uns, doch ſei nur Eine gut erhalten.

Nachdem wir ausgeruht hatten, fingen wir auf der Anhöhe zu wandern an. Wir ſchritten durch ein Chaos von Ruinen zwiſchen zerſtörten Feſtungswerken, eingeſtürzten Hallen, zerbrochenen Bogen, in den Felſen hinab gemauerten Kellern, einzeln hingeſchleuderten Quaderſtücken und unverſtändlichen Steinblöcken. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el-Hawa, Thor des Windes genannt, ragt noch aufrecht. Alle Jahrhunderte hindurch haben die Juden, die Römer, die Kreuzfahrer und die Sarazenen hier gebaut und befeſtigt, und die Zeit hat die Werke Aller zerſtört.

Mitten unter dieſen Ruinen gelangt man in einen Keller, in welchem ein Altar aufgerichtet iſt, aus dieſem führt es in ein zweites Gewölbe, mit drei kleineren Altarniſchen. Jedes Jahr einmal kommen die Mönche des Kloſters in Nazaret herauf, um die auf den Berg Tabor verſetzte Verklärung zu feiern. Die griechiſchen Chriſten begehen an einer andern Stelle unter den Ruinen einer Kirche das Feſt der Mutter Jeſus. Nirgend wird von den Evangeliſten des Berges Tabor gedacht und erſt im vierten Jahrhunderte taucht von dieſem Berge die Legende auf, die vielmehr auf einen Berg am galiläiſchen Meere zu verſetzen iſt. Auf dem Tabor befand ſich zur Zeit als das Wunder auf ihm hätte geſchehen können, eine befeſtigte Stadt.

Die Ausſicht vom Tabor iſt eine die Phantaſie prächtig anregende. Wir überblickten die ungeheure Ebene Esdraelom vom

Kiſon, dem Bach der Vorwelt durchfloſſen, bis zum Gebirge Karmel, an deſſen Fuß die See brandet. Wir ſahen die Gebirge um Safed ſchneeüberglänzt vom Jebel esh-Scheikh, und den von den Mönchen genannten Berg der Seligkeiten mit zwei Spitzen, den die Araber die Hörner von Hattin nennen. An ſeiner Abſenkung tief funkelt das galiläiſche Meer im Sonnenglanze. Jenſeit des Jordans ragen die Berge Baſan und Gilead empor. Näher ſehen wir den Berg Gilboa und das Dörfchen Endor. Der mächtige König Saul und die Hexe tauchen vor unſerer Phantaſie auf. Deutlich und beſtimmt zeigt ſich die Waſſerſcheide, der nach dem Jordan und nach dem mittelländiſchen Meere ſich abſtürzenden Gewäſſer.

Welche Erinnerungen verklären dieſe Berge, dieſe Ebene!

Vom Tabor ſtieg Debora und Barak mit 10,000 Kriegern und ſchlugen den Siſſera, der 900 eiſerne Wagen hatte, und deſſen erſchlagenes Heer der Kiſon fortwälzte. In dieſer Ebene ſchlug Ahab mit dem Volke der Israeliten das ſyriſche Heer; hier fiel Joſias im Kampfe gegen den König von Egypten.

Die Kämpfe der Römer und die gänzliche Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin berührend, denken wir nur der Vertheidigung Klebers mit 1500 Mann gegen 25,000 türkiſche Soldaten. Er kämpfte vom Sonnenaufgang bis Mittag und glaubte unterliegen zu müſſen. Da rückte Napoleon mit nur 600 Mann heran, bei deren Anblick die Türken, eine Armee im Anzuge meinend, die Flucht ergriffen und zu Tauſenden erlagen. Es war dies beim Dorfe Fuleh.

Wir kehrten zu unſerer Lagerſtelle zurück, wo uns ein Frühſtück, das der gaſtfreundliche Guardian für uns beſorgen und heraufbringen ließ, erquickte.

Mein freundlicher Landmann und Begleiter erzählte mir Manches von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Paläſtina's was man nicht in Büchern zu leſen pflegt, weil es nur dem aufmerkſam Beobachtenden ſich erſt nach Jahren zu offenbaren und klar zu werden pflegt. Namentlich ſind es die Prieſter, die durch die ihnen obliegende Seelſorge, alle Zuſtände und Verhältniſſe

des innerſten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Beſitze der genaueſten Kenntniſſe ſind. Niemand kennt Paläſtina und Syrien beſſer, als die Franziskaner, die ſeit Jahrhunderten, die von den fränkiſchen Königen zurückgelaſſenen tapfern Poſten ſind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht geſtattet iſt, oder ob ſich wirklich ſeit ſo langer Zeit kein begabter Geiſt unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die erſten und oft beſten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Miſſionären faſt ausſchließlich überlaſſen, Berichte zu ſchreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen ſelten die Kenntniß der arabiſchen Sprache mit und müſſen die erſten Jahre ihrer Anweſenheit zur Erlernung derſelben fleißig verwenden. Geographiſche und hiſtoriſche Kenntniſſe, botaniſches und geographiſches Wiſſen ſind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demutvolle Ausdauer mitten unter politiſchen Bedrängniſſen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Peſt. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieſer Mönche iſt, ſo iſt doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloſter wenigſtens ein Mönch iſt, der geeignet wäre die Naturgeſchichte, die Volkskunde, die Alterthumswiſſenſchaft, die Kenntniß des ſocialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbſt der Arzt des Kloſters in Nazaret, und es befindet ſich im Umkreiſe von zehn Stunden kein anderer, iſt ein Autodidakt.

Intereſſant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach ſeiner Ueberzeugung nicht ſelten Scheintodte beerdigt werden. Er ſelbſt ließ einmal auf ein Kind, das ſchon im Grabe lag, nicht die Schollen ſchütten, weil es ihm ſchien, daß es noch lebe. Es erholte ſich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloſter zurückgekehrt zu ſein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

ten ſie erſt am Fuße deſſelben. Mit uns gingen einige Män-
die heraufgekommen waren, um ihre Eſel mit Holz zu be-
. Nach einer Stunde erreichten wir eine Ziſterne, wo eben
Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sat-
pf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er ſtieg
Pferde und ſenkte an einem Stricke einen kleinen ledernen
uch in die Ziſterne und reichte uns den rinnenden mit lau
lettig ſchmeckendem Waſſer.
Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Caſa
l.

Im Kloſter.

Monument für Dr. Bayer. — Gaſtfreundſchaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einſtürzende Mauer.

Dem Kloſter gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet ſich das neue Pilgerhaus, ein ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Saale und vielen lichten, ſehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichſter Weiſe Fra Angelino Coſta aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Eſſigwaſſer mit Obſtſaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen ſollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präſidente in Jeruſalem zu überbringen hatte, nach Mittag in ſeiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war ſehr erfreut, zu hören, daß ich ſeine „ſtolze" Vaterſtadt kenne, den Geburtsort zweier unſterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greiſe Mann immer wieder von der „La ſuperba Genova" zu ſprechen an, die er nicht wieder zu ſehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand ſeit dem Kloſter auf dem Karmel keine ſo treffliche Lagerſtätte, keine ſo anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Inſektengeiſter nicht fern blieben, doch ließen ſie ſich durch Florvorhänge und eingeſtreutes magiſches Pulver aus Perſien wenigſtens etwas fern halten.

ſehen und erforſchend zu betrachten. Ich ruhte jetzt an der Quelle eines ſolchen Stromes, der über die ganze Erde ſeine gewaltigen Wogen ausgoß.

Auf dem Sinai und in Golgata und wo ſonſt auf den Höhen und in den Tiefen eine Weltreligion ihren Anfang genommen hat, wird den Pilger ein erhabenes Grauen, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergreifen und ihn andächtig ſtimmen. Alle Stellen der Erde ſind heilig, wo ein Licht erglommen, das zur Leuchte für die Welt geworden iſt.

Darf der Menſch es wagen, zu glauben, daß der ewige Wille ſchon abgeſchloſſen und ein in ſich ewig ruhender iſt? Zu welcher Stätte wird die Menſchheit in kommenden Jahrtauſenden wallfahrten? Keine Fantaſie kann die Zukunft ſchauen, aber ſie kann künftige Zeiten überflügeln und ſich als Bürgerin jetzt noch ungeahnter Nachwelten erklären.

Knaben und Mädchen zogen an mir vorüber zur Kirche, denn es war das Zeichen zum Gebete gegeben worden. Ich betrachtete ſie mit Ehrfurcht und Achtung, wie jede Zukunft, wenn auch der Gedanke nicht auftauchte, daß eines von dieſen Kindern wieder ein Weltſchickſal zu entſcheiden berufen ſei. Es trägt der Boden, wo ein großer Menſch geboren worden iſt, nicht einen zweiten, wie ein großkronenhafter Baum aus dem Boden, in dem er wächſt, alle Kräfte zieht und nichts übrigläßt, um einen ebenbürtigen hervorſprießen zu machen.

Aber all meine Fantaſien waren von den Erſcheinungen und Geſtalten des Chriſtenthums während meines Aufenthaltes in Nazaret in Anſpruch genommen, und die Eindrücke, die ich in früheſter Jugend durch Umgang und in der Schule empfangen hatte, tauchten wieder lebendig in mir empor, und ich konnte die pſychologiſch berechnende Vorſicht der Rabbinen begreifen, die es von Uebel halten, wenn jüdiſche Kinder chriſtliche Schulen beſuchen, oder wenn die franzöſiſchen Biſchöfe das Leſen der griechiſchen Klaſſiker in der Schule für gefährlich erklären. Verbieten doch auch Regierungen gewiſſe Lieder und Melodieen, die, in der Jugend vernommen, die Völker empöreriſch machen können, wenn ſie erklingen.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

der Typus der Menſchengeſtalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Abſicht beſſer paſſen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die chriſtliche Kunſt ſo ſehr den griechiſch ſchönen Einfluß ſpiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidniſch iſt. Nie ſah ich ſchönere Modelle zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moſes' im Nil, die wir von einem franzöſiſchen Meiſter vor einigen Jahren in Wien ſahen, iſt die lebendigſte Illuſtration zu Dem, was wir hier ausgeſprochen haben. Horace Vernet hat ſeine ſchönſten Triumfe ſeinen Reiſen im Oriente zu danken, wiewohl er, was ſeine Geſtalten der Bibel betrifft, denn doch zu franzöſiſch frivol iſt.

Ich fand die Frauen von Nazaret ſehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Paläſtina, noch weniger in Syrien aufgefallen iſt. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichſam angehört und ſie verbindet. Antoninus Martyr im ſechsten Jahrhundert beſchreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reiſende thaten, ohne es, wie er, dem Einfluſſe Maria's zuzuſchreiben.

Nazaret war bis zu Kaiſer Konſtantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet ſich unter den dreitauſend Einwohnern, davon tauſend Mohammedaner ſind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigſtens türkiſcher Seits kein fanatiſches Hinderniß fänden, ſich daſelbſt anzuſiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt iſt, keine hiſtoriſche oder religiöſe Anziehungskraft für ſie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen ſeinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren ſchon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich ſtehen und ſah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an ſeinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Waſſer trank, das ihm ſein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitſtätte gebracht hatte.

Fra Joachimo.

Fieber und Peſt. — Geſchenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Kloſterruinen. — Vom Wiederſehen.

Als ich in die Caſa nuova zurückkehrte, ſagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo ſchon zweimal beſucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr ſogleich zu melden.

Fra Joachimo iſt in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er ſieben Jahre blieb. Von ſeinem Oberen nach Jeruſalem geſendet, lebt er daſelbſt fünfzehn Jahre und weilt nun ebenſo lange in Nazaret. Er iſt jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, ſchlank und jugendlich aufrecht; ſein Profil iſt edel und ausdrucksvoll geſchnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar ſchwarz, der Bart grau.

Von beſonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Kloſterbibliotheken Spärliches über daſſelbe enthielten, beobachtete aufmerkſam, wenn ſeine Brüder erkrankten, und um dies beſſer zu können, pflegte er ſie und ließ ſich gern ſelbſt zu untergeordneten Dienſten in der Apotheke verwenden.

Die auf dieſe Weiſe erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten verſuchen, und allmälig hatte er ſoviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreiſen aufgeſucht wird.

Auf Veranlaſſung des Hofrat Dr. Röſer wurde er zum Mitgliede der k. griechiſchen Geſellſchaft der Aerzte in Athen erwählt,

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu besuchen. „Ich beginne," sagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Wasser aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil sie natürliche Heilmethode ist. Ist sie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret so wenig Wasser, denn wenn diese Quelle im Hochsommer versiegt, müssen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Wasser zu holen."

Wo wir gingen, blieben die Menschen stehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun," sagte Fra Joachimo mir, „sind Christen; aber nicht blos Katholiken, sondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen sind die zahlreichsten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen sich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römischkatholische sind nur siebenundsechzig, griechischkatholische zweiundsechzig. Die geringste Bevölkerung bilden vierzig maronitische Familien. Es herrscht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwischen den Christen und Mohammedanern ist fast größer noch als die unter den Christen. Gott liebt alle Menschen gleich."

Zuweilen blieben auf unserm Gange eine Frau oder ein Mann stehen und streckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaste, ohne ein Wort über ihr Leiden zu sagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetischen Rath oder schickte den Kranken in sein Haus und versprach, ihn zu besuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuser, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthschaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall fast waren die Fenster ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkischen Häusern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgestell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polstern, die auf den gestampften Lehmboden oder auf platten Fliesen gelegt waren. Die mohammedanischen Frauen verhüllten sich, wenn wir eintraten, doch ließen sie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder spielten in der

Stube meiſt ganz nackt umher. Die Meiſten, die wir beſuchten, litten am kalten Fieber. „Dieſes Volk“, bemerkte Fra Joachimo, „kann ſich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil ſie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn ſie ſo viel von den Melonen eſſen, feinſt zerriebenen Tabak auf dieſelben zu ſtreuen.“

Am traurigſten ſprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Prieſter in dieſer heiligen Stadt am meiſten anwidert; wiewohl ſie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachläſſigung, ſelten ſecundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo ſtand wiederholt unter Peſtkranken; er hält die Peſt für nicht anſteckend durch Berührung und behandelt ſie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche ſtarben faſt alle, dann genaſen immer mehr, trotzdem die Symptome dieſelben ſind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich verſuchte auch die Peſt hydropatiſch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei ſtarben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen.“

Wir beſchloſſen unſere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte ſchon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klaſſiſchen Werken faſt nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhafteſten Intereſſe um die im Abendlande üblichen Heilarten verſchiedener Krankheiten und notirte fleißig in ſein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich“, äußerte er, „wenn der ſchöne, menſchenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein ſtudirter Arzt in Nazaret ſich anſiedelte.“ Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte.“ Wir kehrten hierauf ins Kloſter zurück, wo vor der Apotheke ſchon eine beträchtliche Anzahl von Menſchen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für ſich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum ſeine Geſchäfte abgethan, ſo ſandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obſtabguß und kam bald ſelbſt, um mir ſeinen Tſchibuk mit einer ſchönen, grüngläſernen Spitze zu verehren. „Er iſt gefüllt mit Tabak“, bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächſt. Ich werde mein ſchönes Vaterland nicht wiederſehen. Wie iſt es ſchön, mein Vaterland!“

Er erzählte mir Manches aus ſeinem Kloſterleben, in einer eigenthümlich aus ſpaniſchen und italieniſchen Redensarten und Endungen zuſammengeſetzten Sprache. Immer mehr lernte ich ſein edles, frommes Gemüt, ſein liebenswürdiges Wohlwollen kennen. Er mochte auch lange keinen ſo theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl ſich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat ſich zu meiner Freude, faſt wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirſt ſobald von uns ſcheiden!“ waren ſeine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstiſches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geſchenk, ein aus Feigenholz geſchnitztes Käſtchen, das er noch aus ſeinem elterlichen Hauſe beſaß. Ich befand mich ſeiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte ſie durch nichts als durch ein kleines Mikroſkop zu erwiedern, deſſen ich mich auf der Reiſe bediente. Er nahm es erſt dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Unterſuchung von Krankheitſtoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, beſahen die griechiſchkatholiſche Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinſtocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es geſellte ſich ein arabiſcher Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieſer behandelt die Kranken unentgeltlich und ſtört das Einkommen des arabiſchen Charlatans nur wenig, denn zu

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert ſich als Kind Napoleon geſehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daſelbſt, Ruhe haltend, ſpeiſte. Als ich zufällig meiner Reiſe durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto geweſen ſei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau ſchildern, wie die Hütte der Eltern Chriſti ausſehe, welche die Engel, um ſie vor Entweihung der Mohammedaner zu ſchützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedaniſcher Knabe lief, um vom chriſtlichen Küſter den Schlüſſel zur „Synagoge" zu holen, in welcher Jeſus als Knabe gelehrt haben ſoll. Nachdem wir den ärmlichen und ſchmutzigen modernen Bau geſehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenkloſters St. Maria del Tremore. Es ſoll an derſelben Stelle erbaut ſein, wo Maria erfuhr, daß ſie ihren Sohn vom Berge herabſtürzen wollten. Wir ſahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeſchützte Kloſter allein zugänglich war. Nicht weit von dieſen Ruinen iſt eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert ſind. In den Quadern ſind künſtliche Einſchnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieſes Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerkſam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort ſollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne verſank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal ſchon im Schatten lag. Wir betrachteten lange ſchweigend die friedliche Scene. Wer ſie ſah, hätte glauben können, es ſei Friede über alle Welt gebreitet, und die Erlöſung von Haß und der Verfolgungſucht in alle Gemüter der Menſchen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemütig geſtimmt zu haben ſchien, ergriff meine Hand und ſagte: „Du

ſcheideſt morgen ſchon aus dieſem Thale. Werden wir uns wiederſehen?“

Ich zweifle, daß ich jemals dieſe Erde wieder betrete.

„Wir werden uns wiederſehen! Wenn nicht hier, ſo doch im Paradieſe.“

Glaubſt Du, daß Chriſten und Juden ſich da zuſammenfinden werden?

„Es thäte mir leid,“ erwiederte er, mit einer Thräne im Auge, „wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Aber Gott iſt gnädig.“

Es war dunkler geworden, wir ſtanden bewegt auf und ſchritten Nazaret zu.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

der Typus der Menſchengeſtalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Abſicht beſſer paſſen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die chriſtliche Kunſt ſo ſehr den griechiſch ſchönen Einfluß ſpiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidniſch iſt. Nie ſah ich ſchönere Modelle zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moſes' im Nil, die wir von einem franzöſiſchen Meiſter vor einigen Jahren in Wien ſahen, iſt die lebendigſte Illuſtration zu Dem, was wir hier ausgeſprochen haben. Horace Vernet hat ſeine ſchönſten Triumfe ſeinen Reiſen im Oriente zu danken, wiewohl er, was ſeine Geſtalten der Bibel betrifft, denn doch zu franzöſiſch frivol iſt.

Ich fand die Frauen von Nazaret ſehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Paläſtina, noch weniger in Syrien aufgefallen iſt. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichſam angehört und ſie verbindet. Antoninus Martyr im ſechsten Jahrhundert beſchreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reiſende thaten, ohne es, wie er, dem Einfluſſe Maria's zuzuſchreiben.

Nazaret war bis zu Kaiſer Konſtantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet ſich unter den dreitauſend Einwohnern, davon tauſend Mohammedaner ſind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigſtens türkiſcher Seits kein fanatiſches Hinderniß fänden, ſich daſelbſt anzuſiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt iſt, keine hiſtoriſche oder religiöſe Anziehungskraft für ſie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen ſeinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren ſchon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich ſtehen und ſah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an ſeinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Waſſer trank, das ihm ſein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitſtätte gebracht hatte.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemergerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzernen krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo

elendes Dorf von etwa vierzig Häuſern, das den Namen Zerin führt. Nichts erinnert an die Größe der drei Jahrtauſende alten Stadt, in welcher Isboſeth, der Sohn Sauls und Ahab und Jeſabel ihren Palaſt hatten, als einige Mauerfragmente und unter Trümmern elf Sarkofage aus Baſalt, die altjüdiſchen Urſprunges zu ſein ſcheinen. Aus den Trümmern ragt ein zerbrochener, doch immer noch erſteigbarer viereckiger Wartthurm empor. Vielleicht iſt es derſelbe, der in dem Buche der Könige genannt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme von Jesreel ſtund, ſahe den Haufen heran kommen und ſprach: „Ich ſehe einen Haufen.“ „Da ſprach der König Joram: „Nimm einen Reiter und ſende ihnen entgegen und ſprich: „Iſt's Friede?“ Es war aber Krieg und Mord.“

Unfern von Zerin iſt eine große Quelle, die für die Ain Jesreel der Schrift gehalten wird. Die Beni Saker eines arabiſchen Stammes nennen ſie Ain Dſchal und die Quelle Goliats. An ihr lagerten Saul und Jonathan, ehe ſie auf Gilboa fielen, hier das chriſtliche Heer der Kreuzfahrer unter König Fulco. Noch heute enthält der kleine Teich, der durch die Quelle gebildet wird, viele kleine Fiſche, an denen ſich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten.

Plötzlich jagte, nicht fern von uns, eine Gruppe von acht Gazellen auf. Wir feuerten unſere Gewehre ab; nur das des Beduinen traf. Er ſprengte an die Stelle hin und brachte das blutende ſchlanke Thier, das noch einen Kräuterbiſſen im Mund hatte und mitten im Genuſſe getroffen wurde. Ich brachte das Fell dieſes Thieres mit in die Heimat. Noch zweimal an demſelben Tage ſprengten kleinere Gruppen von Gazellen in unſerem Geſichtskreiſe auf.

Wir begegneten während eines fünfſtündigen Rittes über die Ebene nur zwei Eſeltreibern und erreichten, da wir gute Pferde hatten, zwei engliſche Offiziere, die vor uns von Nazaret aufgebrochen waren. Sie hatten in der Krim gekämpft, kamen nach Konſtantinopel und entſchloſſen ſich von da nach Jeruſalem und Egypten zu gehen. Doch mußten ſie die Reiſe in vier Wochen vollendet haben. So kam es, daß ſie nur einen Tag in Jeruſalem

Fra Joachimo.

Fieber und Peſt. — Geſchenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Kloſterruinen. — Vom Wiederſehen.

Als ich in die Caſa nuova zurückkehrte, ſagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo ſchon zweimal beſucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr ſogleich zu melden.

Fra Joachimo iſt in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er ſieben Jahre blieb. Von ſeinem Oberen nach Jeruſalem geſendet, lebt er daſelbſt fünfzehn Jahre und weilt nun ebenſo lange in Nazaret. Er iſt jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, ſchlank und jugendlich aufrecht; ſein Profil iſt edel und ausdrucksvoll geſchnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar ſchwarz, der Bart grau.

Von beſonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Kloſterbibliotheken Spärliches über daſſelbe enthielten, beobachtete aufmerkſam, wenn ſeine Brüder erkrankten, und um dies beſſer zu können, pflegte er ſie und ließ ſich gern ſelbſt zu untergeordneten Dienſten in der Apotheke verwenden.

Die auf dieſe Weiſe erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten verſuchen, und allmälig hatte er ſoviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreiſen aufgeſucht wird.

Auf Veranlaſſung des Hofrat Dr. Röſer wurde er zum Mitgliede der k. griechiſchen Geſellſchaft der Aerzte in Athen erwählt,

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu beſuchen. „Ich beginne,“ ſagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Waſſer aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil ſie natürliche Heilmethode iſt. Iſt ſie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret ſo wenig Waſſer, denn wenn dieſe Quelle im Hochſommer verſiegt, müſſen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Waſſer zu holen.“

Wo wir gingen, blieben die Menſchen ſtehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun,“ ſagte Fra Joachimo mir, „ſind Chriſten; aber nicht blos Katholiken, ſondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen ſind die zahlreichſten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen ſich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römiſchkatholiſche ſind nur ſiebenundſechzig, griechiſchkatholiſche zweiundſechzig. Die geringſte Bevölkerung bilden vierzig maronitiſche Familien. Es herrſcht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwiſchen den Chriſten und Mohammedanern iſt faſt größer noch als die unter den Chriſten. Gott liebt alle Menſchen gleich.“

Zuweilen blieben auf unſerm Gange eine Frau oder ein Mann ſtehen und ſtreckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaſte, ohne ein Wort über ihr Leiden zu ſagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetiſchen Rath oder ſchickte den Kranken in ſein Haus und verſprach, ihn zu beſuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuſer, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthſchaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall faſt waren die Fenſter ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkiſchen Häuſern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgeſtell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polſtern, die auf den geſtampften Lehmboden oder auf platten Flieſen gelegt waren. Die mohammedaniſchen Frauen verhüllten ſich, wenn wir eintraten, doch ließen ſie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder ſpielten in der

Stube meiſt ganz nackt umher. Die Meiſten, die wir beſuchten, litten am kalten Fieber. „Dieſes Volk“, bemerkte Fra Joachimo, „kann ſich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil ſie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn ſie ſo viel von den Melonen eſſen, feinſt zerriebenen Tabak auf dieſelben zu ſtreuen.“

Am traurigſten ſprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Prieſter in dieſer heiligen Stadt am meiſten anwidert; wiewohl ſie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachläſſigung, ſelten ſecundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo ſtand wiederholt unter Peſtkranken; er hält die Peſt für nicht anſteckend durch Berührung und behandelt ſie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche ſtarben faſt alle, dann genaſen immer mehr, trotzdem die Symptome dieſelben ſind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich verſuchte auch die Peſt hydropatiſch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei ſtarben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen.“

Wir beſchloſſen unſere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte ſchon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klaſſiſchen Werken faſt nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhafteſten Intereſſe um die im Abendlande üblichen Heilarten verſchiedener Krankheiten und notirte fleißig in ſein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich“, äußerte er, „wenn der ſchöne, menſchenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein ſtudirter Arzt in Nazaret ſich anſiedelte.“ Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte.“ Wir kehrten hierauf ins Kloſter zurück, wo vor der Apotheke ſchon eine beträchtliche Anzahl von Menſchen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für ſich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum ſeine Geſchäfte abgethan, ſo ſandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obſtabguß und kam bald ſelbſt, um mir ſeinen Tſchibuk mit einer ſchönen, grüngläſernen Spitze zu verehren. „Er iſt gefüllt mit Tabak“, bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächſt. Ich werde mein ſchönes Vaterland nicht wiederſehen. Wie iſt es ſchön, mein Vaterland!“

Er erzählte mir Manches aus ſeinem Kloſterleben, in einer eigenthümlich aus ſpaniſchen und italieniſchen Redensarten und Endungen zuſammengeſetzten Sprache. Immer mehr lernte ich ſein edles, frommes Gemüt, ſein liebenswürdiges Wohlwollen kennen. Er mochte auch lange keinen ſo theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl ſich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat ſich zu meiner Freude, faſt wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirſt ſobald von uns ſcheiden!“ waren ſeine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstiſches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geſchenk, ein aus Feigenholz geſchnitztes Käſtchen, das er noch aus ſeinem elterlichen Hauſe beſaß. Ich befand mich ſeiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte ſie durch nichts als durch ein kleines Mikroſkop zu erwiedern, deſſen ich mich auf der Reiſe bediente. Er nahm es erſt dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Unterſuchung von Krankheitſtoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, beſahen die griechiſchkatholiſche Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinſtocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es geſellte ſich ein arabiſcher Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieſer behandelt die Kranken unentgeltlich und ſtört das Einkommen des arabiſchen Charlatans nur wenig, denn zu

des innerſten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Beſitze der genaueſten Kenntniſſe ſind. Niemand kennt Paläſtina und Syrien beſſer, als die Franziskaner, die ſeit Jahrhunderten, die von den fränkiſchen Königen zurückgelaſſenen tapfern Poſten ſind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht geſtattet iſt, oder ob ſich wirklich ſeit ſo langer Zeit kein begabter Geiſt unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die erſten und oft beſten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Miſſionären faſt ausſchließlich überlaſſen, Berichte zu ſchreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen ſelten die Kenntniß der arabiſchen Sprache mit und müſſen die erſten Jahre ihrer Anweſenheit zur Erlernung derſelben fleißig verwenden. Geographiſche und hiſtoriſche Kenntniſſe, botaniſches und geographiſches Wiſſen ſind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demutvolle Ausdauer mitten unter politiſchen Bedrängniſſen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Peſt. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieſer Mönche iſt, ſo iſt doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloſter wenigſtens ein Mönch iſt, der geeignet wäre die Naturgeſchichte, die Volkskunde, die Alterthumswiſſenſchaft, die Kenntniß des ſocialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbſt der Arzt des Kloſters in Nazaret, und es befindet ſich im Umkreiſe von zehn Stunden kein anderer, iſt ein Autodidakt.

Intereſſant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach ſeiner Ueberzeugung nicht ſelten Scheintodte beerdigt werden. Er ſelbſt ließ einmal auf ein Kind, das ſchon im Grabe lag, nicht die Schollen ſchütten, weil es ihm ſchien, daß es noch lebe. Es erholte ſich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloſter zurückgekehrt zu ſein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

beſtiegen ſie erſt am Fuße deſſelben. Mit uns gingen einige Männer, die heraufgekommen waren, um ihre Eſel mit Holz zu beladen. Nach einer Stunde erreichten wir eine Ziſterne, wo eben ein Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sattelknopf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er ſtieg vom Pferde und ſenkte an einem Stricke einen kleinen ledernen Schlauch in die Ziſterne und reichte uns den rinnenden mit lau und lettig ſchmeckendem Waſſer.

Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Caſa nuova.

nahmen. Auf nackten Felſenſteppen gelangten wir in eine Landſchaft, wo uns zur Rechten in einem tiefen weiten Bergkeſſel aus deſſen Mitte ſich wie eine Inſel ein einſamer kegelförmig ſteiler Berg erhob, auf dem ein Dorf, Silte nannte es Mahmud, wie eine weitläufige mittelalterliche Burg lag.

Wir ritten faſt eine Stunde im Kreiſe und gelangten endlich in den Thalkeſſel hinab, wo der Berg, der uns einſam und abgeſondert zu ſtehen ſchien, durch Abflachung mit dem Thale zuſammenhing, welche den Berg zugänglich macht.

Während wir durch Thalniederungen unſeren Weg fortſetzten, erſchienen immer mehr Dörfer auf fernen und näheren Bergabhängen. Der Nebel blieb hinter uns in den Bergen zurück, aber die Sonne konnte den grauen Himmel nicht durchbrechen. Dieſer Mangel des Lichts ſchien mir zu der Einſamkeit und den kriegeriſch angelegten Behauſungen der Menſchen beſſer zu paſſen, als der ewig grelle Sonnenſchein, der im Morgenlande das Reiſen zur Qual macht.

Wir gingen durch ein immer breiter ſich ausdehnendes Thal, indem die Berge zurücktraten, bis wir wieder mäßig emporſteigend, in einer geſchwungenen Bergeinſenkung acht Säulen, je zwei und zwei neben einander ſahen, hinter welchen eine einzeln ſtehende Säule aufragt. Ein Hirt weidete ſeine Schafe zwiſchen dieſen Ueberreſten von Usbuſte, wie heut zu Tage die Ruinen der hebräiſchen Stadt Schomrom heißen, oder wie ſie Joſephus nennt: Samaria.

An dieſen Säulen vorbei durch Baumpflanzungen und in niedrigen Steineinfaſſungen gehegten Gärten ritten wir ziemlich ſteil den Berg empor. Wir gelangten an Trümmer eines noch als Thor- oder Triumphbogen erkennbaren Baues, und uns zur Linken wendend, ritten wir zwiſchen einer Doppelallee von noch aufragenden, meiſt kapitälloſen halb zerſchmetterten Säulen hin, die 16 Fuß hoch ſind und deren Durchmeſſer nicht ganz 2 Fuß mißt. Eine Säule von der andern 8 Fuß, eine Reihe derſelben von der andern an 50 Fuß entfernt. Da und dort hin geſtreute, zerbrochene Kapitäle zeigen von joniſcher Ordnung. Alle Säulen, die noch aufragenden und hinliegenden, oder wo nur die Sockel waren, zählte

ich, eine Viertelſtunde langſam zwiſchen durch reitend, auf neunzig. Man hält dieſe Säulen, die ſich auf einer jetzt mit Getreide und Bäumen bepflanzten Bergfläche hinziehen für den prachtvollen Umbau des Tempels, den Herodes auf der Höhe des Berges erbaut hatte.

Wir kamen endlich an das Dorf, das aus elend gebauten Häuſern beſteht, in deren Mauern einzelne Säulenſtücke, Kapitäle, große gemeißelte Quadern zu ſehen ſind.

Dies iſt, oder vielmehr iſt nicht mehr die alte Stadt Schomrom, die der König Amri erbaute und die Reſidenz der Könige von Israel war. Nirgend traf das profetiſche Wort Micha's ſo genau ein wie hier: „Und ich will Samaria zu Steinhaufen im Felde machen, die man um die Weinberge legt und will ihre Steine ins Thal ſchleifen und zu Grund einbrechen. Alle ihre Götzen ſollen zerbrochen werden."

Am Ende des Dorfes liegen die Ruinen der Kirche Johannes des Täufers, in welcher er nach der modernen Mönchslegende begraben liegen ſoll, entgegen dem Berichte der Kirchengeſchichte des Euſebius, der das Martyrthum und das Grab Johannes an das todte Meer verlegt.

Wie das Thor der Stadt über den Weſtrand des Berges ragt, ſo die Kirche auf dem öſtlichen. Vor derſelben lagerte eine Karawane von Kameelen und Maulthieren; ich erwartete den Wächter, der mir die Ruine der in eine Moſchee verwandelten Kirche öffnen ſollte. Matthia kam und berichtete, daß der Wächter ſich weigere, mir den Eintritt zu gewähren und wiewohl er durch den Schech hierzu gezwungen werden könnte, rathe er dies nicht zu wollen, indem auch hier die Bevölkerung durch die letzten Vorgänge in Nablus in feindlicher Aufregung ſei.

Ich mußte mich denn begnügen, die ruinenhaften Umfangmauern zu beſteigen, um in den ſchön gepflaſterten Vorhof des Gebäudes zu blicken. Hier zeigte ſich in einer Niſche ein Grabmal und die kleine Kuppel der Moſchee. Zwei verkrüppelte Palmen geben ein Zeichen, daß ſie auf Bergen eben nicht ſchlank und hoch gedeihen. Das ganze intereſſante Bauwerk iſt ein Gemiſch von römiſchem und mauriſchem Bauſtile. Spitz- und Rundbogen ſind

hier friedlich neben einander gebaut, die Fenster sind hoch und schmal.

Innerhalb dieser Kirche in einer unterirdischen Kammer verehren die Araber das Grab des Nebi Yehya, des Proseten Johannes des Täufers.

Der Blick von diesem fleißig bebauten Berge, wo man sich immer auf seinem Rande befindet, schweift in eine großartige, von Bergen eingeschlossene Landschaft und läßt wohl erkennen, wie Herodes diesen Berg nicht allein mit einer Tempelstadt bedecken, vielmehr eine gut befestigte Residenz erbauen wollte.

Dort wo der Berg von der Kirche abfällt und zwischen Olivenbäumen niedergerollte Architekturstücke zeigt, stiegen wir in ein schön bepflanztes Thal. An einer Quelle zwischen Feigenbäumen lagerten wir uns, um ein Frühstück einzunehmen. Männer und Frauen waren mit Hacken und Schaufeln thätig, um die steinernen Rinnen, die das Quellwasser in ihre Gärten leiten, tiefer zu graben, weil die Quelle im Sommer zum Theil versiegt, wenigstens nicht so reichlich überfließt. Ein junger Mensch kam an unsere Lagerstelle und bot mir eine Kupfermünze mit der schwer leserlichen Prägung: „Sebaste Syriä" zum Kaufe an. Er war erfreut, als ich ihm einen Piaster, sechs Kreuzer, für dieselbe gab.

Um noch vor der drückendsten Mittagsglut in Nablus einzutreffen, mußten wir bald aufbrechen.

Matthia ritt diesmal, ohne daß ich den Grund wußte, voran, und war bald aus unserem Gesichtskreise hinter Hügeln verschwunden. Ich war mit Mahmud und unserem Eseltreiber allein. Mahmud war eine der schönsten Männergestalten, die ich im Oriente sah. Sein Kopf war von edelstem griechischen Schnitte, die Hautfarbe tief gebräunt. Da wir mit einander nicht reden konnten, suchte er mich durch seine Reiterkünste zu erheitern. Bald that er, als ob er mit seiner Lanze einen Feind anreiten wollte, bald führte er alle Attitüden aus, die ein Reiter annimmt, wenn er einer geschleuderten Lanze ausbeugen, oder sich vor den Hieben eines Säbels schützen will. Um diesen gespielten Kampf noch lebendiger zu machen, feuerte er seine Pistole ab und im Hinjagen durch das Thal, in

dem wir uns jetzt befanden, lud er ſie wieder mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit, um ſie abermals abzubrennen. Was ich auch jemals an Reiterkunſtſtücken in einer Arena ſah, es reichte nicht an die kühne Gewandtheit, an die Pracht und Kraft der Bewegungen dieſes ſchönen Beduinen.

Um ihm meine Freude an ſeinem plaſtiſch ſchönen Thun zu bezeugen, hielt ich eine Silbermünze empor und warf ſie ihm hoch durch die Luft entgegen. Sein Falkenauge hatte ſie funkeln geſehen und im raſenden Galopp ſein Pferd zügelnd, daß es plötzlich wie eingewurzelt ſtand, fing er die Münze mit ſeiner linken Hand auf.

Es hätte mir daran genügen ſollen, aber ich wollte ihm noch ein anderes Zeichen meiner lebhaften Theilnahme geben und eine Piſtole aus der Halfter ziehend, brannte ich ſie ab. In dieſem Momente griff mein bisher ruhig ſicheres Pferd aus und jagte toll mit mir durch die Fläche. Da keine Bäume und Felſen ſichtbar waren, ließ ich das Thier hintoben, bis es in Schweiß gebadet, ermüdete und wieder ruhig im Schritte ging.

Wir langten an einem, von großen Steinblöcken umgebenen Brunnen an, wo mehrere Reiter ihre Pferde tränkten und Kameele wiederkauend umher lagen. Mathia trat mir mit einem Glaſe ſchwarzen Kaffee's, in den er den aus Nazaret von Fra Joachimo erhaltenen Nebengeiſt gemiſcht hatte, entgegen und forderte mich auf, zu trinken. Denn ich ſei ihm, ſagte er, ſeit dem frühen Morgen ſehr blaß vorgekommen, was allerdings durch den ſcharfen Ritt jetzt nicht mehr der Fall war.

Noch eine halbe Stunde durch ein prächtig bebautes Thal, im Angeſichte der Berge Garizim und Ebal, und wir waren nach ſechsſtündigem Ritte in Nablus.

Nablus.

Erkrankung. — Herzliche Theilnahme. — Ahriman und Ormuzd. — Avicenna's Epigonen. — Der Teufel will Arznei. — Geheimnißvolles Heilverfahren.

Matthia hatte Recht, um mich besorgt zu sein, denn kaum hatten wir in dem Hause eines ihm bekannten Griechen Givis Unterkunft gefunden, erneuerte sich, fast plötzlich, der dumpfe Kopfschmerz, den ich am Morgen empfunden hatte. Ich fing an ein Zittern zu fühlen, und schwer zu athmen, der Puls gab hundert Schläge in der Minute und ein brennender Durst verzehrte mich.

Ich sank kraftlos auf den Diwan einer mir eingeräumten, großen Stube zusammen und meinte mich am Beginne einer schweren Krankheit.

Kein Moment meiner Reise war peinvoller als dieser. In einer fremden Stadt, aus der alle Europäer, des stattgehabten Aufruhrs wegen, entflohen waren; ohne Arzt, preisgegeben jedem Zufall der Krankheit, fast ohne Geld, dessen ich der Vorsicht wegen nur so viel mitgenommen hatte, um knapp auszukommen — ergriff mich eine angstvolle Bekümmerniß, die der Fieberzustand nur noch erhöhte.

Ich fand von der Frau des Hauses die freundlichste Theilnahme. Immer wieder, wenn ich zu trinken verlangte, stieg sie die Treppe hinab und brachte vom Brunnen Wasser; sie that das unermüdet und sprach jedesmal mit mir in so weichem, rührendem Tone, daß ich ihr Bedauern und ihren Trost zu vernehmen

glaubte. Zuweilen ſchickte ſie mir ihr kleines ſechsjähriges Mädchen, oder ihren nicht viel älteren Knaben, um mir die Fliegen fern zu halten. So oft ſie auch kamen, brachten ſie mir jedesmal eine Orangenblüte, eine Nelke, Lavendel, oder Rosmarin und freuten ſich, wenn ich ihnen andeutete, daß mir ihre duftende Liebesgabe wohlthue.

Matthia kam zu wiederholten Malen und ſagte mir, die Hausfrau ruhe nicht, in ihn zu dringen, daß ich einen Arzt, deren die Stadt ſo viele ausgezeichnete habe, rufen laſſe.

Ich trank heiße Limonade und ließ mich mit wollenen Decken belegen, und in faſt gedankenloſem Hinſtarren kam ein trefflicher Arzt, der Schlaf.

Als ich erwachte hing in der Stube eine große Laterne herab, die mit einer Oellampe den dunkel gewordenen Raum erleuchtete. Ich war allein und fühlte mich bis zum Tode matt; doch hatte der Kopfſchmerz nachgelaſſen und mit einem eintretenden Symptome heftiger Erkältung ließ die Schnelligkeit des Pulſes nach. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, daß ich anfing Langeweile zu empfinden und gab, da es erſt acht Uhr Abends war, dem eintretenden Matthia den ihm ſehr willkommenen Auftrag zwei der berühmteſten Aerzte von Nablus zu holen. Ich wollte bei ſchlechter Gelegenheit meine Kollegen, die arabiſchen Epigonen des Avicenna kennen lernen.

Es traten nach einer Stunde zwei ehrwürdig ausſehende Männer ein, der eine war ein Greis mit langem ſchneeweißen Barte, der andere ein ernſtblickender Mann mit ſchwarzem Barte. Als ſie mit einander über meine Krankheit ſpäter ſprachen und in einen lebhaften Widerſpruch geriethen, erſchienen ſie mir durch den Umſtand ihrer ſchwarzen und weißen Bärte wie Ahriman und Ormuzd, wie Licht und Finſterniß, die um eine Menſchenſeele mit einander ringen.

Matthia reichte ihnen Kaffee und Tſchibuk und beide ſetzten ſich neben den Divan, auf dem ich lag, gekreuzter Beine auf einen für ſie ausgebreiteten Teppich nieder.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

Beide Herren redeten nun untereinander und waren nach einer arabiſch heftigen Zwiſchenſprache wieder ganz ruhig. Der Greis ſendete ſeinen Diener, der auf der Terraſſe vor der Stube ſein harrte, in ſeine Wohnung, um eine Arznei zu holen.

„Sprachſt Du nicht, daß Du mich nur mit geheimnißvollen Kräften heilen wolleſt?“

Der Iblis, der Teufel, die Krankheit will ſeine Nahrung haben und weicht nicht, wenn man ihn hungern läßt.

„Gieb ihm zu trinken, geehrter Herr.“

In der Furcht, die herbeigeholte Arznei nehmen zu müſſen, that ich, als ob mir ein Schlaf ankäme und war es die Wirkung des magnetiſchen Verfahrens? war es meine Ermattung? Ich erwachte am folgenden Morgen, als die Sonne ſchon heiß auf die Terraſſe brannte, auf die ich durch die offene Türe der Stube von meinem Lager hinausſchaute.

Neben mir ſtand ein Glas, in welchem ſich dem Dufte und Geſchmacke nach in Waſſer ſehr verdünnte Opiumtinktur befand, welche die Aerzte mir vorher geben wollten. Mathia hatte einem jeden 20 Piaſter, zwei Silbergulden gegeben, um, wie er ſagte, mir in der Stadt einen Ruf der Großmut zu bereiten.

Fra Joachimo.

Fieber und Peſt. — Geſchenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Kloſterruinen. — Vom Wiederſehen.

Als ich in die Caſa nuova zurückkehrte, ſagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo ſchon zweimal beſucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr ſogleich zu melden.

Fra Joachimo iſt in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er ſieben Jahre blieb. Von ſeinem Oberen nach Jeruſalem geſendet, lebt er daſelbſt fünfzehn Jahre und weilt nun ebenſo lange in Nazaret. Er iſt jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, ſchlank und jugendlich aufrecht; ſein Profil iſt edel und ausdrucksvoll geſchnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar ſchwarz, der Bart grau.

Von beſonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Kloſterbibliotheken Spärliches über daſſelbe enthielten, beobachtete aufmerkſam, wenn ſeine Brüder erkrankten, und um dies beſſer zu können, pflegte er ſie und ließ ſich gern ſelbſt zu untergeordneten Dienſten in der Apotheke verwenden.

Die auf dieſe Weiſe erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten verſuchen, und allmälig hatte er ſoviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreiſen aufgeſucht wird.

Auf Veranlaſſung des Hofrat Dr. Röſer wurde er zum Mitgliede der k. griechiſchen Geſellſchaft der Aerzte in Athen erwählt,

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu beſuchen. „Ich beginne,“ ſagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Waſſer aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil ſie natürliche Heilmethode iſt. Iſt ſie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret ſo wenig Waſſer, denn wenn dieſe Quelle im Hochſommer verſiegt, müſſen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Waſſer zu holen.“

Wo wir gingen, blieben die Menſchen ſtehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun,“ ſagte Fra Joachimo mir, „ſind Chriſten; aber nicht blos Katholiken, ſondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen ſind die zahlreichſten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen ſich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römiſchkatholiſche ſind nur ſiebenundſechzig, griechiſchkatholiſche zweiundſechzig. Die geringſte Bevölkerung bilden vierzig maronitiſche Familien. Es herrſcht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwiſchen den Chriſten und Mohammedanern iſt faſt größer noch als die unter den Chriſten. Gott liebt alle Menſchen gleich.“

Zuweilen blieben auf unſerm Gange eine Frau oder ein Mann ſtehen und ſtreckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaſte, ohne ein Wort über ihr Leiden zu ſagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetiſchen Rath oder ſchickte den Kranken in ſein Haus und verſprach, ihn zu beſuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuſer, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthſchaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall faſt waren die Fenſter ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkiſchen Häuſern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgeſtell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polſtern, die auf den geſtampften Lehmboden oder auf platten Flieſen gelegt waren. Die mohammedaniſchen Frauen verhüllten ſich, wenn wir eintraten, doch ließen ſie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder ſpielten in der

Stube meiſt ganz nackt umher. Die Meiſten, die wir beſuchten, litten am kalten Fieber. „Dieſes Volk", bemerkte Fra Joachimo, „kann ſich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil ſie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn ſie ſo viel von den Melonen eſſen, feinſt zerriebenen Tabak auf dieſelben zu ſtreuen."

Am traurigſten ſprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Prieſter in dieſer heiligen Stadt am meiſten anwidert; wiewohl ſie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachläſſigung, ſelten ſecundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo ſtand wiederholt unter Peſtkranken; er hält die Peſt für nicht anſteckend durch Berührung und behandelt ſie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche ſtarben faſt alle, dann genaſen immer mehr, trotzdem die Symptome dieſelben ſind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich verſuchte auch die Peſt hydropatiſch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei ſtarben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen."

Wir beſchloſſen unſere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte ſchon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klaſſiſchen Werken faſt nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhafteſten Intereſſe um die im Abendlande üblichen Heilarten verſchiedener Krankheiten und notirte fleißig in ſein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich", äußerte er, „wenn der ſchöne, menſchenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein ſtudirter Arzt in Nazaret ſich anſiedelte." Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte." Wir kehrten hierauf ins Kloſter zurück, wo vor der Apotheke ſchon eine beträchtliche Anzahl von Menſchen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für ſich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

hang zurück. Hinter dieſem, dem Berge Garizim zugewendet, in einem hölzernen auf einem mit buntem Tuche belegten Betpulte ſtand die Bundeslade offen und ohne Thüren.

Der Greis hob einen länglichen ſchmalen Kupferkaſten hervor, der künſtlich mit Silber eingelegt, mit dem Namen Desjenigen geziert iſt, der ihn vor 500 Jahren verfertigt hat. Er öffnete das Gehäuſe und in ihm lag, von einem rotſeidenen Mäntelchen bedeckt, jener berühmte, auf Pergament geſchriebene Pentateuch, der von Abiſua, dem Sohne Pinehas, Sohn des Eleaſar geſchrieben und 3460 Jahre alt ſein ſoll. Dieſer Pentateuch iſt auf ſehr vergilbtes Pergament geſchrieben, das bereits ſehr morſch und brüchig und vielfach zerriſſen iſt. Er würde nicht mehr zuſammenhalten und in kleinſte Fragmente aus einander fallen, wenn er nicht mit der größten Sorgfalt auf neueres Pergament gelegt, theils angeklebt, oder wenn die Fragmente größer ſind, angenäht wären.

Ich legte meine Finger an dieſe jedenfalls uralte Thorarolle und küßte ſie dann nach der in Synagogen hergebrachten Weiſe. Der Hoheprieſter ſagte:

„Du thuſt gut daran, Du küſſeſt das wahre, unverfälſchte Geſetz Moſes'. Wir zeigen es nicht Jedem.“

Unmittelbar nach dieſer Bemerkung rühmte er mir die Großmut einiger Reiſenden, denen er die gleiche Ehre erwieſen hatte. Ich bat ihn, mir eine Stelle vorzuleſen.

„Das ſollen meine Enkel thun, damit Du ſieheſt, daß unſere Kinder hebräiſch leſen können, auch ſchreiben.“

Er ſandte einen der Knaben um ſein Schreibbuch; der andere las.

Es war ein wunderliches Rezitativ, von dem der Juden völlig verſchieden und wenn ich nicht gewußt hätte, daß aus dem Pentateuch geleſen werde, ich wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß es hebräiſch ſei.

Ich fragte den Hohenprieſter, ob er auch das El Aſſurt leſen könne, er bejahte dies; konnte aber, als ich ihm meine hebräiſche Denkſchrift „Kol mebaſſer“ überreichte, nur mühſam das Wort Israel heraus buchſtabiren.

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert ſich als Kind Napoleon geſehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daſelbſt, Ruhe haltend, ſpeiſte. Als ich zufällig meiner Reiſe durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto geweſen ſei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau ſchildern, wie die Hütte der Eltern Chriſti ausſehe, welche die Engel, um ſie vor Entweihung der Mohammedaner zu ſchützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedaniſcher Knabe lief, um vom chriſtlichen Küſter den Schlüſſel zur „Synagoge" zu holen, in welcher Jeſus als Knabe gelehrt haben ſoll. Nachdem wir den ärmlichen und ſchmutzigen modernen Bau geſehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenkloſters St. Maria del Tremore. Es ſoll an derſelben Stelle erbaut ſein, wo Maria erfuhr, daß ſie ihren Sohn vom Berge herabſtürzen wollten. Wir ſahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeſchützte Kloſter allein zugänglich war. Nicht weit von dieſen Ruinen iſt eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert ſind. In den Quadern ſind künſtliche Einſchnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieſes Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerkſam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort ſollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne verſank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal ſchon im Schatten lag. Wir betrachteten lange ſchweigend die friedliche Scene. Wer ſie ſah, hätte glauben können, es ſei Friede über alle Welt gebreitet, und die Erlöſung von Haß und der Verfolgungſucht in alle Gemüter der Menſchen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemütig geſtimmt zu haben ſchien, ergriff meine Hand und ſagte: „Du

Der Greis ſtand auf, that den Pentateuch wieder in die Lade, zog den Vorhang vor und neigte ſich tief zur Erde. Dann verließen wir die Synagoge. In dem Hofraume waren jetzt zwei Frauen, die ſich raſch verſchleierten, damit beſchäftigt, kupferne Gefäße blank zu ſcheuern. Sie trugen drei Finger breite ſilberne Armbänder von ſeltſam fremder Form. Ich ließ ſie fragen, ob ſie mir dieſelben verkaufen wollten? Was ſie ſogleich bejahten und ſo wurde ein Schmuck von den armen Samaritanerinnen mein, der am Arme der Dame, der ich ihn mitbrachte, ſogleich die Aufmerkſamkeit feſſelt.

Ich muß es bemerken, weil es der einzige Fall auf meiner Reiſe im Oriente war, daß mir im Hauſe der Samaritaner keinerlei Gaſtfreundſchaft erwieſen, dagegen wiederholt, wahrſcheinlich um mich zu einer gleichen aufzumuntern, die Großmut der Reiſenden gerühmt wurde. Ich ließ ein Geldgeſchenk zurück und ſchied.

In Nablus lebt auch eine kleine ſepharediſche Gemeinde in einem einzigen Hauſe beiſammen; ſie zählt nur vierzig Seelen und hat keinen Chacham. Ich beſuchte das Haus, das ein ſchmales Sackgäßchen bildet, zu deſſen beiden Seiten enge, unſagbar ſchmutzige Kammern ſind, die nur durch die Thüre Licht empfangen. Die Weiber mit ihren Kindern, in einem eklen Anzuge, umringten mich bald und bettelten. Es war blos ein ältlicher Mann anweſend, der mich in die Synagoge führte, die ſich in demſelben Hofraume befindet. Wir ſtiegen vier Stufen zu einem Raume hinab, der höchſtens für zwanzig Perſonen gedrängt Platz bietet und kahl und weihelos ausſieht.

Ich fragte den Mann, ob er mit den Samaritanern umgehe?

Die Weiber erhoben ein abwehrendes Geſchrei und eine von ihnen ſagte: „Biſt Du bei den Taubeanbetern geweſen?“

Ich bejahte es.

Wieder kehrten ſich die Weiber mit einem mißbilligenden Schreie ab und die Eine ſprach wieder: „Weißt Du auch, daß

ſie Schlachtopfer bringen auf dem Berge Garizim? Nimm ei reinigendes Bad, Herr! da Du ſchon bei ihnen geweſen biſt."

Ich erbat mir für die Wetterreiſe einige geſchlachtete Hühne von ihnen, die ſie mir in das Haus zu bringen verſprachen; de alte Mann, welcher der Vorbeter, der Beſchneider, der Schläch ter, der Arzt und der Amulettenſchreiber dieſer kleinſten Gemeinde die ich im Oriente fand, iſt, brachte mir das Gewünſchte und noc einen gebackenen in Oel getunkten Kuchen mit, den ich nicht zu eſſen wagte.

Auf dem Garizim.

Die Waſſerſcheide. — Die zwölf Steine. — Ueberlieferungen. — Jüdiſche Conſtituante. — Lichtberge. — Ein ſchönes Sprüchwort.

Ich ruhte bis nach der Mittagsglut, denn mein Unwohlſein hatte ſich in Mattigkeit aufgelöſt und ich wollte Kräfte ſammeln, um gegen Abend den Garizim zu beſteigen.

Matthia kam um fünf Uhr mit einem Samaritaner, der unſer Führer ſein ſollte. Wir ſtiegen zu Pferde und waren durch eine reich mit Bäumen bepflanzte und bewäſſerte Schlucht am Fuße des Garizim, welcher, wie der ihm gegenüberliegende Ebal, ſich kahl und ſteinigt erhebt. Zwiſchen beiden lang hingeſtreckt liegt das ſchmale, üppig grüne Thal von Nablus, aus deſſen prächtigen Bäumen und duftenden Gärten das bibliſch alte Sichem mit ſeinen maſſiven Steinhäuſern, funkelnden Kuppeln, weißen Minareten hervorleuchtet. Alle Häuſer haben, wie die in Jeruſalem, Kuppeln, und das Thal zwiſchen den Bergen des Segens und des Fluches liegt als ein ſelig junger, grüner Strom mitten inne. Nur Damaskus gewährt, rückſichtlich ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines Quellenreichthums, einen gleich erquickenden Anblick.

Erſt in neuerer Zeit wurde durch den ſcharfſinnigen Beobachter Robinſon die intereſſante Entdeckung gemacht, daß Nablus auf der Waſſerſcheide des Thales liege, indem die Quellen im Oſten nach dem Jordan, die im Weſten nach dem mittelländiſchen Meere abfließen. Das Thal iſt nur eintauſendſechshundert Fuß

breit und die beiden Berge erheben sich steil etwa achthundert Fuß über demselben empor. Daß der Berg des Segens fruchtbar, der des Fluches kahl sei, ist eine Legende, die von der poetischen Anschauungsweise vieler Reisenden, Benjamin von Tudela an der Spitze, zeugt. Ich sah beide Berge gleich kahl und unwirtlich.

Zahlreiche Grabhöhlen am Ebal, während der Garizim keine enthält, zeugen nur von der Anschauungsweise des Volkes seit alten Tagen, welche mit jener der Reisenden zusammenstimmt.

Nach einer starken Viertelstunde hatten wir die Höhe des Berges erreicht, die sich als ein langgezogenes Tafelland darstellt. Auf einer kleinen Anhöhe des Bergrandes befindet sich ein Wely, wo die Samaritaner am Neujahr-, am Versöhnungs-, Laubhütten- und Passahfest ihr Gebet verrichten kommen. Am letztern bringen sie oben Lämmer als Opfer dar. Die Stelle zu diesem Opfer ist durch zwei Reihen Steine und eine sehr nachlässig ausgemauerte Grube bezeichnet.

Hinter dieser Anhöhe liegen die weitläufigen Ruinen einer wahrscheinlich aus der Römerzeit stammenden Veste, deren zerstörte Mauern und Thürme fugengeränderte Steine zeigen. Diese Ruinen, die lange irrig für Ueberbleibsel des alten Tempels gehalten wurden, sind übrigens selbst unter den Samaritanern unter dem Namen: das Kastell bekannt.

Tiefer als dieses Kastell liegen flache Steine, die ihrer Größe wegen auffallen. „Hier liegen", sagte unser samaritanischer Führer, „die zwölf Steine begraben, welche die Israeliten aus dem Jordan mitgebracht haben."

Benjamin von Tudela berichtet, er habe den Altar der Samaritaner aus diesen zwölf Steinen aufgebaut gesehen.

Als wir von dieser Stelle weiter gingen, forderte mich unser Führer auf, die Schuhe abzulegen. Ich folgte seiner Aufforderung, wie schmerzlich es auch war, über die Steine hinzugehen. Wir betraten, während Matthia zurückblieb, eine ziemlich große Felsenfläche, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden haben soll. Ringsher sind kaum kenntliche Ueberreste einer Mauer, die vielleicht diejenige des Tempels gewesen ist.

Unſer Führer erzählte:, „Hier oben dürfen wir nach jeder Weltgegend uns wenden, um zu beten; aber unten müſſen wir das Angeſicht immer gegen den Garizim kehren. Hier wird der el Muhdy, der Führer, erſcheinen, der uns erlöſen wird aus der Sklaverei. Es iſt bald das Maaß der Welt voll und unſere Erlöſung iſt nicht mehr ferne.“

Nahe dieſer großen Felſenfläche zeigte er mir die Stelle, wo Abraham ſeinen Sohn Iſaak opfern wollte. Als ich ihm ſagte, daß dieſe Begebenheit auf dem Berge Moria in Jeruſalem, wo der Tempel Jehova's ſtand, ſich zugetragen habe; erwiderte er: „Es wäre mir eine Sünde, Dich in Deinem Glauben zu ſtören. Hier aber iſt der Ort.“

Welche Stelle es auch geweſen ſein mag, wo dieſe oder eine andere That ſich begeben hat, oder irgend ein Stein oder Tempel lag — wieder wie in Jeruſalem betrachten wir die ganze große Szene, die kaum wie eine andere in der heiligen Schrift beſtimmt gezeichnet iſt. Und es iſt von tiefem Eindruck, nach Jahrtauſenden, mit der unantaſtbaren Urkunde in der Hand, den Schauplatz zu ſehen, auf ihm umherzuwandeln, wo ein großes religiöſes und politiſches Ereigniß ſtattgefunden hat, welches eines der merkwürdigſten Völker der Erde erlebt hat und zu dem man ſelbſt gehört.

Die Araber nennen den Garizim el Tur; nur die Samaritaner bezeichnen ihn mit dem alten Namen: „der Berg des Segens, Griſim.“ Entgegen der heiligen Schrift, wie wir geſehen haben, verlegen ſie den von Joſua „dem Gotte Israel erbauten Altar auf dem Berge Ebal“ auf den Garizim und behaupten, die Nennung des Berges Ebal ſei in dieſer Beziehung eine Fälſchung des Textes. Der ſieghafte Feldherr baute den Altar von ganzen Steinen, die mit keinem Eiſen behauen waren. Er brachte Brand- und Dankopfer dar und ſchrieb das Geſetz Moſes' auf Steine, die mit Kalk überzogen waren. Und das ganze Israel mit ſeinen Aelteſten und Amtleuten und Richtern ſtunden zu beiden Seiten der Bundeslade, die Fremdlinge ſowohl als die Einheimiſchen, eine Hälfte neben dem Berge Griſim und die andere neben dem Berge Ebal, zu ſegnen das Volk Israel.

Einen großartigern Akt hat kein Volk der Erde in der uralten und in der neuern Welt aufzuweiſen, als, um es mit einem modernen Ausdrucke zu bezeichnen, die Beſchwörung dieſer religiös-politiſchen Conſtituzion.

Wo jetzt die Stadt gebaut iſt, ſtand die Bundeslade, das heilige Palladium des Volkes, der heilige Geiſt des Geſetzes, das unverlöſchliche Licht der Lehre. Um ſie ſchaarten ſich die Leviten mit dem Angeſichte gegen Morgen; ſie hatten ſomit zu ihrer rechten Hand, welche im Morgenlande ſeit Urzeiten als die vornehme gilt, den Garizim, zur minder edlen Hand den Ebal. Was vielleicht erklären mag, warum die am Garizim ſtehenden Stämme den Segen ſprechen und die am Ebal, trotzdem der Altar auf ihm errichtet war, den Fluch.

Seitdem das Volk die heilige Lehre am Sinai empfangen hatte, war es nicht ſo mächtig und zu Hunderttauſenden geſchaart wie jetzt. Damals lauſchend einer verheißenen Zukunft, jetzt in einer erfüllten, großen Gegenwart ſtehend.

Das Geſetz Moſes' ward geleſen, laut mit Poſaunenton verkündet, und nicht von einem Prieſterchore, von ganzen Stämmen, von einem großen Volke wird Amen geſagt, wenn die Segnungen ausgeſprochen werden und die Flüche.

Sinai und Garizim ſind Lichtberge der Erde, auf ihnen ruhten die kühnen Adlergedanken des größten Geſetzgebers, zu ihnen ſchaute ein ewiges Volk empor und um den Sinai waren, erzählt eine ſchöne rabbiniſche Legende, als die Donnerſtimmen der Lehre erklangen, alle noch ungeborenen, zukünftigen Seelen des jüdiſchen Volkes verſammelt, um zu hören und durchleuchtet zu werden.

Es giebt kein ſchöneres Sprüchwort, als welches ein Jude ſagt, wenn ihn ein ariſtokratiſcher Glaubensgenoſſe demütigen will: „Auch meine Seele iſt an dem Berge Sinai geſtanden!“

Der Ebal.

Urſache des Aufruhrs. — Samaritaniſche Begräbnißſtätte. — Ebal arabiſch. — Muſik.

Als wir den Garizim herab ritten, war es noch lange bis zum Sonnenuntergang und mein Führer fragte mich zu meiner Verwunderung, ob ich nicht noch auf den Ebal ziehen wollte.

„Iſt es denn nicht gefährlich, da hinauf zu gehen? Es iſt noch wenigen Reiſenden gelungen, ihn zu beſteigen.“

Ich führe Dich, Herr! ungefährdet wieder zurück.

„Aber das Volk von Nablus iſt jetzt aufrühreriſcher als je und es ſind, Du weißt es, vor nicht langer Zeit ſo blutige Opfer gefallen.“

Die Empörung war gegen einen vierzehnjährigen Knaben gerichtet, den der franzöſiſche Conſul durch ſeinen Einfluß beim Paſcha von Jeruſalem zum Agenten gemacht hat. Die franzöſiſche Flagge wurde bei dieſer Gelegenheit zerriſſen und mit Füßen getreten und wir hören, daß der Paſcha abgeſetzt werden wird.

„Ein engliſcher Miſſionair hat einen zudringlichen Bettler erſchoſſen. War nicht darum der Aufſtand?“

Das war zufällig, Herr! und nur die Veranlaſſung eines ſchon ſeit lange kochenden Grolles. Du biſt kein Franzoſe und kein Engländer, Herr! und Dir wird hier kein Leid widerfahren.

„Woher wiſſen die Leute, daß ich keines von beiden bin und wenn ich mißhandelt oder erſchlagen werde, kann es mir nützen, wenn ſich ſpäter erweiſet, daß ich den beiden großen Nazionen nicht angehöre.“

Der Schech ließ in dem Hause, wo Du wohnst, nach Dir fragen und dann haben die Aerzte, die Du so großmütig belohnt hast, von Dir erzählt.

So bedenklich diese Mittheilungen waren, ich hätte es doch unternommen, den Ebal zu besteigen; aber meine Mattigkeit war noch nicht völlig gewichen und ich mußte mich schonen, um den mir noch bevorstehenden zweitägigen Ritt nach Jaffa ertragen zu können.

Aber es war ein Schmerz, gerade diesen Berg, der noch so wenig bekannt ist, nicht besteigen zu können.

Als wir die schöne Quelle Asal erreicht und aus derselben treffliches Wasser getrunken hatten, kamen wir an der Begräbnißstätte der Samaritaner vorüber. Ich fragte meinen Führer, ob die Samaritaner besondere Beerdigungsgebräuche hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir begraben unsere Todten nicht selbst, denn das Berühren einer Leiche verunreinigt. Wir lassen die Todten durch Mohammedaner auf den Begräbnißplatz bringen und in die Grube legen. Erst nach einigen Stunden gehen wir hinaus und trauern auf dem zugeschütteten Grabe um den Todten."

Ich schickte die Pferde in die Stadt zurück und ging noch einmal zur schönen Quelle, wohin auch eine Gruppe mohammedanischer Männer aus Nablus gekommen waren, um sich des allmälich rot leuchtenden Abends und der kühlen Quelle zu erfreuen.

Sie knüpften bald mit Matthia ein Gespräch an, indem sie fragten, wie lange ich in ihrer Stadt bleibe und was die Absicht meines Kommens sei. Matthia übersetzte mir ihre Reden, die unter den gegebenen Umständen nicht unbedenklich schienen und wie ich mich später überzeugte, nur aus gewöhnlicher Neugierde hervorgegangen waren. Auf ihre Frage, wie mir die Stadt gefalle, ließ ich ihnen sagen, daß sie so schön wie Damaskus sei, aber noch schöner durch den Ruhm der Tapferkeit ihrer Männer.

„Das ist ein edel denkender Mann!" sagten sie unter einander.

Ich sprach über die beiden Berge, in deren Angesicht wir saßen und als ich die Verwunderung aussprach, daß der Ebal

kahler und trauriger als der Garizim daſtehe, erwiederte einer der Männer: „Das iſt natürlich, Herr! der Ebal iſt der Sonne mehr ausgeſetzt, als der Garizim.“

Ich erhielt ſo die einfachſte Löſung einer ſeit Jahrhunderten von Reiſebeſchreibern legendenhaft geſchauten Thatſache, die den Berg des Fluchs gerne als verflucht und von Grün und Blüte verlaſſen betrachtet.

Ich fragte um den Namen des Ebal, indem ich auf den Berg zeigte, weil ihn, wie Ritter berichtet, Robinſon trotz wiederholten Fragens nicht erfahren konnte. Die Männer nannten mir den Namen Dſchebel Emat e din; doch kann ich nicht dafür einſtehen, daß ich die nicht immer gut verſtändliche Ausſprache der Araber, wenn ſie Namen nennen, mißhörend, vielleicht unrichtig ſchreibe.

Ich ſchied von den Männern, zu denen ſich noch etwa funfzehn geſellt hatten, unter freundlichſter Begrüßung, und ſo erfuhr ich auch am folgenden Tage, wo ich die Stadt und die Umgebung durchwanderte, in der eben erſt durch einen Aufruhr fanatiſirten Stadt durchaus nichts Unfreundliches, in einer Stadt, deren Bevölkerung faſt von allen Reiſenden, als dem Fremden ungaſtlich, wenn nicht feindlich geſchildert wird.

Als ich in meine Wohnung zurück kam, wurde ich von einer Gruppe Muſikanten, die auf der Terraſſe ſaßen, begrüßt: Geige, Hackbret und Handtrommeln begleiteten wieder jenen unangenehmen Geſang, den wir ſchon in dieſen Blättern geſchildert haben.

Die Hausfrau hatte die Leute beſtellt, um ihrem Gaſte Freude zu machen!

Jakobs Brunnen und Joſefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßſtadt. — Feſte am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens ſatteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu ſein, da ich an demſelben Tage die Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen hatte.

Der friſche Hauch des Morgens vollendete meine Geneſung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner ſowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felſen hinab iſt theilweiſe mit einem Steine bedeckt. Waſſer konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch ſoll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet geweſen ſein. Die Chriſten, welche dieſen Brunnen Bir es Samiriyeh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, ſondern weil an ihm das ſchöne Geſpräch mit der Samaritanerin geführt worden ſein ſoll.

In der Nähe liegen faſt ganz verſchüttete, unanſehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreſte ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verſchieden angegeben; der Zufall, daß einem Reiſenden eine Bibel hinabgefallen iſt, die ein an einem Seile hinabgelaſſener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundſiebenzig Fuß feſtgeſetzt, die früher noch größer ſein mochte, indem faſt jeder Reiſende, um ihn zu meſſen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Jahr einmal nur von friſchem Waſſer überquelle, und zwar an dem Tage, wo Jeſus mit der Samaritanerin an demſelben ſprach.

Etwa dreihundert Schritte nördlich vom Jakobsbrunnen erhebt ſich in dem von mäßigen, ſchön geformten Bergen umgebenen Kundthale ein weißſchimmerndes, viereckiges Gebäude, das Grab oſefs. Eine ſchönere Ruheſtätte iſt nicht mehr zu finden, und denfalls wurde der Sohn ſchöner gebettet als ſeine ſchöne Mutter viſchen Bethlehem und Jeruſalem.

Ich ſetzte mich, ehe ich das Grab betrat, auf einen Stein d ſchlug, während die große Szene mich umgab, die Bibel f, um in ihr zu leſen, was ſich alles hier begeben hat. Wie nial auch ſchon das gelobte Land geſchildert und beſchrieben rde, die einfach naive Darſtellung der Bibel überbietet Alles. d da die Zuſtände im Morgenlande ſich ſo wenig verändern, Menſchen in ihren Gewohnheiten bis auf die Tracht ſich treu blieben ſind, ſo meint man oft, die Bibel ſchildere die Gegenwart.

Dieſes durch ſein Alterthum, ſeinen Geiſt und ſeine Poeſie lige Buch iſt, wo es naive Zuſtände ſchildert, das unübertroffte, das des Menſchen Geiſt geſchaffen hat. Welches Volk der de beſitzt eine ſolche Urkunde ſeiner Geſchichte, ſeiner Poeſie, ein ches Adelsdiplom ſeines Geiſtes?

Dies alſo iſt Sechem, die Aſylſtadt auf dem Gebirge raim, die Genoſſin von Kades und Hebron. Schon Abraham n bis zu dieſer Stadt und Jakob ſchlug ſein Lager vor derben auf, bis er aufbrach und nach Bethel zog. Seine Söhne gen das Vieh ihres Vaters zu weiden gen Sichem und verften hier ihren Bruder an die Ismaeliten, die mit einer Kavane vorüberzogen, nach Egypten; wie eben auch jetzt eine ſolche, ehend aus Kameelen und Maulthieren, auf denen weiß beturte, bewaffnete Männer ſitzen, nahe bei mir vorüberzieht. Auf ſem Felde lagerten die Brüder, ehe ſie hingingen in die Stadt, die Schmach ihrer Schweſter Dina zu rächen. Ich befinde mich dem Stück Feldes, das Jakob von den Kindern Homor,

des Vaters Sichem um 100 Kesita kaufte und als Erbtheil besaß. Hier wurden Josefs Gebeine nach dem Einzuge Israels in Kanaan begraben.

Zur Zeit der Richter wurde Schechem von Abimelech, gegen den es sich empörte, zerstört. Hier sprach der König Rehabeam das unglücklich-verhängnißvolle Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich werde euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und die Stämme fielen von ihm ab und der Zerfall des jüdischen Reiches begann.

Die Geschichte hat ihre Lieblingsstellen auf der Erde, die sie mit allem Zauber der Vergangenheit umgiebt, die sie mit Lied und Sage verherrlicht und nicht sterben läßt im Gedächtnisse der Menschen.

Vier Jahrtausende zurück reichen die Erinnerungen dieser Stadt und ist es nicht wunderbar, daß die letzten Ueberreste eines verlorenen Volkstammes sich gerade hier befinden, welcher das Buch der Bücher in einer mehr als dreitausendjährigen Urschrift zu besitzen meint und auf den Berg hinaufgeht und noch jetzt Schlachtopfer dem Gotte Jehova darbringt.

Es verdient allgemein bekannt gemacht zu werden, daß der deutsche Gelehrte Olshausen den lange im Josefus unverstandenen Namen der Stadt Mabortha auf die einfachste Art erklärt hat, indem er nachwies, daß dieses Wort im Aramäischen, Paß bedeutet. Natürlicher konnte die Stadt, die eine Paßlage zwischen den zwei Bergen hat, nicht bezeichnet werden. Der römische Name der Stadt Flavia Neapolis hat sich auf Münzen erhalten.

Wir wollen das Grab Josefs betreten und gelangen in einen roh aufgemauerten Vorhof, aus dem wir zur Linken in einen zweiten ungedeckten Raum kommen, der von einer 16 Fuß hohen, 4 Schuh dicken Mauer umgeben ist. Hier befindet sich, dem Eintretenden zur Rechten, ein weiß übertünchter, 8 Spannen langer, 7 Spannen hoher Sarkofag, zu dessen beiden Enden sich ebenfalls weiß übertünchte Säulen befinden, die nicht höher als der

Sarkofag ſind. Beide ſind oben, wo das Kapitäl ſein ſollte, ausgehöhlt und zeigen die Spuren, daß Holz in dieſen Vertiefungen verbrannt worden war. Dem Eintretenden entgegen befinden ſich zwei Niſchen, in deren einer zwei Marmortafeln eingefugt ſind; die obere enthält mit vertiefter, die untere mit erhabener Schrift die Bibelſtellen eingemeißelt, die ſich auf den Tod und das Begräbniß des edlen Todten beziehen. Dieſen Niſchen gegenüber, zur Rechten der Eingangsthür iſt noch eine dritte und ein aufgemauerter Divan angebracht. Zur Linken des Eingangs in der Ecke des viereckigen Raumes iſt eine Aufmauerung, die bis zur halben Höhe der Umfangsmauer reicht, aus ihr grünten fröhlich drei Reben empor, deren eine ich abſchnitt, um ſie als ein heiteres Erinnerungszeichen an den durch Schönheit, Keuſchheit und Weisheit verklärten Patriarchen mit in die Heimat zu bringen.

Wie beim Brunnen vereinigte ſich auch bei dieſem Grabe die Meinung der verſchiedenen Religionsbekenntniſſe, daß es die Ruheſtätte des Patriarchen ſei. Der Aufbau des Ganzen iſt von einem mohammedaniſchen Wely wenig unterſchieden und nicht ſehr alt. Die Bewachung deſſelben, wiewohl weder Vorhof noch der innere Raum eine ſchließbare Pforte hat, iſt den Juden überlaſſen. Es ſcheint auch, daß es vorzüglich Juden ſind, die zu dem Grabe wallfahrten, denn ich fand außerordentlich viele hebräiſch, mit Bleiſtift geſchriebene, oder auch in die Wände eingegrabene Namen; arabiſche waren nur wenige darunter.

Der Jude, von dem ich mir einige Hühner für die Reiſe erbeten hatte, begleitete mich und erzählte mir, daß der Bau von den Mohammedanern, die Juſſuf als Profeten verehren, herrühre und daß ſie heitere Familienfeſte gerne an dieſem Grabe begehen.

Legenden von Juſſuf.

Der geſtohlene Gürtel. — Jakobs Unglaube. — Der Erzengel. — Schnitt in die Finger. — Suleicha.

Wie in der Bibel dem ſchönen Patriarchenſohne mehrere Kapitel, ſo iſt ihm auch im Koran eine ganze Sure gewidmet, die mit dem Verſe anhebt: „Wir wollen dir erzählen die ſchönſte der Geſchichten.“

Eine der berühmteſten arabiſchen Geſchichten vom Anfange der Welt bis auf das Jahr der Hidſchra 309 von Thabari, deren Original verloren gegangen iſt und ſich nur in einer perſiſchen und türkiſchen Ueberſetzung erhalten hat, erzählt ebenfalls die Geſchichte Juſſufs, aus der wir nur einige Nachrichten, welche in der Bibel nicht enthalten ſind, hier mittheilen wollen:

Die Schweſter Jakobs des Erzvaters, erbat ſich den kleinen Juſſuf, um ihn bei ſich zu erziehen, denn das Kind gefiel ihr, wegen ſeiner ungewöhnlichen Schönheit ganz außerordentlich. Als er einige Zeit bei ihr weilte, ergriff den Vater Sehnſucht nach ſeinem Kinde; er kam, um es zurück zu fordern. Da band die Baſe heimlich einen aprikoſenfarbenen Gürtel dem Kinde um den Leib und erhob, als ihr Bruder in ihr Zelt kam, einen großen Lärm, daß ihr ein Gürtel geſtohlen worden ſei. Als man ihn um den Leib des Knaben gewunden fand, erklärte ſie ihn auf zwei Jahre für ihren Leibeigenen, denn nach dem Geſetze Abrahams wurde ein Freier leibeigen, wenn er geſtohlen hatte.

Nach dem Tode der Baſe kehrte Juſſuf in das älterliche aus zurück.

Jakob glaubte nicht, als ihm es ſeine Söhne berichteten, daß n Wolf ſein Kind zerriſſen habe, denn als ſie ihm das blutige emd brachten, war dieſes ganz. Doch ſprach er ſeinen Verdacht cht aus und glaubte im Herzen ſtill an ein Wiederſehen. Ein licher Glaube wurde in ihm noch beſonders durch einen Traum ſtärkt, in dem ihm der Todesengel erſchien. Er fragte dieſen,) er ſeines Kindes Seele genommen habe? „Nein!“ erwiederte r Todesengel. Zuweilen auch, wenn er des Abends vor dem elte ſaß, hauchte es ihm vom Hemde ſeines verlorenen Kindes ſenduftend an.

Thabari nennt den Karawanenführer, der Juſſuf nach gypten brachte, Maleb. Als er an der Ziſterne vorüberzog, welche die grauſamen Brüder den Knaben hinabgeſenkt hatten, ß er ſeinen Sklaven Buſchra Waſſer ſchöpfen. Juſſuf klam- rte ſich an den hinab geſenkten Eimer feſt. Von unten herauf chtete ein Roſenſchimmer, es war der Wiederglanz von Juſſufs angen.

„Heil uns, o Buſchra!“ rief Maleb, „ein ſchöner Knabe!“

Wo die Karawane zog, erregte Juſſufs Schönheit ein ſolch unruhigendes Aufſehen, daß ihn Maleb mit einem ſiebenfachen hleier umwand, aber ſein Wangenglanz leuchtete durch. Einen mlichen Aufruhr erregte die Schönheit des Knaben auf dem klavenmarkte von Memphis, wo der Farao Rijan, ein Sohn alids aus dem Geſchlechte der Amalekiter herrſchte.

Juſſuf wäre der ſchönen und wollüſtigen Egyptierin nicht derſtanden, wenn ihm nicht über deren Lager ſein Vater mit ohendem Finger gewinkt und zu ihm geſprochen hätte: „Juſſuf, ſſuf! was beginnſt Du? Noch ſchwebſt Du in Lüften, ein chtbeſchwingter Vogel, um einſt auf dem Baume des Profeten- mes zu ſitzen. Hüte Dich, daß Du nicht ohne Schweif und chwingen zur Erde niederſtürzeſt!“

Als Juſſuf in den Kerker geworfen war, und trotzdem ein rede unter den Frauen von Memphis über Putifars Gattin

Suleicha entſtanden war und über ihre Tugend gemunkelt wurde, erbat ſie ſich den Jüngling für einen Tag von ihrem Gatten. Darauf lud ſie die Damen von Memphis zu einem Feſte. Als am Schluſſe der Tafel Pomeranzen aufgetragen wurden und die Frauen ſie mit ſilbernen Meſſerchen ſchälten, ließ Suleicha durch den ſchön geſchmückten Juſſuf Scherbet herum reichen. Alle waren plötzlich wie verzaubert, ſie konnten die Blicke von dem ſchönen Jünglinge nicht abwenden und ſchnitten ſich, ohne daß ſie es merkten, in die Finger. Da rief die Frau vom Hauſe den Damen von Memphis zu: „Euere blutenden Finger, ihr Tugendhaften, ſind meine Rechtfertigung!“

Als Juſſuf im Kerker immer vergebens durch des Mundſchenken Fürſprache auf ſeine Freiheit hoffte, erſchien ihm eines Nachts der Erzengel Gabriel und ſprach:

„O Juſſuf, wer hat dich erſchaffen?“

Gott der Herr.

„Wer hat dir ſolche Schönheit gegeben?“

Gott der Herr.

„Dein Vater hat zwölf Söhne; wer hat ihm vor Allen die große Liebe zu dir eingeflößt?“

Gott der Herr.

„Wer gab deinen Brüdern in den Sinn, daß ſie dich, ſtatt zu tödten, in den Brunnen warfen?“

Gott der Herr.

„Wer rettete dich aus den Brunnen?“

Gott der Herr.

„So Vieles hat Gott der Herr für dich gethan, Juſſuf! wie kannſt du auf ein Geſchöpf vertrauen ob der Rettung aus dem Kerker?“

Juſſuf weinte und vertraute fortan nur auf Gott den Herrn.

Als Juſſuf vor den Farao gebracht wurde, redete ihn dieſer in ſieben Sprachen an und Juſſuf erwiederte ihm ebenfalls in ſieben Sprachen. Die Prieſter des Farao, die auch Träume deuten konnten und vieler Sprachen kundig waren, ſtanden weit

hinter Juſſuf zurück, erzählt der Geſchichtſchreiber. Er beſaß, was mehr als Klugheit und Willenſtärke iſt: Seherblick und Herrſcherkraft, die unumgänglichen Erforderniſſe des Profetenthums.

Farao gab Suleicha, die „eine unberührte Perle im Hareme des verſchnittenen Putifar geblieben war" Juſſuf zum Weibe.

Aber die Scham über ihr früheres Thun ſühnte nun die Gattin durch freiwillige Entſagung, wiewohl ſie Juſſuf mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte. Was früher Juſſuf, verſagte jetzt Suleicha und ſo iſt dieſes Liebesabenteuer ein Gegenſtand aller Romanſchriftſteller des Morgenlandes geworden; ein Beiſpiel ſinnlicher und enthaltſamer, ſeltener und ſonderbarer Liebe.

Wie die Liebe der Nachtigall zur Roſe, des Schmetterlings zur Flamme: ſo rein und ſchön wird die Juſſufs zu Suleicha beſungen.

Wir aber wollen dieſes Blatt mit einem ſchönen Verſe Saadis ſchließen:

Und weißt du, was die Nachtigall
Voll Sehnſucht in den Bäumen ſingt?
„Verloren iſt der Menſch im All,
Der, wenn der Lenz und Liebe klingt,
Nicht froh ſein Herz zum Opfer bringt!"

Dschel Dschule.

Sonne und Quelle. — Gang der Frauen. — Brotbäckerei. — Nächtlicher Ritt. — Ein Leopard.

Der orientalische Dichter vergleicht die Sonne mit einem Falken, der aus dem azurnen Neste des Himmels herabschießt auf die Erde. Oder die Sonne ist ihm ein Löwe, der die Nacht, die flüchtige Gazelle verjagt. Im Morgenlande begreift man den hyperbolischen Dichter. Es sollten diejenigen, denen es Pflicht ist, die heiligen Schriften dem Volke zu erklären, sich die Kenntniß der morgenländischen Denker und Dichter überhaupt aneignen, um die Profeten besser zu verstehen und wohl auch einzusehen, daß ihre Sprache — und nur diese meinen wir — häufig die allgemein poetische und bilderreiche des Morgenlandes ist. Wer den christlichsten profetischen Dichter Dante allein läse, ohne seine Vorgänger oder seine Mitlebenden zu kennen, dem würde er über alles Maaß hinaus gewaltig und unerklärlich erscheinen. Ebenso, um eine andere Kunst zu nennen: Rafael Sanzio, wenn man nicht seine Vorgänger Francia und Perugino, seine Zeitgenossen Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti studirt.

Die Verehrung und Bewunderung für die Sprache der Profeten und Psalmensänger wird keine geringere werden, wenn man sie im Zusammenhange mit den Profeten und Dichtern nachbarlicher Völker studirt.

ie große Mehrheit der chriſtlichen und der jüdiſchen Lehrer
einer ſolchen allgemeinen Literatur und Culturkenntniß
Schüler lernen — Unwiſſenheit.

n 9 Uhr Morgens bei einer ſchon faſt unerträglichen Glut
n wir Nablus. Wir mußten die Lichtpfeile auf uns nieder-
laſſen, bis wir in der Nähe des Dorfes Reſidia an einen
mmauerten Brunnen kamen, der von einer Palme beſchattet
uickte.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gaſtfreundlich rauſchend geht ſie über
Berührt von Deinem Lippenrand.

Mirjaden Pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüſtenſande ſind,
Gewährte Kühlung ſchon und Labe
Das bergentſprungne, friſche Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick verſengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und übt ihr friſches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Troſt
Und ſingt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkoſt.

ıs dem Dorfe kamen mehrere Mädchen um Waſſer zu ſchöpfen,
› wir am Brunnen lagerten. Sie waren weiß gekleidet;
kles Antlitz mit brennenden ſchwarzen Augen glänzte, wie
Gold aus den weißen Schleiern und an den nackten Ar-
ıkelten Armbänder.

ls ſie ſich mit den Waſſerkrügen auf dem Kopfe entfernten,
ich abermals eine Erſcheinung wiederholt ſehen, die mir im
lande vielfach in den Dörfern auffiel: die ſtolze ſchöne
ɜ der Frauen. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu
und abwechſelnd mit den Armen feſt zu halten, giebt dieſen

einen plaſtiſchen Schwung und zwingt die Geſtalt, den Oberleib ſtreng aufrecht und ruhig zu halten; dafür die Hüften die Bewegung wiegend übernehmen müſſen. Das Auge folgt gerne dieſen wandelnden Königinnen.

Nach dem Ritte einer Stunde ſahen wir rechts einen Berg hinab ein Dorf hängen, das unſer Begleiter Sawata nennt, während uns ein anderes auf einem Berge gelegenes wie eine weitläufige mittelalterliche Burg entgegenſteht: Ariet Dſchid. Es iſt von ſchönen Oelbäumen, Mais- und Tabakpflanzungen umgeben. Wir umreiten den Berg und gelangen hinter demſelben in einen ebenfalls gut angebauten Thalkeſſel. In einer Höhle ruhen wir aus, um zu frühſtücken.

Wir zogen nun über das Gebirge Raß el arnin an den Dörfern Ariet Hedſche, Fundok, Dſchen Safur vorüber und gelangten in das Wadi Azun. Das Flußbett in demſelben war völlig ausgetrocknet, die Bergrücken des ſchmalen Thales von der Tiefe, bis zur Höhe begrünt; im Thale ſelbſt unzählige Johannisbrotbäume. Gegen das Ende dieſer anmuthigen Schlucht grünten wieder Oelbäume. Wir ritten ſehr raſch durch den Wadi, denn Matthia und unſer Führer bezeichneten ihn als wenig ſicher. Wir begegneten während des ganzen Tages nur ſehr wenigen Menſchen, in dieſer Schlucht gar keinem und gelangten ungefährdet auf einen hohen, mit uralten Oelbäumen bepflanzten Bergrücken.

Wir verſchliefen die Mittagsglut unter den Bäumen gelagert, und kamen niederreitend in die große Ebene Hadſchar en nus. Da es noch nicht nahe zum Sonnenuntergange war, ritten wir das Dorf Hable, wo wir übernachten wollten, durch, nach dem noch eine Stunde fernen Dſchel Dſchule. Ich finde auf Robinſons Karte dieſes Dorf nicht verzeichnet.

Es ſind etwa 40 aus Lehm aufgeführte Hütten, deren jede von einer Lehmmauer umgeben iſt und in einem weitläufigen Hofe eine Stube und gewölbte Erdwölbungen hat, in denen die Bewohner ſchlafen und während der Regenzeit ſich aufhalten.

Im Hofe tummelten ſich Kinder zwiſchen Hühnern und Hunden umher. Ein Pferd und ein Eſel ſtanden friedlich in einer

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverſchleiert, waren um einen Ofen beſchäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich friſch bereitet wird. Der Ofen iſt ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa ausſieht, die oben mäßig gewölbt iſt. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmeſſer hin. Nach einer halben Stunde nehmen ſie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr ſpäter in Egypten, wo ſie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungeſäuerte erinnert, das die Juden am Oſterfeſte eſſen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geſchilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reiſig die Wände verdeckend zieren ſollte. Er machte mich ſchon früher aufmerkſam, nicht nach der Uhr zu ſehen, um die Luſt nach ihr nicht zu reizen. Er legte ſich quer vor den Eingang und unſer Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennneſſeln. Schakale umſchwärmten heulend das Gehöfte und weckten erſchrocken ſchreiende Katzen in unſerer Nähe auf. Wir entſchloſſen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Eſel mit ſeinem Füllen vor ſich her trieb. Wir ſchloſſen uns gegenſeitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd ſtehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm ſtehen zu bleiben und die Piſtolen zu ſpannen. In dieſem Momente ſprang in langen Sätzen quer über unſere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verſchwand in der Finſterniß; es war das einzige wilde, das ich in Paläſtina ſah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn ſchon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anſtrengender Reiſe eingeſchlafen war

und ſo vom Pferde getragen wurde. Es widerfährt dieſes bedenkliche Einſchlafen wohl auch dem Reiter des Tages, wenn die Glut zu drückend wird. Auf den entſetzlichen Gebirgswegen Syriens und Paläſtina's iſt dieſes Ermatten vielleicht das Gefährlichſte des Reiſens.

Matthia ſchien nicht den Mut zu haben, unter den fremden Männern zu übernachten und ſo ritten wir weiter.

Bald vernahmen wir durch die Stille der Nacht fernen dumpfen Donner, es waren die Brandungen des mittelländiſchen Meeres.

Zwei Stunden noch zogen wir durch ſandige Dünen, endlich eine Höhe empor und das weite Meer lag ſilberflitternd vor uns, auf ihm eine purpurne Rieſenroſe, die aufgehende Sonne.

Wir waren wieder in Jaffa.

Ehe wir Päläſtina verlaſſen, bin ich noch jenen viertägigen Ausflug zu ſchildern ſchuldig, von dem ich bei Gelegenheit meiner Kämpfe in Jeruſalem geſprochen habe: nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, nach St. Saba, Hebron und zum Grabe **Rachels, der ſchönen Patriarchenfrau.**

Jericho.

Muſſa der Kawaß. — Schnee in Sonne. — Beduinen und Juden. — Keine Roſen. — Der Aga. — Ein geraubter Ochs. — Häßlichkeit der Weiber. — Tanzende Hexen. — Geſang. — Waffentanz.

Wir ritten, eine ſtattliche Karawane, um 6 Uhr Morgens von Jeruſalem fort. Drei Deutſche, ein engliſcher Arzt, der Architekt Endlicher. Maulthiere trugen unſere Zelte, waren mit vollem Geräthe und Küchenproviant verſehen und ſechs Beduinen folgten uns als Bedeckung.

Voran zog Muſſa der Kawaß.

Wir wollen dieſen Führer unſerer Karawane näher betrachten. Es iſt eine breitſchulterige, unterſetzte Geſtalt, arabiſch gekleidet; ein krummer Säbel hängt an ſeiner Linken, aus dem Gürtel funkeln Piſtolen und Handſchar, vorn über den Sattel gelegt iſt die Flinte, um im Momente einer Gefahr, ſie raſch zur Hand zu haben. Das Haupt bedeckt ein rotgelbes Tuch, deſſen Enden flattern, wenn er bald der Karawane voran ſprengt, oder wieder zurück reitet, um zu ſehen, ob Alles beiſammen und in Ordnung iſt. Er reitet ſo den Weg zweimal, den wir einmal vollendend heiß genug empfinden. Der Kopf Muſſa's iſt das Intereſſanteſte an ihm: ein rotbraunes Geſicht mit lebhaften Augen, grauem Schnurrbart, macht den Eindruck einer Gutmüthigkeit, die nicht ohne Schlauheit iſt und kaum vermuten läßt, daß dieſer Mann von ſtets bewußter tapferer Entſchloſſenheit und — lächelnder Grauſamkeit ſei.

Muſſa war, als Ibrahim Paſcha Syrien eroberte, deſſen Henker.

Jetzt iſt er der treffliche Kawaß des öſterreichiſchen Generalconſulates in Jeruſalem, gekannt und gefürchtet in ganz Paläſtina.

Als der Generalconſul eines Tages auf einer Reiſe, in der Ferne eine lagernde bedenkliche Beduinengruppe ſah, riß ſich Muſſa, wie ein Blitz von der Karawane los, ſprengte unter dem ſich ankündigenden Rufe „Muſſa Kawaß!“ an die Gruppe hin und befahl den Beduinen ihre Waffen in einem Kreiſe niederzulegen. Die Männer ſtaunten über einen ſolchen Mut und — folgten. Muſſa blieb bis die Karawane aus dem Geſichtskreiſe war, dann ritt er, die Beduinen grüßend, davon.

Als ſich ein Dieb im Conſulatsgefängniſſe befand und der neue Conſul nach europäiſch üblicher Weiſe ein ſchriftliches Protokoll mit ihm und wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne allen Erfolg aufnahm, verſprach Muſſa, wenn es ihm überlaſſen würde, das Geſtändniß bald zu erlangen. Der Conſul, nichts Böſes ahnend, ließ den Kawaß gewähren, bis er aus dem Gefängniſſe ein furchtbares Schreien vernahm. Er eilte hin und ſtand vor einer entſetzlichen Szene. Der Dieb hing nackt, an den Füßen feſt gebunden, ſo daß ſein Kopf faſt den Boden berührte. Muſſa zog einen eiſernen rotglühenden Ladſtock aus einem Kohlenfeuer und als der Conſul voll Entſetzen ihn anſchrie, erwiederte Muſſa ruhig lächelnd: „Ich weis ſchon, wo die geſtohlenen Sachen ſind! Der Schuft hat gleich bekannt, als er merkte, daß ich ihn ſpießen wollte.“

Einen verläſſigeren, anhänglicheren und ſo ſeltſam dies klingt, einen gutmüthigeren Diener hat das öſterreichiſche Generalconſulat nicht. Wenn er mit einem Kinde ſpielt, mit ſeinem Herrn oder mit Freunden umgeht, iſt kaum ein gemütvollerer Menſch zu ſehen. Seine Tapferkeit, ſein entſetzlicher Mut ſind keine Folgen einer heftigen Aufregung, ſie ſind auch Eigenſchaften in ſeinem Weſen, die ſich naturgemäß regen und bewegen, weil ſie eben in ihm ſind. Wenn er ſeinen Herrn in einer einfachen Situation ſieht, z. B. im Wortwechſel mit einem das Gepäck zu ſehr zer-

ſtörenden Mautbeamten, ſo iſt es eine ruhige Frage: „Herr! ſoll ich den Kerl erſchießen?“ wie etwa ein Diener in Europa fragen würde, „Soll ich den Mann bedeuten?“ Und es bedürfte nur eines leiſen Nickens und er ſchöſſe den ſeinem Herrn unangenehmen Menſchen todt.

Graf Pizzamano hatte die Güte mir Muſſa zur Begleitung zu geben, um nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meere nach dem Kloſter St. Saba, nach Hebron und Betlehem zu gehen. „Ich bin vollkommen beruhigt über Sie, wenn Sie Muſſa begleitet.“ Er rechtfertigte das in ihn geſetzte vielfach erprobte Vertrauen vollkommen. Etwas Beſſeres kann Graf Pizzamano einem Fremden nicht erweiſen, als wenn er ihm dieſen Mann zum Begleiter durch das Land giebt, das Niemand beſſer kennt als er.

Der Weg von Jeruſalem nach Jericho iſt von Pilgern tauſend und tauſendmal geſchildert worden. Wir ſetzten ihn, der ſich durch wüſte Berge zieht, am 3. Juni in einer Hitze durch, die das Queckſilber in meinem Thermometer auf 36 Grad ſteigerte. Nach ſieben Stunden erreichten wir eine Höhe, wo ein verlaſſener Chan ſtand, der uns für eine kurze Raſt Schatten giebt und wir ſehen in die Jordanoaſe hinab; zu unſerer Rechten dehnt ſich blaugrün, zwiſchen rötlich-gelben Felſen in ſeiner Länge unabſehbar das todte Meer aus und ein lang geſtreckter ſchwarzgrüner Streif, am Fuße des Gebirges bezeichnet den Lauf des Jordans, den wir noch nicht ſehen.

Wir reiten die Höhe hinab und erreichen nach einer Stunde die Eliſäusquelle, die Ain es Sultan. Ein Trunk friſchen Waſſers iſt dem Wanderer durch eine Wüſte die Befriedigung des höchſten Wunſches. Die Thiere wittern die Nähe der Quelle und gehen raſcher, die Araber beginnen ein Lied zu ſingen und es geht eine freudige Bewegung durch die Karawane. Als ich Muſſa fragte, was die Beduinen ſängen, ſagte er mir: „Dieſes Volk iſt verrückt und ſingt nur immer dieſelben Worte.“

Welche Worte?

„Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne!“

So poetisch bezeichneten die Bewohner der Wüste das Wasser.

Wir lagerten bald am Rande der schönen umgrünten Quelle. Jeder von uns ließ das kühle Wasser in seinen Becher fließen, während den Pferden und Maulesein die Zäume abgenommen wurden und mitten in dem Bassin, das sich unter der Quelle füllt, schlürften auch sie stehend mit athmendem Behagen.

Wir waren nicht zufrieden, daß wir wieder aufbrechen und noch eine halbe Stunde nach Jericho, dem heutigen Richa reiten sollten.

„Die Moskitos," erwiederte Mussa, „würden Euch an dieser Stelle allen Schlaf rauben und Euch mörderlich stechen."

So ritten wir denn weiter durch die Jordanaue. Der Boden war eben, die Gräser verbrannt und zahlloses, einzeln stehendes dorniges Buschwerk und Bäumchen über ihr zerstreut. Die Araber nannten es Sidr; es ist auch unter dem Namen Dom bekannt und mit dem Rhamnus napoca identisch.

Um 4 Uhr nach Mittag waren wir in Jericho, wo uns unter riesigen Feigenbäumen unsere Zelte, blau und weiß entgegen schimmerten. Blau und weiß, die Nazionalfarben Juda's und des modernen Hellas!

In einiger Entfernung von unseren Zelten waren noch zwei andere aufgeschlagen, die jener beiden schweigsamen Amerikaner, welche wir auf der Fahrt von Konstantinopel nach Beyruth kennen gelernt haben und deren Einer ununterbrochen den Thomas a Kempis und der Andere „die Kunst Leder zu pressen" las. Sie sahen aus denselben Bücher, die ich wieder erkannte, gleichgültig auf, um gleich wieder ihr Lesen fortzusetzen. In einem anderen Zelte wohnten zwei englische Geistliche.

Unseren beiden Zelten nicht ferne spannte sich für uns ein drittes aus, in welchem ein jüdischer Koch unsere Küche vorbereitete.

Wir blieben im Freien unter den Feigenbäumen, wo Mussa für uns Teppiche ausbreiten ließ. Bald versammelten sich die Männer von Jericho um uns her, um uns müßig zu begaffen. Auffallend war mir die dunklere Farbe der Bewohner und eine Mahnung

an Negerbildung in ihren Geſichtszügen. Vielleicht iſt eine früher ſtattgehabte Miſchung mit Ethiopiern daran und an der ſchlaffen Trägheit ſchuld, die den Bewohnern von Jericho nachgeſagt wird. Ebenſo ſoll ihre Unſittlichkeit daran erinnern, daß ſie in der Nähe der Städte Sodoma und Gomorha angeſiedelt ſind.

Die Beduinen, die uns begleiteten und alle, die ich ſchon früher geſehen hatte, machten den entſchiedenen Eindruck auf mich, daß ſie die wahren Stammgenoſſen der Juden ſind. Die gebogene Naſe, das ſpitze Kinn, überhaupt die Energieloſigkeit der unteren Kinnlade, die mehr kleine und magere Geſtalt, die Haſt und Bewegungen der Hände, mit denen ſie jede ihrer Reden begleiten, das kurze fragende Vorſichhinſtrecken derſelben, das einſeitige Achſelzucken machten mich oft glauben, daß ich mich mitten unter Juden befinde. Bis auf das eigenthümliche Schnalzen mit der Zunge, wenn ſie ſich wundern, der naſale Ton der Rede, das Vorwalten der Gurgeltöne in der arabiſchen Sprache, Alles vereinigt ſich, um noch jetzt zu beweiſen, daß Ismael ein Bruder Iſaaks geweſen iſt. Nur Eines war anders: der aufrechte energiſche Gang der Beduinen, ihnen hat noch kein Haß der Jahrhunderte, keine Liebe des ſie umgebenden Mohammedanismus den Nacken ſklavenhaft gebeugt; in ihnen geht noch das Barbarenthum der Freiheit aufrecht und, wie geiſtig verſunken dieſe Bevölkerungen der Wüſte ſind, ihre berechtigte Menſchheit iſt noch nicht auf Scheiterhaufen gelegt, in Folterkammern entſetzt, im Leben noch nicht gedemüthigt worden.

Der Nachkommen Iſaaks aber iſt das geiſtige Eigenthum, ungebrochen iſt das, was ewig lebt in ihm; ſo wie die Geſtalt des Wüſtenbruders, ſchlank und frank iſt!

Iſt hier nicht der Boden, auf dem eine Roſe ſprießt, die dürr und verholzt erſcheint, die aus einem ihr unwirtlich ſandigen Boden emporſchlägt? Thau und Regen erquickt ſie nicht, ihre Wiege wird von den Stürmen der Wüſte geſchwungen. Ich grüße dich Roſe von Jericho! die du wieder aufblühſt, wenn eine warme Hand der Liebe dich pflegt, wenn die Huld des Herrn dich be-

wäſſert. Du bis die Anaſtatika, wie dich die Wiſſenſchaft nennt, die Blume der Auferſtehung!

Ich mußte dein gedenken Volk Israels auf dem Boden, wo die Roſen von Jericho ſprießen.

Als wir ausgeruht waren und die niedergehende Sonne ihre Gluten abgedämpft hatte, traten wir unſere Wanderung durch Jericho an.

Wir zählten zwölf elende Hütten, aus Lehm und Reiſig, in denen zweihundert Menſchen wohnen. Das iſt die Palmenſtadt, die paradieſiſche Landſchaft, der Sitz der Götter, wie ſie der alte Geſchichtſchreiber nennt. Von antiken Baudenkmalen iſt außer einer zerſtörten Waſſerleitung, einem Stück Straße nichts mehr ſichtbar. Hier in dem faſt tropiſchen Klima, wo noch jetzt tropiſche Pflanzen gedeihen, trug die Palme Früchte, die ſie in dem nur ſechs Stunden fernen Jeruſalem verſagte. Hier war, durch zwei große Quellen und ſorgfältig geleitetes Waſſer eine Pracht der Gärten, die der Stadt den Namen der duftigen verſchaffte.

Durch Feigenbaumpflanzungen gelangten wir an eine Thurmruine, die etwa 30 Fuß im quadratiſchen Umfange und 40 Fuß Höhe hat. Der Bau iſt entſchieden ſarazeniſchen Urſprungs, wird aber als das Haus des Zachäus bezeichnet. Wir gingen durch einen kleinen Vorhof, eine ſteinerne Treppe empor, und gelangten auf die Terraſſe, wo uns unter einem aus dürren Zweigen beſtehenden, von vier Pfählen gehaltenen Dache der Aga der türkiſchen Beſatzung freundlich empfing. Es wurden Teppiche für uns ausgebreitet, dann Tſchibuk und Kaffee gereicht. Der Aga war von ſeinen Soldaten umgeben, Männer in albaneſiſcher Tracht, er ſelbſt als türkiſcher Offizier in blauem Waffenrock und rotem Feß. Er fragte uns um den Frieden, über ſeine Bedingungen und „ob der ruſſiſche Wolf jetzt ſeinen Hunger verloren haben wird?“

Von der Terraſſe aus, die mit einer niedrigen, mit Schießſcharten verſehenen Bruſtwehr umgeben iſt, ſahen wir dem präch-

tigen Sonnenuntergange zu und kehrten wieder an unſere Zelte zurück.

Nicht fern von ihnen war eine bewegte lärmende Szene. Mehrere Männer hatten der Heerde eines feindlichen Beduinenſtammes einen Ochſen geraubt, den ſie im Triumpfe nach Jericho brachten.

Die Bevölkerung war voll Jubel und verſammelt, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen. Die Männer ſchnitten dem Thiere mit langen Meſſern auf ein gegebenes Zeichen die Sehnen durch, ſo daß es ſtürzte, dann erſt ſchnitt Einer von ihnen dem Thiere den Hals durch. Das Abziehen des Felles, das Ausweiden und Zerhacken dauerte nicht fünfzehn Minuten und dann bekam jeder männliche Bewohner Jericho's ſein Antheil.

Während all dies geſchah, fing der Schech von Jericho, der von drei Beduinen umgeben war, durch Muſſa ein Geſpräch mit mir an.

„Hat man Dir nicht auch geſagt, daß es unſicher ſei, an den Jordan zu reiſen.“

Man rühmte mir die Tapferkeit der Männer vom Jordan.

„Wenn Du den Tribut zahlſt, ſo kannſt Du vollkommen ſicher reiſen.“

Wir haben ihn ſchon unſerm Führer gegeben.

„Aber uns Männern von Jericho noch nicht. Wir geleiten Dich morgen.“

Muſſa befriedigte ihn für uns Alle mit einem Napoleond'or. Als ich den meſſingenen Siegelring des Schechs, in welchen ſein Name eingeſchnitten war, gegen einen broncenen mit böhmiſchen Steinen beſetzten, den ich an den Finger geſteckt hatte, einzutauſchen ihn antragen ließ, war er ſogleich bereit dazu. Auffallend war mir, daß er an den Ring roch und ihn auch zum Daranriechen den Beduinen hinreichte.

Muſſa ſagte mir: „Dieſes Volk erkennt mit dem Geruche, was echtes Metall iſt.“

Einige verſchleierte, entſetzlich ſchmutzige Weiber, die noch

zwei ähnliche Ringe an meinen Fingern funkeln ſahen, ließen mich um dieſelben bitten. Ich verſprach ihnen, wie den Frauen in Baalbek, Kopfſchmuck und holte ſolchen aus meinem Reiſeſacke. Ich wählte dieſen, weil ich die Frauen ſehen wollte, indem ich darauf beſtand, ihnen den Schmuck ſo in die Haare zu thun, wie ihn die Frauen in meiner Heimat tragen.

Ich beſtand auf meiner Forderung, da redete der Schech ihnen zu, ſich nur zu entſchleiern, denn der Effendi ſei edel und meine es ehrbar mit ihnen.

Warum waren dieſe Weiber von Jericho nicht ſtandhafter? Warum hingen ſie nicht treuer am Geſetze ihres Profeten? Zigeunerhaft braune Köpfe mit breiten Naſen, wie es ſchien, noch nie gekämmten Haaren, gafften mich mit großen ſchwarzen Augen an. Hals und Hände, die nichts von dem Balſam hatten, welcher der Stadt im Alterthume den Namen der wohlduftenden gegeben hat, waren rotbraun und ſchwielig. Ich gab ihnen raſch den verſprochenen Schmuck, den ſie ohne Dank annahmen und gingen.

Der Koch lud uns unter das Zelt zum Speiſen; er war ein Künſtler aus der Gemeinde der Sepharedim und wir ſeine dankbaren Bewunderer.

Ich lud den Schech von Jericho an unſern Tiſch, nicht ohne Abſicht, von ihm über den Balſambaum etwas zu erfahren und Roſen von Jericho zu erhalten. Von dem Baume, deſſen Balſam ſchon Alexander dem Großen täglich in einer vollen Muſchel gebracht wurde, mit dem Pompejus ſeinen Triumpfzug ſchmückte, wußte er nichts; er iſt wie die Palmenſtadt verſchwunden. Anders aber iſt es mit den Roſen von Jericho, die haben weder im Alterthume daſelbſt geblüht, noch ſind ſie jetzt um Jericho zu finden.

Kein Botaniker hat dieſes Wüſtengewächs, das wohl in Sandebenen des ſüdlichen Paläſtina's und Arabiens und am Fuße des Sinai heimiſch iſt, hier jemals gefunden. Es ſcheint, daß eine Stelle in Jeſus Sirach den Irrthum veranlaßt hat: „Ich bin aufgewachſen wie ein Palmbaum am Waſſer, und wie die Roſenſtöcke, die man zu Jericho erziehet.“ Die hundertblätterige

Roſe gedeiht noch im Boden von Jericho, wenn auch die Palme längſt aus ihm entwurzelt iſt.

Während wir zu Tiſche ſaßen, war es tiefe Nacht geworden. Vor unſeren Zelten lagen die Thiere, Waffen und Reitzeuge hingen in den Aeſten, die Beduinen ſaßen plaudernd neben ihren langen, in den Boden geſtoßenen Lanzen. Der Himmel hatte flackernde, größere und nähere Sterne, als wir ſie im Abendlande zu ſehen gewohnt ſind.

Plötzlich erſcholl von der Richtung der Hütten her ein wildes Singen, ein trillerndes Heulen, dazwiſchen ein Zuſammenſchlagen von Metallen. Als wir Muſſa erſchreckt fragten, was es ſei, theilte er uns mit, daß er Kämpfer und Tänzerinnen beſtellt habe, die uns ein ſchönes Schauſpiel aufführen würden.

Der barbariſche Geſang näherte ſich und wir ſahen endlich fünf Weiber in langen dunkelblauen Hemden mit geſchlitzten, bis an die Knöchel ſpitz zulaufenden Aermeln. Die Geſichter braun, wie die von Zigeunerinnen, die Augen geſchminkt, die Lippen, aus denen weißblanke Zähne funkeln, blau tättowirt, die Brüſte frei, das Haupt mit einem nach rückwärts fallenden Schleier bedeckt.

Die Männer, zehn an der Zahl, das Haupt mit einem Beduinentuche umhüllt, Arme und Beine nackt, der Leib in eine weite Hoſe und Jacke gehüllt, ſind faſt milderen Ausſehens als die Weiber. Sie haben ein Bündel Holz gebracht, auf dem Vorplatze unſerer Zelte hingelegt und angezündet. Das friſch gebrochene Holz dampft und raucht und beizt uns die Augen, die wir in einem Halbkreiſe uns auf Teppichen lagernd, das Seltſame, das ſich uns darſtellen ſoll, faſt nicht mehr erwarten, denn das, was wir ſehen, iſt ſchon fremd genug und wild und fantaſtiſch.

Vier von den Weibern faßten ſich an den Händen, einen Kreis um das Feuer bildend und ſich langſam bewegend. Uns näher und außerhalb dieſes Kreiſes fängt das fünfte der Weiber einen ſeltſamen Tanz an, nach dem Takte eines Geſanges, den ihre vier Genoſſinnen ſingen. Die Tänzerin hält ein ſchmales langes Tuch in der Hand, das ſie wie einen Reif bald nach vorn, bald nach

rückwärts über den Kopf ſchwingt; dann läßt ſie dieſes Tuch fallen und hebt und bewegt die Arme, daß die weiten langen Aermel wie dunkle Fittige die Geſtalt umflattern. Sie bewegt ſich nach vor- und rückwärts und dreht ſich um ſich ſelbſt, was ſie jedesmal mit jenen entſetzlichen Trillern begleitet, die durch ein raſches Bewegen der Zunge, während heftigen Schreiens hervorgebracht werden. Dieſe Triller werden von den vier um das Feuer kreiſenden Hexen begleitet, bis ſie wieder die monotone Singweiſe beginnen, welche den pantomimiſchen Tanz begleitet. Die Worte, die ſie ſingen, ſind nur zwei, ſie wiederholen ſich fort und fort: „Gute Ankunft!“ — „Gute Geſundheit!“

So tanzten, kreiſten, ſangen und johlten ſie, mitten in dem Rauche der unabläſſig von den Männern geſchürten Flammen, eine halbe Stunde lang. Die Kleider, was ſie ſonſt zu thun pflegen, wenn ſie juſt nicht auf einem offenen Platze tanzen, warfen ſie nicht ab und nichts war in ihren Bewegungen ſo abſcheulich, wie ich es ſpäter von den Almeen in Egypten zu ſehen bekam.

Die Weiber ſanken endlich zu Boden und es traten die Männer vor.

Sie ſtellten ſich, ohne ſich zu berühren, nahe an einander, jeder mit einem langen, blanken Meſſer, ihnen gegenüber, ebenſo bewaffnet, ein einzelner Mann. Jene ſingen, um ihn zu verhöhnen, einen fortgeſetzten Ruf an: „Cheb! Cheb! Cheb!“ Er blieb Anfangs ruhig und ſchwang gleichgültig ſein Meſſer. Die Männer drängten jetzt an einander, indem ſie ſich an die Schultern lehnten, den Rücken neigten und mit dem Rufe „Cheb!“ vordrangen, ſo daß der Verhöhnte nach rückwärts ſchreiten mußte. Plötzlich aber, ſeine Ruhe und ſein Zurückweichen ſchienen nur Täuſchung über ſeinen Mut zu ſein, ſprang er vor und ſchlug klirrend mit ſeinem Meſſer an die der Gegner, ſo daß Funken ſprangen und es gab ein heftiges Klirren, wenn er bald mit dem Einen kämpfte, bald ſolche Bewegungen machte, daß er, wie mit einer Sichel, die Meſſer Aller umhieb. Der Kampf wurde immer leidenſchaftlicher, die Weiber ſtanden auf und hoben einen wilden Geſang an, der mit jenen wunderlichen, entſetzlichen Trillern das

Klirren der Meſſer, das fortgeſetzte „Cheb! Cheb! Cheb!“ der Männer begleitete.

Es währte eine Stunde lang. Das Feuer war verloſchen, wir gaben den Kämpfern eine Flaſche Raki und den Weibern zwei Silberthaler und hörten ſie noch lange, indem ſie abzogen, durch die ſchwüle Nacht ſingen.

Zum Jordan.

Gegen mosaisches Gebot. — Zwölf Steine. — Wüste und Garten. — Bad. — Todtenhemde. — Die Beduinen.

Um halb fünf Uhr Morgens waren unsere Zelte abgebrochen, die Thiere gesattelt und wir bereit, an den Jordan zu reiten. Wir durchzogen größere und kleinere Tennen, wo Getreide aufgespeichert lag und von Ochsen ausgetreten wurde, deren Mäuler, entgegen dem mosaischen Gebote mit Leinwandlappen zugebunden waren.

Eine halbe Stunde hinter Jericho sind zerstörte Grundmauern sichtbar und liegen einzelne große behauene Steine umher, sie sind als die Ueberreste von Gilgal erkannt worden. Im 8. Jahrhunderte verehrten hier noch Pilger die an eine Kirche angelehnten zwölf Steine, welche Josua aus dem Jordan genommen hatte und von denen die Samaritaner glauben, daß sie unter ihrem Opferplatze auf dem Garizim vergraben liegen.

Wir reiten durch kahle Flächen, die mäßigen Anhöhen und Felsen schieben sich, häufig fast viereckig wie Unterbaue von Kastellen und Thürmen in die sandige Ebene vor. Zuweilen sprengt einer von unseren Beduinen diese Anhöhen empor, um auszublicken, ob kein Ueberfall zu fürchten sei. Wenn er ruhig auf dem Plateau eines solchen Hügels hält, erscheint er in der Ferne wie eine Reiterstatue.

Erſt dem Strome ſchon nahe, erblickt man ſeine grünen, faſt waldigen Ufer und wieder iſt ein ſchönes Pilgerziel, nach dem die Fantaſie oft im Leben ſehnſuchtsvoll ihre Schwingen dehnte, erreicht.

Dies alſo der heilige Strom, an den wir durch ein Ufer dringen, auf dem haushohes Schilf, Tamarisken, Pappeln und Weiden in friſcheſter Grüne wachſen und duftigen Schatten geben. Man irrt wie durch einen verwilderten Park, Zweige auseinander biegend, Gebüſch umgehend und der Pilger fühlt ſich von einem unſagbaren Wohlbehagen durchdrungen, wie er ſeit lange nicht empfunden und die Legenden und Geſchichten, die in Jahrtauſende zurückreichen, erhöhen ſeine Stimmung mit einem Gefühle, das aus Wehmut und Entzücken zuſammengeſetzt, ſein ganzes übriges Leben nachklingen wird.

Der Strom iſt nicht breit, kaum wie die Tiber in Rom, er rauſcht an der Stelle, wo wir baden werden, faſt reißend nach abwärts, ſeine Wellen ſind gelblich.

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man das einſt gelobte Land durchwandert, ſeine nackten Felſen, ſeine einſamen Thäler von der Sonne bis zur Unfruchtbarkeit verſengt ſieht; wenn man dagegen die Schilderungen der Bibel und der Profeten lieſt, welche überſtrömen von Entzücken über all die grüne Pracht und geſegnete Ueppigkeit des Landes.

Das Land iſt entvölkert, das Barbarenthum herrſcht in ihm ſeit vielen, vielen Jahrhunderten; aber kaum war es trotz der günſtigſten Verhältniſſe jemals ſo, wie der Leſer der Bibel und der Profeten es ſich vorſtellt.

Das Klima, wenn faſt Alles wechſelte, iſt daſſelbe geblieben, die Formazion der Berge hat ſich nicht verwandelt. Eine Hauptbedingung des Wachsthums, die Quellen und die Leitung der Waſſer iſt freilich verſchwunden. Doch kann dieſes Land mit ſeiner, der tropiſchen ſich nähernden Glut, niemals den Anblick eines grünenden Gartens, einer friſchen Landſchaft gewährt haben.

Einem Volke aber, das lange in der Wüſte gelebt hat, dem Kundſchafter ſaftigkühle Trauben dahinbringen, das aus den troſt-

losen Einsamkeiten plötzlich an einen frisch hinströmenden Fluß, dessen Wasser süß und wohlschmeckend ist, in die Oase von Jericho gelangt, ihm muß Alles weit üppiger und glanzvoller erscheinen, als dem an einen solchen Anblick gewöhnten Menschen.

Noch jetzt, wenn man die Dichter des Morgenlandes liest, kann man dieselben poetischen Entzückungen vernehmen, die sie ergreifen, wenn sie von einer Quelle, von dem sie umgebenden Grün, von dem Schatten der Bäume sprechen.

Wie oft schilderten mir meine Führer die Freude, die wir empfinden werden, wenn wir die bestimmte Stelle der Mittagrast erreichen würden. „Dort wirst Du im glücklichen Schatten eines Gartens ruhen!“ pflegten sie zu sagen und als wir hinkamen, waren es oft drei, vier Oelbäume, die aus nackten Felsen wuchsen.

Mussa mahnte uns rasch ein Bad zu nehmen, denn das zu lange Weilen am Strome sei immer bedenklich, weil die Ueberfälle häufig in dem Momente zu geschehen pflegen, wo Kleider und Waffen am Ufer liegen und die Pilger, wehrlos nackt im Strome stehen.

In früheren Jahrhunderten warfen die Pilger, namentlich die aus Egypten kamen, Balsam und Gewürze in den Strom, ein Priester weihte ihn, ehe sie ihn betraten und noch heut zu Tage bewahren die griechischen Pilger das Hemd, in dem sie baden, auf, um sich in ihm begraben zu lassen.

Tauchen nicht die alten heidnischen Nilverehrungen an diesem Strome auf?

Wer nie durch die Wüste ritt, er spreche nicht von der Erquickung eines Bades, nie von dem Labsal eines frischen Trunkes, nie von der Kühle eines Schattens.

Es war uns ein Schmerz, dem fortgesetzten Drängen Mussa's zu folgen; wir stiegen ans Ufer und fanden ein treffliches Frühstück vorbereitet. Ich füllte noch einige Blechflaschen mit Wasser und schnitt, in Erinnerung der zwölf Stämme Israels, zwölf Weidenstäbe ab, die ich mit Griffen aus Holz vom Oelberge versehen ließ und in die Heimat brachte.

Es dürfte, ehe wir vom Jordan ſcheiden, hier die Stelle ſein, um über die Stämme der Beduinen, die an ſeinen Ufern wohnen, ein Wort zu ſagen: Die Bedawin, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ſind Araber, fanatiſcher als die Moslem, wiewohl ſie kaum das Gebet kennen, nur die Beſchneidung und Faſten beobachten. Unter ihnen leben heilige Männer, Fakire, die allein etwas vom Koran wiſſen. Die Bejahung gilt nur dann unter ihnen, wenn ſie derſelben einen Fluch folgen laſſen. Sie halten ſich königlicher Abkunft und erkennen ſelbſt die Blutverwandtſchaft mit den in den Städten wohnenden Moslem nicht an. Auf den Bergen frei, wild und unabhängig wohnend, ziehen ſie zur Regenzeit in das wärmere Jordanthal; neun Stämme am öſtlichen, acht am weſtlichen Ufer; jene ſind die Söhne von Edom, dieſe von Moab. Seitdem einige Männer der öſtlichen Brüder ſich mit ihren Weibern vor der Verfolgung der ſyriſchen Regierung zu den weſtlichen flüchteten und von ihnen geplündert wurden, herrſcht Blutrache zwiſchn ihnen. Von den weſtlichen Beduinen baut ein Stamm den Acker und wird von den frei umherziehenden Brüdern verachtet. Wann wird die Kultur in dieſe Bevölker ngen dringen, aber auch ihrer Freiheit ein Ende machen?

Wir ſaßen wieder zu Pferde und mit dem Strome gehend, der durch einen immer flacher werdenden welligen Boden hinzieht, und der ein leichtes Gefälle hat, erreichten wir nach einer Stunde ſeinen zweiarmigen Ausfluß in das todte Meer. Das Ufer iſt ſchon eine bedeutende Strecke vor ſeiner Mündung völlig kahl.

Das todte Meer.

Fabeleien. — Versteinerte Bäume. — Sodomsäpfel. — Begegnung. — Moses' Grab. — St. Saba. — Ida Pfeifer. — Herzogin von Brabant.

Der zwanzig Stunden lange See, den die Araber Birket Lut, das Meer Lots nennen, lag blau wie der Himmel vor uns, eingegrenzt von rötlich gelben, nakten Felsen, die bis zu 3000 Fuß ansteigend in der ersten Frühlingszeit theilweise grün bekleidet sind und durch ihre kühnen Umrisse einen angenehmen Eindruck hervorrufen. Das Ende des See's ist auch durch das Fernrohr dem Auge nicht erreichbar, weil dasselbe von der Halbinsel Mezraah im Süden verdeckt ist. Die größte Breite beträgt 4—5 Stunden.

Es liegen am Ufer hin geschwärzte Kalksteine, darunter auch Feuersteine. Vulkanisches Gestein habe ich, wenigstens an der Stelle, wo wir uns befanden, nicht gefunden; da und dort aber ausgespülten Asfalt.

Wir nahmen ein Bad, doch wurde mir die Freude nicht zu theil, das Vergnügen des Schwimmens zu haben, ohne dessen kundig zu sein. Zwei meiner Begleiter, beide gute Schwimmer, nahmen mich in ihre Mitte; ich legte mich aufs Wasser, wurde aber nur durch sie gehalten. Wenn sie mich einen Moment frei ließen, sank ich unter die Oberfläche. Die beiden Herren versicherten mich, daß sie das Wasser mehr als das eines Teiches

oder Fluſſes trage; welche Erſcheinung leicht durch das größere ſpezifiſche Gewicht, als jenes des mittelländiſchen Meeres, erklärlich iſt; daher auch keine Fiſche in dem See fortkommen. Daß aber Vögel, hinfliegend über dem Waſſer, betäubt und todt in daſſelbe fallen iſt eine Fabel. Wir ſahen ſelbſt deren über den Spiegel hinfliegen. Das Waſſer befühlt ſich ölig, prickelt auf der Haut und hat einen bitteren brennenden Geſchmack.

Nebſt den zahlloſen, verſchieden farbigen, meiſt flach und nierenförmigen Steinen des Ufers fielen uns klafterlange, weiß glänzende Stellen auf, die wie gefrorene Waſſerlachen, oder Schneewehungen ausſahen. Es war zu Tage liegendes Salz.

Eine auffallende Erſcheinung waren uns ziemlich dicke umherliegende Baumſtämme, deren Aeſte mit einer Salzkruſte überzogen ſind, die faſt verſteinert und kaum loszulöſen iſt. Wenn auch nicht ſo alt, wie der verſteinerte Wald, den wir in der Libiſchen Wüſte geſehen haben, ſcheinen dieſe Stämme vielleicht in eine Zeit zurückzureichen, wo die jetzt kahlen Berge bewaldet waren.

Es dürfte hier der Platz ſein, um auch ein Wort von den Sodomsäpfeln zu ſagen, die von außen ſo ſchön und innen Aſche ſind.

Dieſe werden bis jetzt nur am Südende des Salzſee's auf 12—15 Fuß hohen Stämmen geſehen, ſie hängen wie kleine Apfelſinen rötlich gelb, zwei bis drei nebeneinander. Sie ſind weich, die Schale platzt leicht und ſie zeigen im Innern eine ſeidenartige Wolle, welche die Saamenkapſeln umſpinnt. Sie ſind ſaft- und fleiſchlos und mögen dadurch, daß ſie dem Wanderer weder Nahrung noch Erfriſchung geben zu der poetiſchen Fikzion, voll Aſche zu ſein, Anlaß gegeben haben. Die Araber nennen dieſe Frucht Oeſcher und ziehen aus der Rinde des Baumes einen milchartigen ſüßen Saft, den ſie Unfruchtbaren zu trinken geben.

Es iſt nicht ſicher geſtellt, daß dieſe Frucht die von Joſephus und Tacitus beſonders, als mit Aſche gefüllt, beſchrieben iſt, wirklich der Sodomsapfel ſei. Neuere wollen ſie in einer verkohlt ausſehenden Frucht einer Akazienart erkennen, die ſie als Logonychium Stephanarium bezeichnen.

Intereſſant in dieſer Beziehung iſt auch ein in der Umgebung von Jericho vorkommender Strauch Leimun Lut, die Limone Lots, die gelbliche, einen Zoll dicke Beeren trägt. Einſt waren ſie, erzählen die Araber, groß wie Limonen, als aber das Volk von Sodoma und Gomorrha ſündenhaft und verbrecheriſch wurde, hat der Herr den Baum zu einem Strauche mit kleinen bittern Beeren verflucht. Auch dieſe Frucht wurde für den Sodomsapfel gehalten, weil es häufig vorkommt, daß eine Blattwespe ſich einbohrt, das Mark, während das Aeußere der Beere ſchön bleibt, aufzehrt, ſodaß ſie zerdrückt nur Staub enthält.

Wir brachen nach einer Stunde wieder auf und ritten kahle Berge hinan, ſandige Schluchten durch, in eine entſetzliche öde Wüſte, welche die Sonne in ein Glutmeer umwandelte. Wir verloren den See aus den Augen und kamen an eine große Ziſterne, die tief, grün brackiges Waſſer zeigte. Ein Beduine entkleidete ſich vollſtändig und ließ ſich an einem Stricke hinab, um uns in einem ledernen Schlauche Waſſer heraufzubringen. Der Mann ſtand unten bis an die Bruſt im Waſſer und ſchöpfte. Wir vermiſchten den warmen Brei mit Rhum, um nur den Ekel zu überwinden und die am Gaumen klebende Zunge zu befreien. Vergebens! Wir theilten eine einzige in unſerm Vorrate übrig gebliebene Pomeranze und tranken Rhum, um vor Glut und Ermattung nicht vom Pferde zu ſinken. Unerwartet kam uns Erfriſchung zu.

Begegnung.

Bin im heißen Wüſtenſand
Einem Mann begegnet,
Der, zur Bruſt gelegt die Hand,
Grüßend mich geſegnet.

Die Profetenabkunft ließ
Grün ſein Turban merken,
Und aus ſeinem Schlauche hieß
Er mich, friſch zu ſtärken.

Für ſo gaſtlich ſchöne Art
Reicht ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg geſpart
Eine ſüße Dattel.

„Eh wir ſcheiden, ſprich zuvor
Welches Ziel iſt Deines?“
Und er ſprach: „Weis ich's, Du Thor!
Gott beſtimmt mir meines.“

Einer hin, der Andre her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüſtenmeer
Dacht ich an den Reiter.

Es iſt kein Vergnügen, im Oriente zu reiſen, vielmehr eine
beit und die erhabenen und unvergeßlichen Szenen werden mit
ıſtrengung und Gefahr erkauft. Nicht die Menſchen bringen ſie,
wurde mir nur Freundliches, im äußerſten Falle nur Gleich-
ltigkeit erwieſen, aber das Klima, die ungewohnten Speiſen,
s Anſtrengende des Reiſens zu Pferde und zu Kameele fordern
e andauernde Widerſtandskraft, etwas vom Organismus, was
n eiſern nennt.

Wenn man oft tagelange Anſtrengung überwunden hat, die
ch durch die Arbeit eines gerne beobachtenden Geiſtes erhöht
rden, ſo wirken die Erſcheinungen, die Bilder und ewigen
onumente, zu denen und um derentwillen man pilgert, weit
niger, als ſie es müßten, wenn man ſie friſch und munter er-
chen könnte.

Man ſinkt aus dem Sattel, in den Sand und meint oft
ht mehr weiter reiſen zu können.

Faſt gleichgültig ſah ich ſo, zur Linken unſeres Wüſtenzuges über
ıer Hochebene den Berg des Nebi Muſa, wo ein weiß blinken-
s Minaret, neben einer Moſchee, die kaſtellartig gebaut iſt, das
rab des Profeten Moſes iſt, zu dem die Mohammedaner wall-
hrten.

Keine Stelle iſt in der Bibel genauer bezeichnet, als der
terbeort Moſes' und das Grab Rahels und doch zeigt die mo-

hammedaniſche Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtauſend heilig.

Schön iſt die Legende der Rabbinen, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei; eben ſo ſchön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moſes ſterben ſollte und er eines Tages mit Joſua ſich im Felde erging, kamen ſie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Profet, den die moslemitiſche Legende als neugierig ſchildert, fragte ſogleich:

„Für wen bereiteſt Du das Grab?“

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moſes ſtieg hinab und ſogleich wölbte ſich das Grab über ihm zuſammen. Es war der Todesengel, der den Profeten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Joſua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geſchehen iſt. Dieſes glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Herz des Profeten darin und dem Volke wurde klar, daß ſein Gefühl und ſein Geiſt unter ihnen geblieben ſei und ſie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das völlig vertrocknet war und ſahen, wie eine mittelalterliche Veſte, das Kloſter St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umſchloſſen, ragt es einſam empor und ſperrt ſich mit ſeinen 40 griechiſchen Mönchen für alle Welt ab. Muſſa klopfte, als wir vor dem Kloſter angelangt waren, an das ſchwere eiſerne Thor, in der Höhe über demſelben öffnete ſich ein eiſerner Flügel vor einem Fenſter, ein Korb wurde herabgelaſſen. In dieſen legte Muſſa unſern Empfehlungsbrief vom griechiſchen Patriarchen in Jeruſalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre ſchwer, die innern Räume zu ſchildern, um von dem fantaſtiſchen Baue einen klaren Begriff zu geben. Eine poetiſche Bauwildniß wäre vielleicht der bezeichnendſte Ausdruck für das, was die Fantaſie eines träumenden Baumeiſters hier geſchaffen hat.

Wir fanden die gaſtfreundlichſte Aufnahme, vortreffliche Betten und Alles, mit Ausnahme von Fleiſch, was nötig war, um von unſerem Koch ein erquickendes Mahl bereiten laſſen zu können.

Vor Tiſche ſahen wir alle Räume des Kloſters, es war eine Reiſe, Treppen auf, Treppen ab, durch Hallen und Bogengänge, über Terraſſen und Zinnen, durch Kirchen, Zellen und Säle.

Wir ſahen dem Sonnenuntergange von der höchſten Terraſſe zu und im letzten Schimmer die Zinnen eines einige 100 Schritte fernen Thurmes leuchten. Die kleine eiſerne Pforte zu ihm kann nur auf einer hohen Leiter erreicht werden. In dieſem Thurme werden weibliche Pilger beherbergt; in ihm wohnten zwei bekannte Oeſterreicherinnen: vor 16 Jahren die Weltpilgerin Ida Pfeifer, vor 3 Jahren die Herzogin von Brabant.

Bethlehem.

Bibliſche Gruppen. — Tandelmarkt im Kloſter. — Talent zur Plaſtik. — Troſt der Frauen. — Teiche Salomo's. — Bethſur.

Wir brachen des Morgens um 4 Uhr auf und verließen das gaſtfreundliche Kloſter; nach einer halben Stunde ragten nur noch zwei Thürme aus der Kluft empor und ſchimmerte ein Stück des todten Meeres. Bald waren auch dieſes verſchwunden und aus der Wüſte heraustretend, gelangten wir zwiſchen bebaute Felder, aus denen ſteinerne Vogelſcheuchen hervorragten. Wir kamen an zwei kleinen Beduinenlagern vorüber; jedes hatte an zehn ſchwarze, zerriſſene Zelte, vor denen einige Pferde weideten. Männer und Frauen beachteten uns kaum, einige Kinder kamen bettelnd an unſern Weg heran, indem ſie uns laues Waſſer zum Trinken anboten. Sie liefen, mit kleinen Münzen beſchenkt, jubelnd zu den Zelten zurück. Der Eindruck eines ſolchen Beduinenlagers iſt faſt derſelbe, wie einer Zigeunerbande in den Pußten Ungarns.

Da und dort in den Feldern waren Weiber beſchäftigt, die Aehren der Weizenernte einzuſammeln; begegneten uns einzelne Hirten mit kleinen Ziegen- oder Schafheerden. Zuweilen ziehen Kameele, auf denen Frauen ſitzen, die ſich raſch verſchleiern, an uns vorüber. Es iſt begreiflich, daß die Fantaſie auf dieſer Szene die Urgeſtalten der Bibel noch ſich bewegen ſieht: die heerdentreibenden Erzväter, Eleazar, der ſeinem Herrn die Braut zuführt, die Aehrenſammlerin Rut.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Betlehem und zogen durch die kleine, schöne Stadt, bis zum Kloster, in welchem wir sehr freundliche Aufnahme fanden und mit einem trefflichen Frühstück bewirtet wurden. Auffallend waren mir im Speisesaale zwei Portraits, die einzigen im ganzen Kloster: Robert Dangian, (Anjou?) und seine Gemalin.

Nach dem Frühmahle wurden wir an alle, den Christen heiligsten Orte geführt; sie sind in jeder Reisebeschreibung geschildert, mir bleibt nur, bei dem unglaublichen Hasse der christlichen Sekten, welche sich hier wie in der Grabkirche in Jerusalem anfeinden und bekämpfen, zu bemerken, daß ich selbst mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt wurde; fast schien es mir mit noch größerer als meine Reisegefährten.

Unangenehm war es uns in den Vorhallen und Gängen der historisch heiligen Orte von Betlehemiten angefallen zu werden, die sich untereinander stoßend und wegdrängend, uns aus Perlmutter und Olivenholz gearbeitete Kränze, Bilder, Kreuze u. dgl. mit der impertinentesten Zudringlichkeit anboten. Ich meinte die widerlichen Szenen des ehemaligen jüdischen Tändelmarktes zu Prag wiederzusehen, nur daß diese an keinem Orte stattfanden, welcher der Andacht und Betrachtung gewidmet war.

Fast vor jedem Hause sahen wir Splitter von Perlmutter glänzen. Die meisten Betlehemiten leben von dem Verfertigen frommer Pilgerspenden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß ein tüchtiger Zeichnenlehrer an der Klosterschule angestellt wäre, welcher die, wie es scheint natürliche Anlage der Betlehemiten zu plastischen Arbeiten, bedeutend fördern könnte. Es ist zum Staunen, was diese Autodidakten an schönem Schnitzwerk leisten.

Als wir durch das Städtchen, das in einer Olivenwaldung auf anmutiger Höhe liegt, ritten, fiel uns die Tracht der Frauen auf, alle trugen einen roten Rock, ein blaues Oberkleid, oder einen blauen Rock und ein rotes Oberkleid, während vom Kopfe ein weißer Schleier niederfiel. Die Betlehemiten sind wegen ihrer schöneren Gesichtsbildung und geistigeren Anlagen geachtet.

Wir ſprachen ſchon in Nazaret davon, wo die Kirchenbildmaler ihre Studien machen ſollten. Ein ächter Hiſtoriker kehrt immer wieder zu den Urtexten zurück; der Maler ſollte die Originalgeſtalten aufſuchen und nach der Natur zeichnen, ſtatt ein gedankenloſer Nachahmer der Byzantiner, oder der alten Italiäner zu ſein.

Durch ſchöne Oelbaumpflanzungen, eben gemähte Weizenfelder, in denen häufig Feigenbäume wachſen, zwiſchen durch mit grünem Strauchwerk und duftendem Lawendel bewachſenen Anhöhen, gelangten wir um 9 Uhr an ein verlaſſenes mittelalterliches Caſtell, Kasr el Burak, wo wir Halt machten. Ein tiefer, friſcher Brunnen und noch eine verſunkene Quelle, in der man die „geſiegelte" des hohen Liedes erkennen will, ſpeiſt hier die drei großen viereckigen, in Terraſſen abfallenden Teiche Salomo's. Aus dieſen, die in den Felſen geſchnitten und mit gewaltigen, gemeißelten Steinen eingemauert ſind, führt noch heut zu Tage eine Leitung Waſſer nach Jeruſalem, das ich in der Moſchee vor der Wohnung des Kadi in einem marmornen Baſſin zu Tage treten ſah. Tief in einer Schlucht, zur Seite der Waſſerleitung liegt eine prächtig grüne Oaſe mitten zwiſchen unfruchtbaren Felſen; ſie führt ſeit undenklichen Zeiten den Namen: Die Gärten Salomo's.

Wir badeten im oberſten und kleinſten Teiche, ruhten dann im Schatten der Caſtellmauern während der Mittagshitze und zogen bei einem angenehm uns entgegenwehenden Windhauche, der gegen ein Uhr erwachte, weiter.

Wir kamen durch anmutige Thäler, zwiſchen ſchön geſchwungenen Anhöhen, auf denen Krüppeleichen und Erdbeerſträuche häufig wachſen, zu einem Brunnen, wo ein antiker ſteinerner Trog lag, an dem Weiber blaue Hemden wuſchen, indem ſie dieſelben eintunkten und mit flachen Steinen klopften. Ueber dieſen Brunnen, eine Anhöhe empor ziehen ſich Ueberreſte eines einſt befeſtigten Platzes, den uns die Weiber ed Dirweh nannten. Dieſen Ruinen gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein Thurm, deſſen koloſſale Unterbaue uralt ſind. Neueſte Forſchung hat in den umhergeſtreuten Trümmern die alte Veſte Bethſur erkannt und faſt außer allen Zweifel geſtellt.

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter ſchwarze, weiße und geſprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber ſchöpften ſogleich mit einem ledernen Schlauche Waſſer, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Waſſer für die Thiere. Um das bibliſche Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reiſeſacke zwei Armringe und ſchenkte ſie den beiden Frauen. Sie waren freudig überraſcht und fragten Muſſa: „Welches geſegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?“

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Wein. — Glasfabrikation. — Nachtszene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wenn man durch die Wüste gewandert ist und sein gesegnetes Thal, seine sanft geschwungenen Höhen erreicht. Die Hügel sind mit Weinreben bepflanzt, aus denen noch, wie sie vom liebeseligen Dichter im Hohenliede geschildert werden, die Wächterhäuschen wie kleine Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen die Weingärten ein und erheben sich in ihnen mit ihrem dunklen und silbergrauen Grün. Wir ziehen auf steinigtem Boden zwischen ihnen hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das sich weiter hin mehr breitet, die Stadt, die sich in ihm selbst und einen Abhang herab steinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die schön gewölbte Kuppel der Moschee empor, unter ihr ruhen die Patriarchen.

Hinliegende Steinblöcke lassen annehmen, daß wir durch das einstige Thor reiten, um in die jetzt mauerlose Stadt zu gelangen. Wir ritten durch dieselbe und kamen auf einen sanft abhängenden Platz, wo uns unsere Zelte hell und gastlich entgegenglänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine seltsame Nachtherberge für Wanderer durch die Wüste! Und er fragt allenfalls: Warum noch weiter ziehen? Wärest du nicht o Herz bereit, gleich hier auszuruhen? Was willst du noch? Hast du nicht genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Hast du

nicht Alles ſchon erlebt? Wiederholung nur iſt das Leben, das dir noch zukommen wird. Nirgend aber mag es ſich leichter ſterben, als in der Wüſte, wo der Wind die Gräber aufwühlt und ſie wieder zudeckt, und wo ſie keine Thräne des Wanderers hervorlocken, weil er es nicht weiß, ob er über einem Menſchenherzen pilgert. Keine Blume, kein Thau, keine Thräne! So iſt es recht. Wozu dieſer weichſtimmende Todtendienſt, der den Menſchen demüthigt, der ſeine Thatkraft ſchwächt. Sterben und vergeſſen ſein, wie es auch ſchmerzt, es iſt das Beſte, das der Menſch erreicht. Das Höchſte aber iſt es mythiſch zu werden, nur die Mythe gewährt, was wir ſo nennen: Unſterblichkeit!

Wir lagerten uns vor den Zelten. Zu unſerer Linken an der öſtlichen Thalſeite wölbt ſich aus den Häuſern das Haram, die ſchön gekuppelte Moſchee, empor, unter der die Patriarchen ruhen, in der Doppelhöhle Machpelah. Höher hinauf liegt ein arg zerſchmettertes Caſtell, das zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen St. Abraham bekannt war, und die Burg Davids, als er in Hebron herrſchte, geweſen ſein ſoll. Vielleicht beweiſen dereinſtig mögliche Nachgrabungen, was jetzt nur als Sage vorhanden iſt.

Zu unſerer Rechten erhebt ſich ein einſtöckiges maſſives Gebäude, auf dem eine mit dem Halbmond geſchmückte rote Fahne flattert. Es iſt das türkiſche Quarantainehaus, an dem der aus Leipzig gebürtige Dr. Helbig angeſtellt iſt, an welchen ich eine Empfehlung und ihm gleich bei unſerer Ankunft zugeſendet hatte.

Er kam ſogleich an unſere Zelte und lud uns zu einem Spaziergange ein.

Wir ſtiegen hinter dem türkiſchen Leichenhofe zwiſchen reicher Oelbaumpflanzung eine ſteinigte Anhöhe empor. Wir gelangten an den Abrahamsbrunnen, der tief gegraben, Hebron das ganze Jahr hindurch mit Waſſer verſieht. Ein noch mehr ſteinigter und beſchwerlicher Weg führte uns zu Jeſſes, d. i. Iſais' Grab. Es iſt eine kleine verwahrloſte Halle, vor welcher einige ſchön gemeißelte Steinfragmente liegen, in ihr ſelbſt geht ein tiefer Schacht hinunter. Die Juden gehen den ganzen Monat Elul früh und Abends

hierher beten und lange hielten ſie ihre Gebete für beſonders erhört, weil es wie Duft emporſtieg aus dem Schachte. In dieſen Schacht werfen ſie Haarbüſchel von Kranken, die mit beſonderen Sprüchen verſehen ſind und beten um Geneſung derſelben. Da es noch heut zu Tage ein Gebrauch der Juden iſt, am Vorabende des Verſöhnungstages ein Huhn, oder ſonſtiges Geflügel für ſich als Opfer zu ſchlachten; ſo geſchah es, daß vor einigen Jahren Einer von ihnen ein Huhn als lebendiges Sühnopfer in den Grabſchacht hinabwarf. Zum Staunen der Wächter der Moſchee, die auf der entgegengeſetzten Anhöhe eine halbe Stunde fern liegt, hörten ſie unter den Gewölben des Haram ein Hahngekrähe. Man forſcht nach und erkannte das Huhn, welches der Jude in Iſais' Grab hinabgeworfen hatte. Nun war auch der Weihrauchduft erklärt, der aus der Moſchee unterirdiſch ſich fortzog und die Betenden in Jeſſes Grab ſo lieblich getröſtet hatte.

Es wäre intereſſant die unterirdiſche Verbindung der beiden, einander ſo fern ſtehenden Gebäude, von der ich in keinem Reiſebuche noch eine Andeutung fand, zu durchforſchen.

Nicht fern von dieſem Grabdenkmale ragt ein uralter Piſtazienbaum empor und erinnert an das Geſchenk, das Jakob ſeinen Söhnen nach Egypten mitgab, um ihnen Gunſt in den Augen des Vicekönigs Joſef zu erwerben. Der Blick von dieſer Anhöhe in ein ſchön geſchwungenes Thal hinaus, überragt an Lieblichkeit jeden anderen, den ich in Paläſtina geſehen habe. Uralte Oelbäume, da und dort ein Wallnußbaum, die Juglans regia, zahlreiche Feigen-, Granaten- und Aprikoſenbäume grünten in allen Abſtufungen der Farbe auf friſchen Wieſenhängen. Die Hügel mit Weinreben bepflanzt, gewährten heitere Gedanken und im tiefen Hintergrunde, ſahen wir durch das Fernrohr die berühmte Eiche Abrahams. Kinder brachten uns duftende Sträuße von Blumen, die ſie auf den Feldern gepflückt hatten.

„Sehen Sie dieſe Oelbäume", ſagte Dr. Helbig, „alle ſtammen aus uralter Zeit, Sie ſehen keinen, der ſeit vierhundert Jahren von den Türken gepflanzt worden wäre, und ſo muß die reiche Vegetation dieſes geſegneten Thales immer mehr zu Grunde

gehen. Mit den Quellen-iſt es nicht beſſer; ich kenne ein, zwei Stunden von hier fernes Dorf, wo hundert Quellen, darunter mineraliſche, exiſtiren und es laſſen ſich die Spuren von einer noch größeren Anzahl gut erkennen. Man merkt überall, daß kein Gemeinweſen und keine Regierung exiſtirt. Ich kann z. B. nur unter heftiger Zudringlichkeit vom Gouverneur jedesmal meinen Sold, der nebſt freier Wohnung in 900 Piaſtern monatlich beſteht, erhalten. Der Sold iſt ſicher, aber ich muß ihn immer dringend verlangen. Er wurde mir jetzt gerade ſeit ſieben Monaten nicht ausgezahlt. Ich werde einfach die Ausweiſe und Tabellen, die ich der Regierung amtlich zu liefern habe, zurückbehalten. Der Gouverneur, der ſie an den Paſcha zu ſenden hat, wird mir dann mit allen Höflichkeitsbezeigungen meinen Sold bei Pfennig und Heller auszahlen. Es ſind hier ſehr primitive Zuſtände, die dem Europäer unglaublich ſcheinen und deren manche auch nur dem länger weilenden Arzte bekannt werden. Sollten Sie glauben, daß ein Tiſchler und ein Fleiſchhauer hier meine Collegen ſind? Jener heilt alle Bein- und Armbrüche, indem er die geſchickteſten Schienen hobelt und zuſchneidet und der Fleiſchhauer, der die beſten Begriffe von Anatomie haben muß, zählt die Luxazionen zu ſeinem ausſchließlichen Monopole. Ein Gärtner iſt Impfarzt; er ſtreift mit einer offenen Feige den urſprünglichen Stoff von dem Kuheuter, bringt dem Kinde mit einer Nadel mehrere Stiche bei und ſtreicht dann die Feige über die wunden Stellen."

Und bei welchen Krankheiten, oder Operazionen bedient man ſich denn Ihrer Kunſt?

„Ich werde meiſt von den Juden gerufen, die ſich, intelligent wie ſie ſind, kaum den arabiſchen Naturaliſten anvertrauen, die übrigens ihre Spezialität, der ſie ſich widmen, meiſt gründlich verſtehen."

Wir ſtatteten dem Doctor in ſeiner bequem eingerichteten Wohnung unſeren Beſuch ab und beſtiegen die Terraſſe des ſtattlichen Quarantainegebäudes; das einzelne hoch gewölbte Abtheilungen für Menſchen und Thiere enthält. Seit der Anſtellung

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit stazionirt war, kam ein Pestfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgestreckte Wüste rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unseren Zelten zurück und fanden ein, während unseres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unserem Koche verkauft.

Der Wein ist ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht fast ohne Pflege und ebenso wenig geben sich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meisten Trauben werden nach Jerusalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäische Bereitung versucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelsten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flasche voll, hermetisch geschlossen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, schon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinste Taubeneier groß. Ob sie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müssen, möchte ich bezweifeln. Kundschafter und Reisende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenso bedarf es noch des historischen Beweises, daß Noa hier die erste Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, dessen sich die Bewohner Palästina's statt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um gläserne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere soll durch venezianische Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden sein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denselben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war schon finstere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demselben begannen von einer Hand-

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die ſchon geſchilderten Melodien orientaliſcher Muſikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um ſieben Jahre älter iſt als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moſes, gegenüber der maltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenſeit der grünen Thäler die libiſche Wüſte, wir ſelbſt unter den Zelten, die auf mohammedaniſchem Friedhof ſtehen — wie ſeltſam, fantaſtiſch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flackernder.

Die Doppelhöhle Machpelah.

Antiker Teich. — Purim taka. — Der Zehnte. — Sarkofage der Patriarchen. — Fabeleien. — Prügel. — Abners Grab. — Synagogen. — Bibliothek. — Arabiſche Legenden. — Eiche und Zelt.

Ich hatte einen Mann der ſepharediſchen Gemeinde für den früheſten Morgen beſtellt, um mit ihm die Stadt zu durchwandern und die Synagogen zu ſehen. Er kam, als eben die Sonne über dem Haine von Mamre aufging.

Wir gingen an einem antik ausgemauerten Teiche, der in der Form dem Siloateiche und den Teichen Salomos' gleicht, vorbei; vielleicht demjenigen, an welchem König David die Meuchelmörder ſeines Gegenkönigs Isboſet, des Sohnes Sauls, hängen ließ.

Wir gingen zuerſt zur Moſchee, die von einem kleinen Vorplatze aus, eine breite und tief ſich emporſtreckende Treppe ſehen läßt. Vor dem Eingang des hohen Thores, das in einer Einfaſſung von roten und weißen Marmorlagen angelt, iſt, da wo die Fronte der Moſchee endet, ein Winkel mit kleinen Steinen abgeſchnitten. In halber Manneshöhe iſt ein Loch durchgebrochen, das in die unterirdiſchen Räume der Moſchee führt. In dieſen abgegrenzten Winkel, der zehn Perſonen, nur hart an einander gedrückt, faſſen kann, kommen an jedem Vorabende eines Feſtes die Juden, um zu beten. Auch iſt es ihnen geſtattet ein Drittheil der Stufen, die zur Moſchee emporführen, wo ebenfalls ein Loch in die finſtern Unterbaue der Moſchee ſehen läßt, zu erſteigen. Zu dieſer Mündung kommen die Juden für einen ſchwer Kranken beten. Als

einmal ein grauſamer Schech den Juden Geld und zwar, um ſie ſicherer zu verderben, in einer Münze verlangte, die in ganz Paläſtina nicht zu finden war, gingen ſie hierher, die Hülfe der Erzväter anzuflehen. Am folgenden Tage brachte ein Reiſender, der aus der Wüſte kam, einen Beutel voll jener Münzen, welche der Schech gefordert hatte.

Purim taka.

Vor vielen Jahren herrſchte ein geldgieriger Paſcha in Hebron. Unter Androhung, die vornehmſten Juden zu verbrennen, die übrigen als Sklaven zu verkaufen, verlangte er von ihnen 50,000 Piaſter. Sie waren ſehr arm und in Verzweiflung, ſich nicht retten zu können. Da beſchloſſen die Rabbinen ihre Not und ihre Gebete den Erzvätern vorzutragen und ſchrieben Alles auf ein Blatt Papier nieder. Gegen ein Bakſchieſch verſprach der Moſcheewächter, das Blatt an einem Faden in die Grabhöhle der Patriarchen niederzuſenken; denn auch die Mohammedaner wagen den heiligen Ort nicht zu betreten und beleuchten ihn durch einen Schlott, der aus der Moſchee in das Grabgewölbe unter ihr niederführt.

Der Paſcha fühlte ſich in dieſer Nacht geweckt, da ſtanden drei ehrwürdige Greiſe vor ihm und verlangten 50,000 Piaſter; ſie drohten, ihn zu tödten, wenn er das Geld ihnen nicht geben würde. Es lag ein ſo tiefer Ernſt in den Geſichtszügen der Greiſe, eine ſo erſchreckende Todtheit in ihren Augen, daß der Paſcha zitternd vom Lager aufſtand und einen Beutel, der die geforderte Summe in Gold- und Silbermünzen enthielt, aus ſeinem Geldſchranke holte und den Greiſen übergab.

Am frühen Morgen pochte es an dem Thore des weitläufigen Hauſes, in welchem alle Juden, wie noch heutzutage, beiſammenwohnen, und die Bewaffneten des Paſchas kamen von der Gemeinde die 50,000 Piaſter zu holen.

Es waren Alle betend in der Synagoge verſammelt, denn ſie wußten jetzt ihr Ende herannahend. Die Vorſteher ſchickten den Synagogendiener, um zu öffnen; da bemerkte er einen Geldbeutel im Fenſter der Vorhalle, wo die Juden ihre Hände waſchen,

ehe ſie die Synagoge betreten. Er brachte ihn den Vorſtehern und lief erſt dann, um den Kawaſſen die Pforte zu öffnen.

Der Oberrabbi mit den Vorſtehern machten ſich ſogleich auf, um dem Paſcha die geforderten 50,000 Piaſter zu überbringen, denn der Beutel enthielt in Gold und Silber genau die Summe, keinen Para weniger. Der Paſcha erkannte ſogleich den Beutel und das Geld und ſprach ehrerbietig zu den Juden:

„Wahrlich, Ihr ſeid ein gottgeliebtes Volk! Er ſchützt und ſchirmt Euch. Dieſes Geld wurde mir von den Erzvätern Abraham, Iſak und Jakob abgefordert, um meine Seele zu retten vor einer ſchlechten That. Es ſchlummert und ſchläft nicht der Wächter Israels. Wenn Ihr ſo würdig ſeid, daß die ſeit Jahrtauſenden ſchlafenden Väter um Euretwillen aufſtehen; ſo will ich Euch hoch in Ehren halten. Nehmt das Geld als ein Geſchenk von mir und wenn mir Not und Unglück drohen, werde ich um Euch flehen, daß Ihr für mich zu den Erzvätern betet.“

Die ſepharedtſchen Juden feiern noch heut zu Tage ein Purim taka, ſo genannt vom arabiſchen Worte „Taka“, das Fenſter bedeutet, weil in einem ſolchen das Geld gefunden wurde.

Der Zehnte.

Es war zur Zeit des Eliaſer Archi in Hebron, ſeit Erſchaffung der Welt 5360 Jahre. Die jüdiſche Bevölkerung beſtand kaum aus einem Minjan und ſie konnten keinen Gottesdienſt abhalten, wenn nicht ein jüdiſcher Wanderer, oder Pilger zufällig nach Hebron kam. So war es auch einmal am Vorabende des Verſöhnungstages, die Sonne ſchon dem Untergehen nahe und noch war kein Gaſt gekommen, der als Zehnter das Minjan gebildet hätte. Die Juden waren gar ſehr betrübt darüber und ſandten nach allen Seiten Leute aus, um zu ſehen, ob kein Glaubensgenoſſe nahe ſei?

Schon glänzten die Wipfel der Oelbäume und die Rebenhügel in rotem Abendlichte, als man plötzlich von ferne, unweit der Maahroth Hamachpelah, dem Grabe der Patriarchen, einen ehrwürdigen Greis herankommen ſah. Ein weißer Talar umwallte,

wie ein Sterbekleid die hohe Geſtalt, ein weißer Bund umhüllte das Haupt und ein langer weißer Bart floß bis über die Bruſt herab. Die Freude war ſehr groß, als er durch ſeinen Gruß ſich als einen Juden zu erkennen gab. Alle eilten herbei, um ihn willkommen zu heißen; nur betrübte es ſie, daß ſie ihm, da es bereits Nacht geworden war, keine Speiſe mehr vorſetzen durften. Der ſchöne Greis tröſtete ſie und ſagte ihnen, daß er den Faſttag mit Hülfe des Herrn leicht zu ertragen hoffe.

Sie führten ihn hierauf in die Synagoge und der heilige Gottesdienſt begann, die ganze Nacht hindurch und den ganzen langen Tag darauf erſchollen die frommen Bußgeſänge. Die Gemeinde erwies ihrem lieben Gaſte, der durch volle 24 Stunden in der inbrünſtigſten Andacht, Allen als ein ehrwürdig ſchönes Beiſpiel daſtand, alle frommen Ehren, und da erſchien es ihnen, als ob es von ſeiner Stirne leuchtete; doch konnte das auch ein Widerglanz der Sonne ſein, denn in ſeltſamem Widerſpruche mit den Stralen auf der Stirne, waren die Augen des Greiſes glanzlos und faſt ſtarr.

Als der erſte Stern am Himmel ſichtbar und der Schofar geblaſen wurde, wollte Jeder der Gemeinde den Gaſt in ſeinem Hauſe bewirten. Es mußte durch das Loos entſchieden werden, welches dem Chazan, dem ſehr frommen, armen Vorbeter der Gemeinde zufiel. Freudig führte er den ehrwürdigen ſchönen Greis zu ſeinem kleinen Hauſe. Hier ſchritt er durch die niedere Pforte und einen ſchmalen dunklen Gang ſeinem Gaſte voran; aber der Greis folgte ihm nicht und war verſchwunden. Der arme Chazan meinte, der Gaſt ſei vielleicht irrig in das Nachbarhaus getreten, aber Niemand hatte ihn da geſehen.

Nach langem vergeblichen Suchen und Fragen ging er betrübt nach Hauſe und warf ſich, ohne nach dem langen Faſttage ſich mit Speiſe und Trank zu laben, auf ſein Lager. Im Traume aber erſchien ihm ſein lieber Gaſt und ſprach troſtreiche Worte zu ihm: „Lieber guter Mann! Sei nicht betrübt Deines Gaſtes wegen. Ich bin Abraham Abiſchem. Mir iſt Euer Kummer, daß Ihr am Verſöhnungstage kein Minjan habet, in meiner Grabes-Doppelhöhle

zum Herzen gegangen und ſo ſtand ich auf und erſchien Euch als die zehnte Perſon. Als aber der Gottesdienſt zu Ende war, ging ich wieder zurück, woher ich gekommen war.“

Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, wie tief dem jüdiſchen Volke ſeine Geſchichte, ſeine heiligen Ueberlieferungen, ſeine Urgedanken und Lehren innewohnen, man könnte dieſe Legenden als die poetiſchen Blüten eines unausrodbaren frommen und gottgläubigen Bewußtſeins anführen. Noch in unſeren Tagen tauchen mit ſcharfem, unabgegriffenem Gepräge Geſtalten und Bilder, die vor vier Jahrtauſenden lebten, empor und tröſten und erheben die Epigonen unſterblicher Väter.

Die Moſchee iſt von einer etwa 200 Fuß langen, 150 Fuß breiten Mauer umgeben, an deren vier Enden Minarete angebracht ſind. Die Steine des Unterbaues zeigen, wie die der Tempel-Weſtwand Fugenränderung und ſind manche von einer Länge von 38 Fuß. Ich beſtieg die Oſtſeite dieſer Mauer und ſah in einen Hofraum, wo eine Kapelle vor dem Eingange der Moſchee ſteht, welche ebenfalls ein Längenviereck bildet.

Urſprünglich eine Kirche, deren Gründungszeit unbekannt iſt, war es im 6. Jahrhunderte den Juden geſtattet, ſich derſelben zu nähern und Weihrauchopfer darzubringen. Benjamin von Tudela erzählt, daß er die Grabſtätte betreten habe. In ſpäteren Jahrhunderten war dies, bis zum heutigen Tage, weder Juden noch Chriſten geſtattet.

Herr Dr. Fränkel, mein Gaſtfreund in Jeruſalem, erzählte mir, daß er bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt, im Jahre 1843, zu dem berüchtigten Schech von Hebron Abd el Rachman, der erkrankt darnieder lag, berufen worden ſei. Er weilte mehrere Tage in Hebron, bis der Schech geneſen war, der für ihn eine dankbare Vorliebe gewonnen hatte. Der Arzt erbat ſich die Gunſt, die Grabhöhle zu betreten, die der Schech nur ſehr vorſichtig ge-

währte; indem er ihn ſelbſt eine ſchmale, dunkle Treppe hinab begleitete. Er ſah drei Sarkofage mit grünem Damaſt überhangen; als er dieſen weghob die Namen der Erzväter in hebräiſcher und arabiſcher Goldſchrift.

Es ſtimmt dieſe Schilderung theilweiſe mit der eines ſpaniſchen Renegaten überein, der noch drei andere Sarkofage, die der Patriarchenfrauen, geſehen hat. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Monumente nur Scheinſarkofage ſind und die eigentlichen unterirdiſch liegen, denn von dort her beſitzt man eine griechiſche Votivtafel aus den erſten Jahrhunderten nach chriſtlicher Zeitrechnung, welche am Grabe des Erzvaters eingefügt iſt. Auch will man Joſefs Grab geſehen haben, der doch ausdrücklich in Sichem begraben worden iſt. Mein Begleiter ſprach auch von Adams Grab hier, weil die Stadt, ehe ſie den Namen Hebron erhalten hatte, Kiriat arba hieß. Arba bedeutet im Hebräiſchen vier, was die Talmudiſten auf den Erzvater der Menſchheit und auf die Patriarchen deuteten; im Widerſpruche mit der Stelle in Joſua, welche ſagt: Kiriat Arba, die Stadt Arbas, der ein großer Menſch war unter den Enakim. Ebenſo erzählt man, daß Adam in der Nähe von Hebron aus der roten Erde eines Ackers gebildet worden ſei. Der Kirchenvater Hyeronimus ſchrieb ſeinem jüdiſchen Lehrer dieſe Legende nach, die ſeinen Vorgängern völlig unbekannt war. Chriſtliche Pilger wallfahrteten in ſpäteren Jahrhunderten, nicht ohne Gefahr, zu dieſem Acker, warfen ſich aufs Angeſicht und netzten ihn mit Thränen der Andacht, nahmen wohl auch Erde mit, welche ſie für heilkräftig hielten. Wie heutzutage noch manche Stellen, ſogar im Widerſpruche mit den heiligen Schriften, gezeigt werden, wo dies oder jenes ſich zugetragen haben ſoll; ſo ließ man im Mittelalter bei Hebron eine Höhle verehren, in welcher die Erzeltern ihre Lebenstage gelebt haben, man zeigte die Stelle, wo der erſte Brudermord geſchehen iſt und dergleichen. Es wurde eben auf die Fantaſie der Pilger ſpeculirt und ſo, wie auch noch heute ein angenehmes Einkommen geſichert.

Als ich mit meinem Begleiter wieder auf den kleinen Vorplatz getreten war, verlangte ein Türke, mit grünem Turban,

hammedaniſche Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtauſend heilig.

Schön iſt die Legende der Rabbinen, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei; eben ſo ſchön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moſes ſterben ſollte und er eines Tages mit Joſua ſich im Felde erging, kamen ſie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Profet, den die moslemitiſche Legende als neugierig ſchildert, fragte ſogleich:

„Für wen bereiteſt Du das Grab?“

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moſes ſtieg hinab und ſogleich wölbte ſich das Grab über ihm zuſammen. Es war der Todesengel, der den Profeten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Joſua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geſchehen iſt. Dieſes glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Herz des Profeten darin und dem Volke wurde klar, daß ſein Gefühl und ſein Geiſt unter ihnen geblieben ſei und ſie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das völlig vertrocknet war und ſahen, wie eine mittelalterliche Veſte, das Kloſter St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umſchloſſen, ragt es einſam empor und ſperrt ſich mit ſeinen 40 griechiſchen Mönchen für alle Welt ab. Muſſa klopfte, als wir vor dem Kloſter angelangt waren, an das ſchwere eiſerne Thor, in der Höhe über demſelben öffnete ſich ein eiſerner Flügel vor einem Fenſter, ein Korb wurde herabgelaſſen. In dieſen legte Muſſa unſern Empfehlungsbrief vom griechiſchen Patriarchen in Jeruſalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre ſchwer, die innern Räume zu ſchildern, um von dem fantaſtiſchen Baue einen klaren Begriff zu geben. Eine poetiſche Bauwildniß wäre vielleicht der bezeichnendſte Ausdruck für das, was die Fantaſie eines träumenden Baumeiſters hier geſchaffen hat.

Ich zog die Schaufäden aus meinem Gewande hervor, berührte mit ihnen die Thorarollen und küßte sie.

An der Wand der Synagoge hing ein geschriebenes hebräisches Gebet für Sir Moses und Lady Judit Montefiore.

In der Lehrschule waren die Kinder noch nicht versammelt, die Wände entlang standen an 2000 Bücher, viele Exemplare des Pentateuch, des Talmud, Gebetbücher und nur ein weltliches Buch, ein französisch-arabisches Wörterbuch, das mir als das Geschenk eines französischen Rabbis mit einigem Stolze gezeigt wurde.

Ueber die Gliederung der beiden Gemeinden in Hebron haben wir bei der Darstellung der Juden in Jerusalem berichtet. Der Bildungsgrad ist derselbe. Die Zahl der sepharedischen Juden ist nahe an 300, der aschkenasischen an 100; nur wenige unter ihnen sind Rajas; die größere Anzahl steht unter dem Schutze europäischer Consulate.

Ehe wir von der Nähe der Patriarchengruft scheiden, über der in der ältesten Zeit sich eine Synagoge, dann eine Kirche St. Abraham und jetzt eine Moschee erhebt und so von drei Weltreligionen Verehrung empfing; wollen wir zwei schöne Legenden mittheilen, welche die Araber von Abraham, den sie El Khalil nennen, den Freund Gottes, erzählen:

Gotteserkenntniß.

Nimrod trachtete nach dem Leben des Kindes Abraham, weil die Wahrsager verkündeten, er werde den Göttern gefährlich werden. Die Mutter verbarg ihn fünfzehn Jahre lang in einer Höhle. Als sie die Gefahr vorübergezogen glaubte, führte sie ihn zum ersten Male aus der Höhle.

„Es war eine wilde, stürmische Nacht. Der Engel der Winde rauschte mächtigen Fluges einher, ein einziger Stern blickte durch die zerrissenen Wolken. Abraham sah nichts, als die Finsterniß, hörte nichts als die Windsbraut; da meinte er das reine Licht,

das mitten im Kampfe der Naturkräfte ſo ruhig herab blickte, ſei die höchſte Kraft, welche Einheit und Ordnung unter die übrigen bringe. Er warf ſich nieder und betete an. Als aber der Stern untergegangen war, erkannte Abraham ſeinen Irrthum und rief: „Ich bete nicht an, was untergeht!“

Nun erhob ſich der Mond in Glanz und Klarheit. Abraham rief: „Dies iſt mein Herr!“ und warf ſich nieder, ihn anzubeten. Als aber der Mond untergegangen war, rief Abraham: „Er iſt es nicht, mein Herr! ich bete nicht an, was untergeht.“

Nun ſtieg in voller Pracht und Herrlichkeit die Sonne empor und durch Licht und Wärme entfalteten ſich vor Abrahams Augen zum erſten Male die Wunderwerke der Schöpfung. „Er iſts, mein Gott und Herr!“ rief er im Entzücken der höchſten Wonne und ſtürzte anbetend zur Erde. Die Sonne vollbrachte ihren Lauf und ſank in Weſten unter. „Er iſt es nicht, mein Gott und Herr!“ rief Abraham „ich bete nicht an, was untergeht, ich wende mein Geſicht zu Dem, der das kleine und das größte Licht erſchaffen, zum Herrn der Himmel und der Erden, er iſt mein Herr und Gott!“

Auferſtehung der Todten.

Als Abraham hundertundneunundneunzig Jahre alt war, pilgerte er nach Mekka; da fragte er den Herrn, wie denn die Auferſtehung vor ſich gehen werde?

„Tödte vier Vögel,“ befahl ihm der Herr, „zerhacke ſie und miſche ihr Fleiſch wohl durcheinander, theile es in vier Töpfe und ſtelle dieſe auf die vier Berge bei Mekka. Die Köpfe der Vögel aber behalte bei Dir.“

Als Abraham ſo gethan hatte, ſprach zu ihm der Herr: „Rufe die Vögel jetzt bei ihren Namen!“

Abraham rief ſie bei ihren Namen und das Fleiſch in den Töpfen fing an zu gähren und wälzte ſich brauſend von den Bergen herab und trennte und ſonderte und band und vereinte ſich in die alte Form. Und als die Vögel auf den Füßen ſtanden, ſetzte jeder Vogel den ihm gehörenden Kopf auf.

Und es ſprach der Herr: „So erſtehen auch einſt die Menſchen aus den Gräbern und greifen nach ihrem weſentlichſten Unterſcheidungsmerkmal, dem Kopf.“

Muſſa, der Kawaß erwartete uns ſchon mit Ungeduld, er hatte die Maulthiere vorausgeſchickt und unſer Frühſtück, in nicht genug zu dankender Aufmerkſamkeit, unter der Eiche im Haine Mamre angeordnet, wo die Erzväter ihre Zelte hatten und wo Abraham von den drei Wanderern der Untergang Sodoma's und Gomorha's angekündigt worden war.

Joſefus Flavius nennt den Baum eine Terebinthe, die ſpäteren Schriftſteller eine Eiche, was diejenige, zum Geſchlechte Quercus ilex gehörend, wirklich iſt, in deren Schatten wir lagerten: die Araber kennen ſie unter dem Namen Sindian. Ich brachte Eicheln und einige Zweige dem gelehrten Reiſenden Dr. Kotſchi nach Wien mit, von dem wir zunächſt über die Eichen im Morgenlande eine Abhandlung erhalten werden.

Wir ritten durch Weingärten und gelangten nach einer halben Stunde auf einen mäßig ſich abſenkenden Wieſenplatz, in deſſen Mitte die Rieſeneiche ſteht. Ich maß den Umfang des Stammes auf 22 Fuß, er theilt ſich in einiger Höhe in drei dicke Stämme, von denen einer in ziemlicher Höhe ſich wieder in zwei theilt. Die Aeſte ſtrecken ſich bis 90 Fuß im Umkreiſe, ſie ſind dicht und waren dicht belaubt. In der Nähe befindet ſich ein Brunnen.

Die Botaniker bezweifeln mit Recht das hohe Alterthum dieſes Baumes, über welchen übrigens ſchon vom fünften Jahrhunderte her, Nachrichten vorhanden ſind.

Die Juden halten aber eine andere Stelle, nördlich von Hebron, für diejenige, wo das Zelt Abrahams geſtanden haben ſoll. An derſelben befinden ſich auch antike Mauerreſte. Dieſe bilden die niedere Umfangmauer, jedoch nur zweier Seiten eines großen viereckigen Raumes, ſie beſteht aus zwei koloſſalen Steinlagern. In dem weiligen Raume, der grün bewaſchen war, befindet ſich eine Ziſterne;

auf einem Steine ſaß eine mächtige Eule, die einzige, die ich im Morgenlande ſah.

In neuerer Zeit tauchte, im Zuſammenhange mit Bibel und Talmudſtellen die Meinung auf, daß das Hebron der Schrift auf dieſer Höhe, die eine Stunde von der jetzigen Stadt fern iſt, geſtanden haben mag. Joſua bezeichnet die Stadt „auf dem Gebirge Juda.“ In der Miſchna tamid heißt es, daß die Morgenopfer in Jeruſalem erſt dann gebracht wurden, „wenn es anfing Licht zu werden bis Hebron.“ Unmöglich iſt es aber das heutige, im Thale faſt verſteckte Hebron von Jeruſalem aus zu ſehen.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die genaue Durchforſchung der Höhen, wo das Zelt Abrahams iſt, zu mancher Entdeckung führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe beſuchten wir die Ruinen einer Moſchee Neby Yumas, des Proſeten Jonas. Mauerreſte, die kaum aus dem Boden hervorſtehen, faſſen den Hügel ein. Muſſa nannte uns den Ort Hulhul, wahrſcheinlich das von Joſua genannte Halhul.

Rachels Grab.

Ueberbaue. — Der wandernde Stein. — Ewiges Licht. — Legende.

Kein Grab der uralten Welt iſt genauer bezeichnet, als dasjenige, dahin der trauernde Patriarch ſein geliebteres Weib Rachel, die ſchöne Mutter des ſchönſten Sohnes begrub.

„Und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasſelbe iſt das Grabmal Rachels bis auf dieſen Tag.“

Von Geſchlecht zu Geſchlecht erbte die Erinnerung fort. Während Weltſtädte verſchwanden und Niemand weiß, wo ſie hingebaut waren, dieſes kleine, faſt unſcheinbare Denkmal hat ſich im frommen Gedächtniß der Welt erhalten. Jedes Jahrhundert hat es immer wieder, wenn das Denkmal zerſtört war, neu hergeſtellt. Bald erhob ſich eine rohe Steinpiramide auf dem Grabe, bald waren es zwölf Marmorblöcke, die zwölf Söhne Jakobs bezeichnend, die auf demſelben lagen. Einen ſie abſchließenden Marmor, der dem Patriarchen ſelbſt zur Ehre emporragte, nahmen die Mönche des nahen Eliasklooſters in ihre Kirche; aber es wiederholte ſich die oft erfundene Legende, daß der Stein nächtlings an ſeine Stelle zurückkehrte. Als im Laufe der Zeiten dieſe Steine verſchwunden waren, wurde eine ſäulengetragene Kuppel, ſpäter eine bogengewölbte Halle, dann eine Moſchee und immer wieder, wenn dieſe Bauwerke zerſtört waren, ein neues hingeſtellt.

Die Bekenner dreier Weltreligionen beugten und beugen ihr Knie in Andacht vor dieſem Grabe. Hier lagen ſie gemeinſam ver-

ehrend in Frieden, während ſie ſich, kaum aufgeſtanden und nicht fern dem Grabe, mit Feuer und Schwert bekämpften. So mächtig iſt der Zauber, den die Stätte ausübt, wo ein ſchönes, edles, frommes Menſchenherz zu ſchlagen aufgehört hat!

Während die Juden und Chriſten hier beteten, trieb eine noch innigere Andacht die Mohammedaner von Betlehem an, ſich hier begraben zu laſſen und ein Schech Mohammed ließ, nachdem die Moſchee verfallen war, ein kuppelartiges Gebäude über dem Grabe vor dreihundert Jahren aufführen, deſſen Form wenigſtens ſich bis zu dem heutigen Tage erhalten zu haben ſcheint.

Merkwürdig iſt es, daß die Mohammedaner, die mit fanatiſcher Eiferſucht ihre Heiligthümer jedem Giaur zu betreten verbieten, dieſes ſelbſt mit einer Moſchee geſchmückt geweſene Grabmal ſeit wenigen Jahrzehnden den Juden gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Piaſtern überlaſſen.

Als ich über einen welligen, mit Oelbäumen bepflanzten Boden, von Betlehem kommend, bei dem Denkmale angelangt war, erwartete mich vor demſelben ein ſepharediſcher Jude mit dem Schlüſſel.

Wir traten durch einen breiten offenen Spitzbogen in einen kleinen Vorhof, den etwa neun Schuh hohe Mauern bilden. Uns gegenüber in einer Niſche befindet ſich ein ſteinerner Turban über einem mohammedaniſchen Grabe.

Dem Eintretenden zur Rechten iſt eine kleine eiſerne Thüre ſichtbar, durch die wir in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangten. Unter ihr befindet ſich auf einer Steinſtufe ein aufgemauerter, weiß übertünchter Sarkofag, der wie ein Koffer mit gewölbtem Deckel ausſieht. Auf demſelben befinden ſich die Namen zahlreicher Pilger. Man kann den Sarkofag umſchreiten; vor demſelben, der Eingangsthüre zugewendet, ſchließt ein viereckiger, ein und einen halben Schuh großer Marmorſtein die Gruft ſelbſt ab. Ich hob ihn empor und ſah in ein finſteres Loch hinab, das nichts als einige Steine enthielt, als ich es mit einer Lampe erleuchtete.

Von dem Grabſteine lag ein kleines Eckſtück abgebrochen, ich nahm es mit und verehrte ſpäter der Grabkuppel eine ſchön-

geformte metallene Lampe, um ein ewiges Licht darin erhalten zu können.

Es ist Sitte, daß der jüdische Führer Oel und Lampen mitbringt und diese von den Pilgern zur Ehre der todten Patriarchenfrau anzünden läßt. Dann sprechen sie das schöne hebräische Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist.

Welches Weib der Erde, das weder durch den Glanz des Wunderglaubens verklärt, noch durch ein großes geschichtliches Ereigniß verewigt ist, genießt nach vier Jahrtausenden eine gleiche Verehrung. Juden, Christen und Mohammedaner beugen gleich ehrfurchtsvoll ihr Haupt und ihr Knie, vor der Gestalt einer schönen, in der Blüte hingerafften Mutter, deren Dasein nur durch menschlich schöne Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern bezeichnet ist.

Es ist ein edler Zug des Menschenherzens, daß es gerne verklärt, was ihm schön und edel scheint. Geist und Fantasie müssen ihre Stralen leihen zu einem Heiligenschein, der die Gestalten umgiebt und der Mensch betet frommer an, was er selbst geschaffen hat.

Die Legende erzählt, daß es der Geist der Mutter war, der ihren Sohn Josef in Egypten rettete, als ihn Putifars Weib verführen wollte; ihr Geist lehrte ihn die Träume deuten, die Weisheit der Welt und der Herrschaft Kunde. Als Josef zum Sterben lag im Egyptenlande, wehte es ihn und die Seinen an wie Trost; es war von den Schwingen des Geistes seiner Mutter.

Als ihr Kind nun todt war, wandte sich die Liebe der Mutter dem ganzen Volke zu. Die biblische Ahnfrau, erscheint sie immer wieder, wenn Israel ein Unheil droht und wenn es traurig ist. Sie naht, wenn es von Gott nicht mehr beherrscht sein will und von dem Profeten verlangt, daß er das Königthum einführe. Den gesalbten Saul, da er an ihrem Grab vorüberzieht, blendet es wie ein Sonnenglanz in Wellen aus ihm empor und er beginnt mit den ihm begegnenden Sängern zu weissagen. Und als das Volk in die Verbannung zog und am Grabe vorüberkam, da hörte es eine klägliche Stimme und bitteres Wei-

nen auf der Höhe: „Rachel weint über ihre Kinder und w
nicht tröſten laſſen, denn es iſt aus mit ihnen.“

Ihres Wandels Segensnähe
Hat ſie immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Gab ein Machtſpruch die Befehle
Abzuſchwören ihren Gott,
Sie war nahe ihrer Seele
Und ſie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimatlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß ſie noch die Hüter
Des geſtürzten Tempels ſind.

Wenn ein Mann von ihrem Stamme
Forſchend bei der Lampe denkt,
Sie naht ſtill ihm, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne ſchwenkt.

Komm und ſammle mild zur Einheit
Jedes Geiſt- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Glanz von deinen Kindern bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke —
In ein Kanaan will ſein Herz?
Führe du als Feuerwolke
Seine Sehnſucht himmelwärts!

Abschied vom Leser.

In Jaffa wieder angelangt, kehrte ich bei Herrn Platner ein und hatte die Freude, Herrn Albert Cohn, der eben aus Egypten kommend, nach Jerusalem ging, zu begrüßen.

Es waren tief ernste Gespräche, die wir über die Zustände der Juden in der heiligen Stadt und im ganzen Morgenlande führten.

„Wir streuen" sprach der begeisterte Mann, „Saatkörner in die Furchen der Gemüther und Geister unserer im Morgenlande verdunkelten Glaubensgenossen. Es gehen auch auf den Feldern nicht alle auf. Gottes Sturm, Regen und Sonnenschein müssen wehen und leuchten, damit der Segen, die goldene Frucht gedeihe. Wir müssen den Armen doppeltes Brot reichen, um sie körperlich und geistig zu nähren. Ist es nicht ein Land der Wunder, dieses Palästina noch heutzutage? In demselben Jahrzehent erwacht in drei, durch Meere getrennten, großen Reichen, in drei Menschenherzen der gleiche Gedanke: den körperlichen Hunger der Glaubensgenossen in Jerusalem zu stillen, den geistigen nach Lehre und Bildung zu wecken. Wie jene drei Engel zu dem Zelte Abrahams bei Hebron mit schöner Botschaft kamen, so kommt aus England, Frankreich und Oesterreich von drei edlen Menschen der greisen Jeruschalaim ein geistiger Segen! Und eine Mutter hat es schwerlich im fernen Böhmen und im fernen Ungarn ihrem Knaben an der Wiege vorgesungen, daß wir Beide uns hier treffen werden, um mit zu rathen und mitzuhelfen."

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeind Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Zitronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter den Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Anhang.

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerſchaaren ſei mit uns!

Eine Perle, ein Edelſtein mit ſiebenfachem Strahl iſt der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, ſein Licht leuchte in düſterer Nacht!

Unſer Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jeruſalem erkieſen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögeſt Du die höchſten Höhen erſteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenſchaft geſegnet ſein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Eliſe Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unſterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranſtalt.

Nachdem die weiſen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorſitz des Großrabbi, ſich verſammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geſchah, haben wir Alles genehmigt und beſtätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anſtalt, haben uns mit ganzer Willenskraft dieſem gemeinnützigen Lehrhauſe gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweiſe, die Kinder in ihrem Lernen, ſowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieſes iſt von nun an unſere Pflicht, unſere Aufgabe, und Gott wird unſer Streben unterſtützen!

Wir haben eine Auswahl unter den ſechs- bis ſiebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anſtalt. Aber es ſchmerzt uns ſehr, daß blos dieſe zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen ſollen, während noch andere arme verwaiſte Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer ist gekränkt, daß er blos seines Lohnes theilhaftig werden kann und sonst keine Vortheile erhält. Dieses schmerzt uns um so mehr, als es Haß und Neid zwischen den Erwachsenen, wie zwischen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müssen. Es ist daher billig und recht, diese neidischen und gehässigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit sie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anstalt stören möchten. Denn tausend Todesarten gleichen der Bosheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorsteher der Lehranstalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umsicht und Barmherzigkeit einen fürsprechenden Engel abgebest, das edle Herz unserer Glaubensgenossin zum Mitleid zu bewegen, damit, sowie die geistigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt diese Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anstalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten sollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Israel vergessen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieser theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Lämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das sind die Worte der Bittsteller, die sich unterzeichnen am 1. des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Besdins, Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt."

Bitte der Gemeinde Chaſſidim

an Herrn Ludwig Auguſt Frankl

„Mit Hilfe des gebenedeiten Gottes am Donnerstag des Seder Pinchas am 14. des Monats Tamus 617 = 1856. Hier in der heiligen Stadt Jeruſalem; ſie werde bald aufgerichtet in unſeren Tagen, Amen!

Es erfreue ſich alles Guten, alles Glückes und aller Seligkeit der ausgezeichnete, hochgelehrte Mann, der ausgezeichnete, rühmlichſt bekannte Dichter, Herr Doctor Ludwig Auguſt Frankl, Gott ſei ſein Schutz und verleihe ihm langes Leben!

Alles Herrliche ſah Dein Auge, Herr! als Du durch Gottes Huld des Glückes theilhaftig geworden, den Berg Zion und Jeruſalem zu beſuchen. Du haſt Weisheit erworben, was mangelt Dir noch? Heil Dir, daß Du ſo glücklich wareſt, die heiligen Steine der Vorzeit zu küſſen und dem heiligen Staube zu huldigen!

Wir haben ein Anliegen an Dich, geehrter Herr!

Du haſt Dich durch den Augenſchein überzeugt, daß wir einen Bauplatz angekauft haben zum Bau einer Synagoge, mit der Ausſicht auf die Trümmer des zerſtörten heiligen Tempels. Auch iſt Dir der Wille des kaiſerlich öſterreichiſchen Conſuls, des Herrn Grafen Pizzamano, bekannt geworden, den Bau nach erwirkter amtlicher Bewilligung ſo ſchnell als möglich in Angriff zu nehmen. Darum, o Herr! richten wir an Dich die Bitte: unſere Stütze, unſer Sachwalter und Fürſprecher zu ſein bei den wohlthätigen Menſchenfreunden in Oeſterreich, Mähren und Böhmen. Wolle die dringende Nothwendigkeit dieſer gottgefälligen Handlung den Edlen Deines Vaterlandes eindringlich vortragen, damit ſie ſich zu dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke vereinen mögen, um uns Unterſtützungen angedeihen laſſen zu wollen.

Dein Name wird dann bis in die ſpäteſte Nachwelt zum Ruhme fortleben! Auf, Geſegneter Gottes! ergreife mit Kraft dieſe gemeinnützige Angelegenheit mit Freuden und mildem Herzen! Laſſe Dich von der Mühſeligkeit, die damit verbunden iſt, nicht abſchrecken, und Gottes Wille wird durch Deinen Eifer gelingen! So wird der Lohn der Tugend Dir anheimfallen zum ewigen Andenken!

Eingeſchloſſen erhältſt Du das offene Schreiben, unſer Bittgeſuch an alle Wohlthäter in Israel, um ihr Mitleid und Erbarmen rege zu machen, milde Spenden zum Bau des Andachtshauſes großmütig

zu widmen, welche ſie Dir einhändigen möchten, damit die Gelder uns, um ſo ſicherer und ohne überflüſſige Ausgaben zukommen möchten.

Wir wiederholen unſere Bitte: Beſchleunige die Sache Gottes und der Frömmigkeit ſo ſchnell als möglich und ſtrenge alle Deine Kräfte an, um uns durch Deine Beredtſamkeit den Segen Gottes zu erwirken, damit Du einſt der Gnade theilhaftig werdeſt, den Wiederaufbau Jeruſalems und die Sammlung der Verſprengten und Verſtoßenen Israels mit eigenen Augen zu ſehen.

Dieſes ſind die Worte Deiner treuen Freunde!

Die Vorſteher
der Gemeinde Aſchkenaſim Chaſſidim in Jeruſalem:
Riſſim Back, Salomo Nach, Sohn des ſel. Moſes,
Jacob Moſe Cohn.“

Aufruf.

Ihr edlen Gläubigen und Treuen in Israel, Ihr Vornehmen, Geehrten und Wohlthäter, feſte Stützen unſeres Volkes in Oeſterreich, Mähren und Böhmen! Gott ſei mit Euch, verleihe Euch Segen und Glücksgüter in allem Thun und Laſſen in Ewigkeit!

Zion verkündet Euch den Frieden, Jeruſalem, die heilige Stadt, das Heil des Ewigen! Er laſſe uns in ſeiner Huld den Aufbau des Tempels erleben, daß die Prieſter in ihren Tempeldienſt wieder eintreten und Israel wieder ſeine vorige Stellung erlange, bald in unſeren Tagen, denn die verkündete Zeitfriſt iſt nahe! Zion werde erlöſt durch Gerechtigkeit und ihre Gefangenen durch Tugend! Nun kommen wir vor Euch, des Volkes Edle! unſern Kummer auszuſchütten, mit Zuverſicht vertrauend, daß unſere aufrichtigen, vom Herzen ſtrömenden Worte auch zum Herzen der Edlen dringen werden, uns ein Zeichen der Milde zu erweiſen, wegen der Liebe zu Zion und der Anhänglichkeit zu Jeruſalem! Wir wollen nicht viele Worte machen und erhabene Reden führen, ſondern mit bebender Lippe und gedrücktem Gemüte in Kürze unſer Anliegen vortragen. Es iſt bekannt, daß überall, wo eine israelitiſche Religionsgenoſſenſchaft lebt, unſere Brüder auch ein Haus der Andacht, eine Synagoge beſitzen, wo ſie ihr Herz vor dem Herrn ausſchütten können. Nur unſere Gemeinde, die „Aſchkenaſim“ allein, die unter dem allgnädigen Schutze Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich hier in Jeruſalem, der heiligen Stadt, leben, ſind noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, hier ein Gotteshaus für

ihren Ritus zu beſitzen, ſondern müſſen ſich begnügen mit einem den Türken angehörigen Lokale, welches ſie zum Behufe der Verrichtung ihres Gebetes jährlich mieten, welcher Mietzins noch jährlich unverhältnißmäßig geſteigert wird. Auch ſind wir genöthigt, alle Jahre das Lokal unſerer Betſtube zu wechſeln, unvermögend, einen feſten, unwandelbaren Ort der Andacht zu beſtimmen. So müſſen wir leider herumirren in allen Ecken und Enden der Stadt, und das brennt in unſeren Herzen wie ein Dornenfeuer und kränkt unſer Gemüt. Gott möge ſich unſer erbarmen! Nun ſind es bereits dreizehn Jahre, daß wir durch große Anſtrengung einen Bauplatz zu einem Bethauſe an uns gekauft, einen herrlichen Bauplatz, dem Orte unſeres ehemaligen heiligen Tempels gegenüber. Auch haben wir die nötigen Bauſteine, trotz des großen Geldmangels, angeſchafft. Wir ſparten uns den Biſſen vom Munde ab, um nur die Baumaterialien zuſammenzubringen. Wiewohl überzeugt, daß die Baukoſten für unſere Kräfte unerſchwinglich ſind, ſo hegten wir das Vertrauen, daß hochherzige Menſchenfreunde uns ihre Unterſtützung angedeihen laſſen würden, um auch einen Antheil an dem Werke des Herrn zu haben! Leider aber, unſerer großen Sünden halber, gelang es uns bis jetzt noch nicht, unſer Vorhaben zu verwirklichen, da die Geſetze des Landes uns große Hinderniſſe in den Weg legten.

Da aber nunmehr durch des Allmächtigen Gnade wir einen Schutz und Schirm an dem edlen hochherzigen Grafen von Pizzamano gefunden, der den Willen der Regierung des ruhmgekrönten, mit allen Tugenden geſchmückten Monarchen, Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſef I., in Jeruſalem vertritt und als Conſul von Oeſterreich hier ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit nach allen Richtungen entfaltet; da dieſer edle Herr vor ungefähr fünf Monaten uns die Erlaubniß zum Bau eines eigenen Bethauſes von den Landesbehörden großmütig erwirkte, ſo betrachten wir dieſes als einen Wink vom Himmel. Möge der Allgütige den glanzvollen Ruhm ſeiner glorreichen Majeſtät bis an die Sterne erheben und die Räthe der Krone und Stützen ſeines Thrones mit ſeiner göttlichen Weisheit erleuchten. Leider aber iſt unſere Kraft gelähmt und unſere Geldmittel ſind erſchöpft. Die Theuerung, die Hungersnot hat uns gänzlich verarmt. Eigene Abgeordnete auszuſenden, um milde Gaben in fernen Landen zur Ausführung unſeres längſt gehegten Wunſches zu ſammeln, können wir aus verſchiedenen Urſachen nicht effectuiren, beſonders aus dem Grunde: weil die Reiſekoſten ſolcher Emiſſaire die Hälfte der einfließenden Gelder verſchlingen. Was uns beſonders betrübt, iſt die wiederholte Mahnung und Aneiferung, die von Seiten des Herrn Grafen von Pizzamano an uns oft ergeht: „den Bau endlich aufzuführen“, da jetzt die Bewilligung einmal er-

theilt wurde, welche im Verlauf der Zeiten Beschränkungen erleiden könnte, ohne dieser Mahnung Folge leisten zu können.

Nun hat es Gott gefügt, daß der verehrungswürdige, hochgelehrte Herr Doctor Ludwig August Frankl uns besuchte. An ihn wendeten wir uns mit der Bitte: daß er die Sache Gottes auf seine Schultern lade, die hochherzigen Wohlthäter in seinem Geburtslande zu bewegen, wohlthätige Spenden zum Bau der Gotteshallen uns zufließen zu lassen, da er mit eigenen Augen diese heiligen Stätten gesehen und mit eigenen Ohren die Ermahnungen des Consuls gehört hat. Darum wenden wir uns mit diesem Sendschreiben an alle Wohlthäter unseres Volkes, sie mit folgenden Worten des Psalmisten anflehend: Wer nur das Leben wünscht und glückliche Tage zu sehen liebt, der widme uns eine wohlthätige Gabe von seinem Gute nach Kräften und händige seine großmüthige Spende dem gedachten Herrn Doktor ein. Sämmtliche Beiträge werden zum Andenken in ein Denkbuch eingetragen werden, damit man an allen Sabbat- und Festtagen einen Segen für Euer Wohlergehen (Mi schebeirach) anstimme nach dem Ablesen des Gesetzbuches. Nach Eurem Namen wird das Gotteshaus benannt werden, und des Ruhmes Glanz eines Bethauses auf dem heiligen Berge in Jerusalem wird auf sie, die Wohlthäter, zurückstrahlen. Gottes Segen wird der Lohn sein; für jeden gespendeten Pfennig werdet Ihr ein Maaß voller Goldstücke erhalten und des Glückes theilhaftig werden, einst den Abglanz des Ewigen in seinem neuen Tempel zu schauen.

Dies sind die Worte der Vorsteher und Leiter der Gemeinde der „Aschkenasim", die sich unterzeichnen am Donnerstag der Parasche Pinchas am 14. des Monats Tamus 616 = 1856.

Jehuda, Sohn des Rabbi Dob David. Jesais Gottlieb. Löb Oxer aus Pidkanim. Nissan Stein. Löb Meinhart. Salomo Noach, Sohn des Moses sel. Hirsch Gottlieb. Israel Borg. Nissan Bak. Jakob Moses Gottlieb aus Sadegore. Löb Stein. Isak Feuermann.

Folgt die Legalisirung des k. k. österreichischen Consuls

Pizzamano.

Verzeichniß

der in Jeruſalem jetzt lebenden proteſtantiſch getauften Juden.

I. Aſchkenasim.

Namen des Familienhauptes.	Beſchäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Simon Roſenthal .	Gaſtwirth	Rußland	Jeruſalem	Frau, 6 Kinder
Bergheim	Kaufmann	Pr. Polen	„	Frau, 7 Kinder
Max Ungar . . .	Schneider	Ungarn	„	2 Kinder
Schor	„	Rußland	„	Frau, 2 Kinder
Moſes Orenſtein .	„	Rußland	„	1 Kind
Frau Hauſer . . .	Gaſtwirthin	Rußland	„	2 Kinder
Duckert	Dragoman	Rußland	„	Frau
Hefter	Miſſionär	Galizien	Ausland	Frau, Schweſter, 3 Kinder
Hanauer	„	Bayern	Jeruſalem	4 Kinder
Meſchulem	Agronom	Rußland	„	6 Kinder
Dines	Photograph	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Hirſchon	Miſſionär	Rußland	„	Frau
Stern	„	Ungarn	„	
Abram Ger	Schneider	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Joſel Schuſter . .	Schuſter	Rußland	„	Frau, 5 Kinder
Modche Elkes . .		Rußland	„	2 Kinder
Modche Schye . .	Uhrmacher	Rußland	„	Frau, 5 Kinder, Schweſter
Simon Apotheker .	Apotheker	Rußland	„	
Hirſch Minsker . .		Rußland	„	
Spiro		Rußland	„	
Samuel Twerſer .	Apotheker	Tiberias	„	
Samuel Berdyczow	Drechsler	Rußland	„	
Gerſchon		Rußland	„	
Aron Klempner . .	Klempner	Galizien	„	
Joſeſſon		Rußland	„	
Bloch		Rußland	„	
Samuel Hirſch . .	Tiſchler	Rußland	„	
Moſche Samuel . .	Diener	Rußland	„	
Moſes Blum . . .	Agronom	Rußland	„	
Im mech. Inſtitut				

II. Sepharedim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe Angehör
Schuchami	Missionär	Türkei	Jerusalem	Frau, 4
Morpurgo	Schreiber	Italien	"	Frau
Jizchak Kamchi . .		Jerusalem	"	Frau, 1
Israel Chalpo . .	Hausirer	Jerusalem	"	Frau, 3
Simon Bagdadi .		Jerusalem	"	Frau, 3
4 Kinder des Samuel Janischerli		Jerusalem	"	
Nissim Coral . . .		Jerusalem	"	
Chaim Nachman .	Buchbinder	Jerusalem	"	
Masand Mugrebi .		Marocco	"	Frau
Im mech. Institut Waisen in der Erziehungsanstalt .			"	

Giebt eine Summe von einhunderteinunddreißig Seelen.

Uebersicht der jüdischen Bevölkerung.

Palästina.

Jerusalem	5700
Safed	2100
Tiberia	1514
Hebron	400
Jaffa	400
Saida	150
St. Jean d'Acre . . .	120
Khaifa	100
Schafamer	60
Prkyin	50
Nablus	40
Rame	5
	10,639.

Syrien.

Damaskus	5000
Beirut	180
Deir el Kamar . . .	100
Chasbeia	100
Tripolis	40
	5420.

Zu König Davids Grab.

Wie zu den vorliegenden Aktenstücken, gelangte ich erst nach meiner Abreise von Jerusalem durch die Güte des Herrn Grafen Pizzamano zu den Maßen und Inschriften des Grabes König Davids.

Nachdem beides bisher unbekannt, so werden Forscher und die, welche sonst an den heiligen Denkmälern Jerusalems Theil nehmen, sie hier willkommen heißen.

Der steinerne Sarkofag, der, an die Mauer anstoßend, sich in schiefer Fläche gegen dieselbe erhebt, mißt, die Holzbekleidung eingeschlossen, 5⅙ Wiener Elle, seine Höhe bis zum Endpunkte der schiefen Fläche 2⁹⁄₁₂, die Höhe der schiefen Ebene selbst 1⅙ und die Breite der Bodenfläche 1½. Die fünf reich mit Gold verbrämten Teppiche sind Geschenke der Sultane: Mustafa, Selim, Abdulhamid, Mahmud und Abdul Medschid.

Auf diesen Teppichen und den Wänden sind die folgenden Inschriften zu lesen:

بسم الله الرحمن الرحيم

Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen.

نصر من الله وفتح قريب

Der Sieg kommt von Gott und eine Eroberung steht nahe bevor.

انا فتحنا لك فتحا بينا

Wir haben dich siegen gemacht in einem bedeutenden Kampfe.

يا دوٗد انا جعلناك خليفة فى الارض بين الناس
بالحق ولا تتبع الهوى فيضلك عن سبيل الله

O David! ich habe dich zu meinem Statthalter gemacht auf Erden und richte nun nach dem Gesetze unter den Menschen, und folge nicht der Leidenschaft, die dich vom rechten Wege abweichen macht.

وما ارسلناك الا رحمة للعالمين وبشر المومنين يا محمد

Aus Mitleid nur für die Menschen haben wir dich geschickt, und bringe nun, o Mahommed! den Gläubigen die frohe Botschaft.

لقد جاكم رسول من انفسكم عزيز عليه ما عنتم حريص عليكم بالمومنين روف رحيم فان تولوا فقل حسبى الله لا اله الا هو عليه توكلت وهو رب العرش العظيم

Wir schicken dich ihnen als Propheten, der du ein Mensch wie sie bist, der du mir wert bist und über sie wachtest zur Zeit ihres Ungehorsams, mild und gnädig, und wenn sie dich nicht hören wollen, sprich: Auf Gott rechne ich, ihm vertraue ich, er ist der Herr des himmlischen Thrones.

سبحان الذى اسرى بعبده ليلا من المسجد الحرام الى المسجد الاقصى

Gott, der seinen Diener bei Nacht vom heiligen Tempel in Mekka bis zum Tempel Aksa in Jerusalem kommen machte.

وما توفيقى الا بالله العلى العظيم

Und ich habe keine Stütze als Gott, den Allerhöchsten.

رب يسر ولا تعسر رب تمم بالخير

O Gott gewähre Gelingen meinem Werke, laß es nicht mißlingen, o Gott laß es enden mit Glück.

رأس الحكمة مخافة الله

Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht.

من صنت نجا

Wer schweigt, der rettet sich.

العلم طوب من ذهب

Die Wissenschaft ist ein goldenes Gefäß.

وما ربك بظلام العبيد

Gott ist nicht ungerecht gegen seine Diener.

قل اللهم مالك الملك تؤتى الملك من تشا وتنزع الحكم ممن تشا

Sprich: o Gott, Herr der Herrschaft, verleihe die Macht wem du willst und nimm sie von wem du willst.

وترى الملايكة حافين من حول العرش يسبحون بحمد ربهم وقضى بينهم بالحق وقيل الحمد لله رب العالمين

Die Engel, die den himmlischen Thron umgeben, singen und loben Gott. Du richte nach dem Recht zwischen den Menschen und sprich: Ich lobe Gott, den Herrn der Menschen.

وما يلقاها الا الذين صبروا وما يلقاها الا ذو حظ عظيم

Nur die Geduldigen gelangen in das Paradies und die Gott am meisten genehm sind.

من عمل صالحا فلنفسه ومن اسا فعليها وما ربك بظلام العبيد

Wer Gutes thut, thut es zu seinem Frommen, und wer Böses thut, schadet sich selbst. Gott übt nicht Gewalt gegen seine Diener.

فمن يعمل مثقال ذرة خيرا يره ومن يعمل مثقال ذرة شرا يره

Und wer ein Körnlein Gutes thut, findet Gott, und wer ein Körnlein Böses übt, findet Böses.

سبحان ربك رب العزة عما يصفون وسلام على المرسلين والحمد لله رب العالمين

Gott der Herr ist der Herr der Höhe, der Herr der Gerechten! Friede seinen Gesandten! Lob sei Gott, dem Herrn der Menschen.

Abgethan!

Nach Wien zurückgekehrt, fand ich eine Denkschrift bezüglich der „Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt" von einem Herrn Ignaz Deutsch an den kaiserlich österreichischen Consul in Jerusalem gerichtet.

Diese Denkschrift war, wie eine Schlußnote bemerkt, an das hohe kaiserliche Ministerium des Aeußern von jenem Herrn schriftlich überreicht, aber mit dem bezeichnenden feinen Schicklichkeits- und Anstandsgefühl, ohne den Erfolg abzuwarten, sogleich durch den Druck veröffentlicht worden.

Jener Herr hätte mir keinen willkommeneren Dienst erweisen können.

Das hohe Ministerium sendete die Eingabe an den kaiserlichen Internuncius in Konstantinopel mit der Weisung, über diese Angelegenheit von dem kaiserlichen Consul in Jerusalem Bericht zu verlangen.

Ich sah dem Erfolge mit selbstbewußter Ruhe entgegen und wirklich fand meine in diesem Buche mitgetheilte Darstellung eine amtliche Bestätigung, die mich der Mühe enthob, jene leichtfertige Denkschrift zu widerlegen.

In der Denkschrift heißt es: „Sämmtliche Religions- und Gemeindevorsteher der österreichischen deutschen Juden in Palästina haben über die Absichten und Reformbestrebungen des Dr. Frankl in Jerusalem an ihre Glaubensgenossen in ganz Europa jammervolle Berichte eingesendet."

Es fiel auf, daß diese jammervollen Berichte nur von Absichten und Bestrebungen sprachen, ohne das Wesentliche zu erörtern, wie und auf welche Art die Absichten und Reformbestrebungen in der Wirklichkeit ausgeführt werden sollen, und ganz von einer speziellen Angabe der Einzelheiten der Reformen schweigen.

Es heißt ferner: „Wie alle Berichte aus Jerusalem übereinstimmen, hat Dr. Frankl auf alle diese Vorstellungen keine Rücksicht genommen und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevertreter der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu gründen, mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen."

Es wurde deutlich und klar hervorgehoben, wie weit die oben angeführten Berichte: „und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevorsteher der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Kinderbewahranstalt zu gründen" — von der Wahrheit abweichen.

Die Vertreter von Vierfünftel der Bevölkerung haben um Errichtung der Anstalt dringend gebeten, und die weitere Angabe: „mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen", — zeigte sich nur als ein Produkt der wie es schien überaus fruchtbaren Fantasie der Berichterstatter.

Die Denkschrift enthält ferner: „Die Folgen dieser gewaltsamen Reformbestrebungen sind nun auf eine betrübende Weise eingetreten. — Die Aufregung und Verzweiflung unter den österreichischen Juden ist über alle Maßen."

Auch dieser Bericht zeigte sich nicht als ganz der Wahrheit gemäß, denn außer den spanischen sind auch die deutschen Juden der Chassidim u. s. w., unter denen viele österreichische Unterthanen sind, über die Errichtung der Anstalt sehr erfreut, und sogar viele achtbare Mitglieder der Gemeinde Peruschim haben ausdrücklich erklärt: „daß nur die Furcht vor einem Geldschaden, den ihre Gemeindevorsteher, die als Opponenten in dieser Angelegenheit sich auszeichnen, bei der Vertheilung der Almosen „Chaluka" ihnen zufügen möchten, sie von dem Genusse dieser Wohlthätigkeitsanstalt abhält."

Zugleich wurde berichtet, daß in Jerusalem keine besondere österreichische Gemeinde existirt, sondern die österreichischen Unterthanen unter alle Gemeinden vertheilt sind, die Vertreter aller Gemeinden, sowohl spanischer als deutscher, mit gleichem Rechte als Vertreter der österreichischen Unterthanen sich ausgeben können.

Die Denkschrift theilt mit: „Bereits sind ehrliche, wahrhaft fromme Gläubige verhaftet worden u. s. w., weil sie, ihre alten religiösen Einrichtungen durch neue Instituzionen gefährdet glaubend, ihren Schmerz auf eine auffallende Weise kundgaben."

Es wurde bemerkt, daß diese sogenannten ehrlichen, wahrhaft frommen Gläubigen den wiederholten Aufforderungen des kaiserlichen Consulats, keine Demonstrationen zu machen, Trotz geboten und den Dr. Frankl auf eine sehr wenig ehrliche, noch minder fromme Weise angegriffen haben, und das kaiserliche Consulat, um übeln Folgen vorzubeugen, sich zu der nicht angenehmen Pflicht veranlaßt sah, einige Individuen auf kurze Zeit zu verhaften.

Es wurde klar, daß zwei Zuschriften des kaiserl. königl. Consuls an den Herrn Rabbi Bordaki vom 10. und 15. Juni 1856 weder im

Original noch in richtiger Abſchrift an jenen Herrn Ignaz Deutſch gelangt ſeien, denn ſonſt hätte er gewiß den in den angeführten Zuſchriften gar nicht enthaltenen Satz: „Wurde derſelbe (Herr Bordaki) aufgefordert, ſeine Gemeindeangehörigen zu beſtimmen, ſich den Wünſchen und Abſichten des Dr. Frankl in Allem zu fügen", angeführt.

Die Denkſchrift führt an: „Sir Moſes Monteſiore u. ſ. w. niemals habe dieſer Herr die Abſicht gehabt, die Juden in Paläſtina wider ihre Abſichten zu ſtimmen."

Es wurde bemerkt, daß auch dieſer unermüdliche Veteran der Wohlthätigkeit für die Juden in Paläſtina, eine Unterrichtsanſtalt für die israelitiſche Jugend weiblichen Geſchlechts errichtet, perſönlich eingeweiht und eröffnet habe und undankbarer Weiſe in der Synagoge der Peruſchim „Churba" mit Exkommunikazion „Cherem" belegt und von einem Individuum öffentlich angegriffen und die Behörde veranlaßt wurde, den Angreifer zu verhaften.

In der Denkſchrift heißt es: „Ganz verſchieden iſt es, wenn der größere Theil irgend einer Gemeinde, oder mindeſtens ein anſehnlicher Theil derſelben das Bedürfniß in ſich fühlt, ihrem Gottesdienſt oder ihrem Lehr- und Erziehungsweſen eine andere Geſtaltung zu geben und zu dieſem Ende neue Inſtituzionen gründet; da wäre der Grundſatz ſtatthaft: wer über ſolche Anſtalten anders denkt, der möge ſich und ſeine Kinder von denſelben fernhalten; wie weit entfernt aber iſt ein ſolches Verlangen von der Judengemeinde in Paläſtina."

Es wurde dagegen bemerkt, daß nicht der größte oder angeſehenſte Theil einer Gemeinde, ſondern die ganze ſpaniſche Großgemeinde und die zwei Gemeinden der deutſchen Juden, wie geſagt 4/5 der jüdiſchen Bevölkerung um die Gründung dieſer Anſtalt gebeten haben, und nur die Vorſteher der kleinen Minorität 1/5 der Bevölkerung, die eine beſondere Gemeinde bilden und deren ganzer Gemeinde es freiſteht, von dieſer Anſtalt gar keinen Gebrauch zu machen, dagegen waren.

Die Denkſchrift ſagt: „Es iſt eine offenkundige Thatſache, daß nur ſolche Juden dorthin gehen, die einen unverbrüchlich frommen Lebenswandel hinter ſich haben, die bereits auf zeitliche Lebensgüter verzichten."

Es wurde die Bemerkung entgegengeſtellt, daß eine vieljährige Erfahrung in Jeruſalem viele Fälle aufzuzählen hat, die nicht beſonders geeignet ſind, für den unverbrüchlichen Lebenswandel und das Verzichten auf alle Lebensgüter, beſonders der aus Rußland, aus ver-

ſchiedenen Gründen heimlich ſich entfernenden Juden, als Beweiſe zu dienen.

Die Denkſchrift ſagt: „Möge berückſichtigt werden, daß dieſe Gemeinde bereits im zweiten Jahrhunderte unter dem allerhöchſten Schutze der öſterreichiſchen Kaiſer ſtehe.“

Man nahm ſich die Freiheit, dagegen zu bemerken, daß dieſe Gemeinde „Peruſchim“ und die deutſchen Juden überhaupt erſt ſeit dreißig Jahren in Jeruſalem anſäſſig ſind.

Die Denkſchrift ſagt: „Und ſo möge nur der Grundſatz, der in allen Gemeinden des öſterreichiſchen Kaiſerreiches eine allgemeine Geltung hat, auch für die öſterreichiſchen Juden in Paläſtina zu Recht beſtehen, daß alle Stiftungen und Inſtituzionen, die irgend Jemand für israelitiſche Unterthanen in der heiligen Stadt zu gründen beabſichtigt, nur mit der vollkommenen, freien Einwilligung der geſetzlich beſtehenden Religions- und Gemeindevorſteher dieſelben ins Leben treten können, dann möge auch Dr. Frankl eine Kinderbewahranſtalt in Jeruſalem gründen, nur möge das Bethaus und der Gottesdienſt ſowohl als der Unterricht der Jugend wie bisher ausſchließlich der Leitung und Ueberwachung der Religions- und Gemeindevertreter anvertraut bleiben.“

Es wurde zu beſonderer Beruhigung dagegen mitgetheilt, daß bei der Gründung der Simon Edlen von Lämel'ſchen Lehranſtalt ganz nach dem angeführten Grundſatze verfahren wurde, indem dieſelbe mit der vollkommen freien Einwilligung der geſetzlich beſtehenden Religions- und Gemeindevorſteher, des Oberrabi mit ſeinem Rabbinenkollegium, der ſpaniſchen und der Gemeindevorſteher der deutſchen Chaſſidim und der deutſch-holländiſchen Gemeinde ins Leben getreten iſt.

Der Gottesdienſt ſowohl als der Unterricht der Juden iſt ausſchließlich der Leitung und Ueberwachung der Religionsvertreter der angeſehenſten Mitglieder des Rabbinenkollegiums anvertraut.

Eine noch ſchlagendere Widerlegung der Denkſchrift fand durch folgenden amtlichen Akt ſtatt:

Die in der Denkſchrift des Ignaz Deutſch gemachten Angebungen veranlaßten den kaiſerlichen Conſul in Jeruſalem eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, um zur vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, ob in der Wirklichkeit keine von den angegebenen Reformen ſich eingeſchlichen haben.

Es wurden alle Rabbinen und Vorsteher der verschiedenen Gemeinden schriftlich aufgefordert, die folgenden vier Fragen zu beantworten:

1. Hat Herr Dr. L. A. Frankl in der von ihm am 27. Juni d. J. im Namen der Frau Elise Herz eröffneten Unterrichtsanstalt in Jerusalem religiöse Reformen eingeführt?

2. In was bestehen diese Reformen?

3. In wie weit sind dieselben gegen den religiösen Glauben und die Gebräuche der Juden?

4. Ist mit dieser Lehranstalt ein Bethaus vereinigt und ein europäisch moderner Gottesdienst eingeführt worden?

In den schriftlichen Antworten erklären:

Der Oberrabbi mit seinem Kollegium der spanischen Gemeinde,

die Rabbinen und die Vorsteher der deutschen Chassidim und endlich

die Rabbinen und der Vorsteher der deutsch-holländischen Gemeinde:

Daß bei der Errichtung dieser Anstalt nicht die mindesten religiösen Reformen eingeführt wurden, und daß die Knaben ihre Gebete nach dem alten Ritus verrichten und somit gar keine Spur von einem europäisch modernen Gottesdienst existire.

Die obengenannten Rabbinen, besonders die der spanischen Juden, fühlen sich verletzt, sprechen mit Erbitterung über ihre Gegner, die gegen die Wahrheit so grob verstoßen, Dinge erdachten, von denen sie betheuern, daß dieselben nicht im Entferntesten existiren.

Die Rabbinen und Vorsteher der Gemeinde Jerusalem und die Rabbinen und Vorsteher der Warschauer Gemeinde antworteten: Daß die ihnen bekannte religiöse Tendenz des Gründers, Herrn Dr. L. A. Frankl, ferner die in der Anstalt existirenden gemalten Bilder der biblischen und Naturgeschichte, sowie der Unterricht in fremden Sprachen nicht im mindesten anstößig sei.

Die Rabbinen und Vorsteher der Galizianer Gemeinde beschränkten sich in der Antwort nur auf die religiöse Tendenz des Dr. Frankl als Ursache der Nichtannahme der Anstalt. Von einem europäisch modernen Gottesdienst aber schwiegen die Vertreter der drei letzten Gemeinden gänzlich.

Die Rabbinen der drei ersten Gemeinden, nämlich der spanischen, der Chassidim und der deutsch-holländischen Gemeinde, befragt über die Einwendung der drei letzten Gemeinden, erwiderten, daß die persönlichen religiösen Ideen des Herrn Dr. Frankl, die ihnen übrigens von keiner schlechten Seite bekannt sind, kein Anstoß seien; daß die persönliche

Ansicht des Stifters oder des Vollziehers mit den Anordnungen des Stifters gar keine Gemeinschaft mit der Stiftung selbst habe, und nur die letzte sei zu untersuchen, ob sie nichts gegen die Religion enthalte; als Beweis der Richtigkeit ihrer Meinung führen sie an die so vielen in allen vier Welttheilen gesammelten Spenden, die von Personen mit verschiedenen Ansichten und sogar ganz fremder Religion kommen und doch von allen Israeliten der heiligen Stadt genossen werden. Die Bilder, glauben sie, da sie nur gemalt und nicht erhaben sind, wären dem Gesetze nach erlaubt, und sind zu unbedeutende, leicht zu entfernende Gegenstände, die nicht verdienen, in Frage gestellt zu werden. — Der Unterricht in fremden Sprachen, der gegenwärtig auf die arabische Landessprache sich beschränkt, ist ein dringendes Bedürfniß, welches nicht im mindesten gegen die Religion anstößig ist.

Es ergab sich als Schluß der ganzen Untersuchung, daß die große Majorität der Juden große Sympathie für die Simon Edlen von Lämel'sche Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt besitzt, während die kleine Minorität dagegen ist und ihre Meinung jener aufzudringen sucht.

Es wurde dem Ignaz Deutsch hiernach zur eigenen Entscheidung überlassen, welche Erziehung für die jüdische Jugend zweckmäßiger sei, ob diejenige der in Rede stehenden Anstalt, oder die der neunundreißig in der englischen Missionsschule erzogenen jüdischen Kinder (siehe: Allg. Zeitung, Nr. 167, Jahrg. 1856).

Man erwartete von Herrn Ignaz Deutsch, daß er den ihm nun authentisch bekannten Sachverhalt zur Ehre der Wahrheit und zur Aufklärung des durch seine Denkschrift irregeleiteten Publikums ebenfalls durch den Druck mittheilen werde.

Herr Ignaz Deutsch that dies nicht.

Der ruhigen, unparteiischen und gerechten Beurtheilung mag es überlassen bleiben, eine Handlungsweise richtig zu bezeichnen, welche sich beeilt, zugekommene Lügen und Verleumdungen durch den Druck zu verbreiten, die authentische Widerlegung derselben aber, ungeachtet der directen Aufforderung zur Veröffentlichung, der Lesewelt vorenthält.

Wirkung in Jerusalem.

Welches Befremden und welche Entrüstung in Jerusalem über die Denkschrift jenes Herrn Ignaz Deutsch wach wurde, findet in den nachfolgenden beiden Briefen ihren Ausdruck.

Der Pascha von Jerusalem an Dr. L. A. Frankl.

„Hochstufiger, vielgradiger, ehrwürdiger, einsichtsvoller, die Treue ehrender Doctor Frankl!

Wie es das Bekannte Ihrer Freundschaft ist, hat die Unterthanin der erlauchten österreichischen Regierung Frau Elise Herz hier eine Anstalt errichten lassen, um die Volkskinder durch Beseitigung ihrer bisherigen thörichten Unwissenheit die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes und einer wohlthuenden Erziehung genießen zu lassen.

Während Ihrer Anwesenheit (der Anwesenheit Ihrer freundschaftlichen Person) hierorts in Angelegenheiten der erwähnten Schule kam mir ein Gerücht zu Ohren, demzufolge damals unter den hiesigen Juden eine Ihrem edlen Streben entgegengesetzte und feindselige Stimmung geherrscht haben sollte. — Wie es allgemein bekannt ist, hatte ich mich zur Zeit der Eröffnung dieser Schule in Gesellschaft des Oberrabbi und mehrerer anderen Rabbinen dahin begeben, und damals, außer der vollkommensten Befriedigung und der übermäßigen Danksagung sämmtlicher Anwesenden ob der Realisirung dieses so edlen Werkes, nichts auf jenes Gerücht Bezügliches vernommen. Und selbst jetzt, wo das Volk seine Kinder freudig in jene Schule sendet, hat es (Gerücht) sich als völlig grund- und bodenlos und als böswillige Erfindung erwiesen.

Ich beeile mich, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen und hoffe, daß die zwischen uns bestehende Freundschaft stets wachsen und gedeihen werde.

Jerusalem den 29. Safer 1273.

Ismail Kiamil Pascha."

Der voranstehende Brief ist türkisch und dessen Uebersetzung durch die Güte des mir befreundeten kaiserlichen Obersten und Direktors der k. k. orientalischen Akademie in Wien, Herrn Philipp von Körber, veranlaßt.

Die Rabbinen von Jeruſalem an Herrn Dr. L. A. Frankl.

„Mit der Hilfe des Herrn, der thronet zu Zion und der Jeruſalem errichtet!

Wir zitterten und bebten ob des Gerüchtes, das uns zu Ohren gekommen iſt: Läſterer ſind ausgegangen, die überall laut die Lüge verkünden, als hätte Doctor Frankl zur Zeit der Gründung der Simon Edlen von Lämel'ſchen Schule auch irgendwie Reformen nach neuer Art im Bethauſe einführen wollen.

Darum bekennen und bezeugen wir, daß, ſo oft wir auch mit Doctor Frankl über benannte Schule geſprochen haben, wir nie auch nur die leiſeſte Andeutung vernommen, die dahin gegangen wäre, die geringſte Reform in unſeren Glaubenslehren oder in unſerm Bethauſe zu befürworten. Jetzt, wo die Schule in voller Thätigkeit iſt, iſt ſie eben nach den Grundſätzen unſerer heiligen Religion in vollem Maße errichtet, ohne daß auch nur die unbedeutendſte Veränderung ſtattgefunden hätte.

Dieſes unſer Zeugniß iſt wahr wie der Ausſpruch Gottes. Geſchrieben und geſiegelt mit eigener Hand nach Recht und Gerechtigkeit in der heiligen Stadt Jeruſalem am 24. Tiſchri 5617. („Verſtummen ſollen die Lippen, die gegen den Gerechten die Unwahrheit ſprechen.")

Das Geſagte iſt klar und wahr.

Chajim Riſſim Abulafia,
Chacham Baſchi.
Chajim David Chazan,
Mordachai Mejuchas,
Rafael Meyer Panigel,
Mitglieder des Großrabbinenkollegiums in Jeruſalem."

„Der unterzeichnete Vorſteher der deutſchen Chaſſidim beſtätigt hiermit das Vorhergeſagte, daß Doctor Frankl weder durch Wort noch durch That irgend etwas Reformatoriſches begünſtigt hat.

Riſſim Back,
Vorſteher und Rabbi."

„Die Wahrheit ſoll geſagt und niedergeſchrieben werden, daß das Obige in Betreff des Doctor Frankl wahr iſt. Derſelbe hat nichts geſprochen, was reformatoriſch wäre, viel weniger, daß derſelbe in der Schule etwas eingeführt hätte, was gegen das Geſetz Moſes und der Juden wäre.

Joſef Schwarz,
Vorſteher und Rabbi."

„Auch ich fühle mich verpflichtet, die Wahrheit des Obengesagten zu bestätigen, daß nicht die kleinste Neuerung, weder im Glauben noch beim Gebete, von Seite des Doctor Frankl unternommen worden ist.

Nathan Coronel,
Rabbi."

Inhalt und Unterschriften bestätigend:

Der k. k. Consul
Pizzamano.

Die hebräischen Originale, wie überhaupt alle Documente, worauf in diesem Buche Bezug genommen wird, befinden sich in meinem Besitze; die Uebersetzung wurde theils vom Rabbi Herrn Horwitz, theils von Herrn Dr. M. Letteris besorgt.

Statuten der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem.

Diese von Frau Elise Herz, gebornen von Lämel, zum Andenken ihres seligen Herrn Vaters, Simon von Lämel, mit einem Kapitale von 50,000 fl. in 4½ prozentigen k. k. österreichischen Staatspapieren fundirte Anstalt steht unter dem Schutze der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und ist der Oberaufsicht des kaiserlich österreichischen Consulates in Jerusalem empfohlen.

Kuratoren der Anstalt

sind die jeweiligen Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Wien.

Die Aufgabe der Anstalt

ist eine doppelte:
eine religiös geistige,
eine materielle,
und zwar der mittellosen israelitischen Jugend Unterricht zu ertheilen und den armen Kindern Kost und Kleidung zu verabreichen.

Die Zahl der Aufzunehmenden.

Aufgenommen werden 40 Kinder, 20 interne, welche Kost und Kleidung erhalten, 20 externe, die nur am Unterrichte theilnehmen.

Bedingungen der Aufnahme.

Bei der Aufnahme sind zu berücksichtigen:
Kinder österreichischer Unterthanen,

vater- oder mutterloſe,
vaterloſe,
mutterloſe
} Waiſen,
arme Kinder überhaupt.

Bei gleicher Berechtigung entſcheidet das Loos.

Unterrichtsgegenſtände.

Die Kinder erhalten Unterricht:
In der Religion,
in den Elementargegenſtänden, vorläufig in der hebräiſchen und arabiſchen Sprache, denen ſich ſpäter die deutſche und italieniſche anſchließen ſollen,
im Schreiben,
im Rechnen,
in Naturlehre, Geografie u. dergl.

Dauer des Unterichtes.

Die Kinder, die in einem Alter von wenigſtens 5 Jahren ſein müſſen, verweilen 3 Jahre in der Anſtalt, nach welcher Zeit ſie Anderen Raum machen.

Lehrer und Verwalter.

Es fungiren zwei Lehrer an der Anſtalt:
Ein Oberlehrer und
ein Unterlehrer.

Der erſtere iſt verpflichtet, den höhern Unterricht zu ertheilen, den niedern zu überwachen, die Ordnung der Anſtalt zu erhalten, die Oekonomie zu leiten und durch ſeine Gattin, wenn er verheirathet iſt, die Küche beſorgen zu laſſen. Der Unterlehrer fungirt als Gehilfe und iſt dem Oberlehrer untergeordnet.

Dienerſchaft.

Ein Pförtner bewacht das Haus, hat für die Reinlichkeit deſſelben zu ſorgen und iſt in der Küche angewieſen, rückſichtlich des Waſſerſchöpfens, der Feuerung u. ſ. w. mitzuhelfen.

Das leitende Comité

beſteht aus 5 Perſonen und überwacht unmittelbar die Anſtalt.

Ein vom Comité gewähltes Mitglied führt den Vorſitz und die Kaſſe.

Ein Controleur unterfertigt die Quittung mit, gegen welche beim kaiſerlichen Conſulate die Monatquote erhoben und ebenſo die Jahresrechnung revidirt wird.

Zwei Mitglieder überwachen den Unterricht, die Moral der Zöglinge u. ſ. w.

Das Comité hält jeden 15. und letzten des Monats eine Sitzung, bei welcher die Majorität der Stimmen entſcheidet.

Das Comité veranſtaltet mit Ende jeden Semeſters eine öffentliche Prüfung und verfaßt einen raiſonnirenden Bericht über die Leiſtungen und den Stand der Anſtalt mit jedem Jahresſchluſſe an die Kuratoren in Wien, dem zugleich die Jahresrechnung beigegeben wird, ſowohl über die kurenten, als außerordentlichen Ausgaben, die jedoch niemals die Zinſen des Stiftungskapitals überſteigen dürfen.

Das Comité haftet für die ihm übergebenen und in einem Verzeichniſſe namhaft gemachten Gegenſtände: Silbergeräthe, Geſchirre, Bücher, Bilder u. ſ. w. — Das Verzeichniß iſt vom Comité unterfertigt und beim kaiſerlichen Conſulate niedergelegt.

Wichtige Gegenſtände, als Lokalveränderung, Wahl des Oberlehrers, Veränderungen im Comité ſind beim kaiſerlichen Conſulate mitzutheilen.

Sollte dieſes jedoch anderer Anſicht und eine Vereinigung der Stimmen nicht möglich ſein, ſo iſt ein motivirendes Protokoll aufzunehmen und der Gegenſtand den Kuratoren in Wien zur Entſcheidung vorzulegen.

Auflöſung der Anſtalt.

Sollte die Anſtalt dem Sinne und dem Willen der Stifterin innerhalb dreier Verſuchsjahre nicht entſprechen, ſo ſteht es ihr zu, den Stiftungsbetrag dem in ihrem Stiftsbriefe näher bezeichneten Zwecke (Stiftungen für Studirende in Prag und in Wien) zuzuführen, oder noch eine Verſuchszeit zu beſtimmen.

Die Genehmigung der vorliegenden prov. Statuten iſt ſowohl von der Stifterin als von den Kuratoren abhängig und der Entwurf der kaiſerlichen öſterreichiſchen Regierung vorzulegen und Sankzion zu erbitten.

Das leitende Comité

beſteht derzeit aus den Herren:

David Chazan,
Stellvertreter des Chacham Baſchi in Jeruſalem. Vorſitzer und Kaſſirer.

Dr. Fränkel Simon,
Direktor des Monteflore'ſchen Dispenſatory.

Mejuchas Mordachai,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jeruſalem. Aufſicht des Unterrichts und der Moral.

Dr. Neumann Bernhard,
Direktor des Rothſchild'ſchen Hospitals. Controleur und Sanitätsaufſicht.

Panegel Meyer,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jeruſalem. Aufſicht des Unterrichts und der Moral.

Lehrer- und Dienstpersonal.

Herr Perez Moschon, Oberlehrer und Verwalter.
„ Moreno Chajim, zweiter Lehrer.
Moschin Senior, Pförtner.

Eine Instrukzion

für die beiden Lehrer und den Pförtner wird von dem löbl. Comité gegeben; ebenso die Schulordnung, zu welcher hier nur bemerkt wird, daß ein Knabe, der 3 Tage von der Schule wegbleibt, d. h. 3 mal ohne eine genügende Entschuldigung vorzubringen, ausgeschlossen wird und die ihm gegebene Kleidung abzunehmen ist.

Für den Ausgeschlossenen findet sofort die Aufnahme eines andern Knaben statt.

Jerusalem, 4. Juli 1856.

Dr. L. A. Frankl.

Folgen die Unterschriften der Comitémitglieder.

Zum Schlusse.

Ehe ich diese Blätter schließe, drängt es mich, dem tiefgefühlten Danke Ausdruck zu geben, den ich vor Allem dem hohen k. k. österreichischen Ministerum des Aeußern, vielen hohen und bedeutendsten Persönlichkeiten schulde, die durch eindringliche Empfehlung mich unterstützt haben, die mir gewordene Aufgabe glücklich zu lösen, eine humanitäre und geistige Anstalt ins Leben zu rufen.

So möge denn eine Schule, die zum ewigen Andenken des edlen Mannes, dessen Namen sie führt, blühen und Früchte tragen, wie sie zugleich ein Monument für die großmütige, edle und fromme Stifterin ist.

Sie wird bestehen und gedeihen, geschützt von Oesterreich, dessen Beruf es ist, die Kultur nach Osten zu tragen.

Der kleine Widerstand, den die Gründung gefunden hat und welcher selbst nur künstlich hervorgerufen war, ist verschwunden, und laut Mittheilungen des kaiserlichen Generalconsuls, Herrn Grafen Pizzamano bewerben sich bereits ehemalige Widersacher um die Aufnahme ihrer Kinder. Der amtliche Bericht lautet nach nunmehr zweijährigem Bestande der Anstalt vollkommen befriedigend, und nur der eine Wunsch wird lebhaft ausgesprochen, daß das Stiftungskapital durch Wohlthäter, denen die Bildung und Erziehung ihrer Glaubensgenossen,

in der ihnen ewig heiligen Stadt am Herzen liegt, vermehrt werden möchte.

Die Zahl der sich andrängenden Kinder wird eine immer größere, während bis jetzt die Mittel nur für 40 ausreichen.

Schon weiset die k. k. Wiener Zeitung vom Januar dieses Jahres eine Summe von 200 fl. nach, welche eine unbekannte Dame zum Stiftungskapitale der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem gespendet hat.

Durch Anregung des Rabbiners in Baja, Herrn Dr. Blücher, haben zwei dortige geehrte Gemeindemitglieder jeder 5 fl. der Anstalt gewidmet und ein drittes Gemeindemitglied für dieselbe in seinem Testamente großmütig bestimmt.

Jeder an die Kuratoren der Anstalt, das ist an die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien gelangende Beitrag wird mit dem besten Danke angenommen und ordnungsmäßig dem Stiftungskapitale zugefügt.

Wien, im Mai 1858.

Frankl.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

DATE DUE

JUN 30 1989

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

52 89 73ST2 53 005 BR 2V 6484

Stanford University Libraries
3 6105 121 192 590

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004